This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ga 110.770.

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIÆ
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.
23 Jan. 1873.

Ga 110.770

UNTERSUCHUNGEN

ÜBER DAS

GRIECHISCHE DRAMA

VON

Emil
E. W. H. BRENTANO
DR. PHIL.

ERSTER THEIL:

ARISTOPHANES.

FRANKFURT A. M.
HEYDER & ZIMMER.
1871.

1873, Jan. 23.

Subscription Fund.

(Ier Theil.)

Vorwort.

Obwohl die Untersuchungen über einige Komödien des Aristophanes, welche in diesem ersten Theil veröffentlicht sind, mit einer neuen Ansicht über die kritische Beschaffenheit der gesammten Hinterlassenschaft dieses Autors hervortreten, so erheben sie doch keineswegs den Anspruch, auch im Einzelnen schon durchweg festbegründete Ergebnisse und abschliessende Belege für jene Ansicht aufzustellen. Sie wollen zunächst nur die Aufmerksamkeit der Kritiker von neuem auf die eigenthümliche Verfassung dieser Komödien hinlenken und zugleich eine Andeutung geben, wie jene Auffassungsweise, deren unbedingte Billigung wohl erst nach weiteren Darlegungen und nach vielfachen Erprobungen durch andere Kritiker wird erfolgen können, sich auf ganz natürlichem Wege gebildet hat.

Ohne von irgendwelchen einseitigen ästhetischen Voraussetzungen beeinflusst zu sein und auch ohne irgendwelche Neuerung zu beabsichtigen, ist der Verfasser an die Prüfung des vielbesprochenen Zustandes der Wolkenkomödie herangetreten, eines Stückes, dessen Hauptgebrechen an Form und Inhalt man bekanntlich daraus erklären will, dass es in unvollendetem Zustand überliefert worden und dass es eine Mischung zweier Bearbeitungen sei. Die principielle Richtigkeit dieser letzteren Erklärungsweise steht heutzutage für die meisten Kritiker wohl ausser Frage. Zweifelhaft aber war es bisher, wie weit man in der Ausscheidung der selbständigen und mit einander schwer

vereinbaren Partien der beiden Recensionen vorgehen dürfe. Indem nun der Verfasser die in dieser Hinsicht bereits erzielten Resultate nach allen Seiten hin erwog, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, dass eine endgiltige Lösung dieses kritischen Problems gänzlich unerreichbar ist, solange man es unterlässt: erstens die in den übrigen aristophanischen Komödien schon nachgewiesenen oder doch ziemlich handgreiflich hervortretenden Verderbnisse ähnlicher Art zur Vergleichung heranzuziehen und die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprunges derselben zu erörtern, zweitens aber auch einen anderen, mit allen diesen Untersuchungen in engstem Zusammenhang stehenden Punct zu verfolgen, nämlich die Frage: ob es denn angesichts der rühmenden Urtheile des Alterthums und der fast absoluten Vorzüglichkeit vereinzelter Partien innerhalb der überlieferten Stücke nicht erlaubt sei, an die alte Komödie überhaupt etwas höhere formale Anforderungen zu stellen als an eine zusammenhangslose Posse oder an ein wirres und widerspruchsvolles romantisches Zaubermärchen, ob es demgemäss nicht erlaubt sei, wenigstens in Bezug auf die einheitliche Composition, auf das Princip des ὥςπερ ζῶον ἓν ὅλον, auf die Einheit des Mythos, wie dies alles ja auch in dem horazischen *denique sit quidvis simplex dumtaxat et unum* so eindringlich als elementarstes Erforderniss für jede Dichtung hingestellt wird, etwas grössere Ansprüche an einen hellenischen Kunstdichter zu machen. Ist doch neuerdings hauptsächlich seit G. Hermann's, F. G. Welcker's und F. Ritschl's Hinweisen auf gewisse symmetrisch gegliederte Partien des Drama mehr und mehr auch das rein formale Moment, die Gebundenheit an strenge, fast starre Compositionsgesetze neben dem freiesten geistigen Aufschwung als ein wesentliches Merkmal der hellenischen Poesie überhaupt erkannt worden.

Mit Rücksicht auf alle diese Puncte hat nun der Verfasser die Wolkenfrage noch vor ihrer völligen Erledigung verlassen und eine kurze Skizze angereiht, in welcher einstweilen die Beschaffenheit dreier anderer Komödien mit Hilfe eines strengeren Maassstabes geprüft wird, eine Skizze, in welcher die Reihenfolge der behandelten Stücke vielleicht insofern eine unsystematische ist, als an die Stelle der Vögel wohl besser ein schon anderweitig verdächtigtes Stück, wie z. B. die Frösche oder der

Frieden, getreten wäre, eine Skizze endlich, in der wohl manche unausgefüllte Stelle sich fühlbar macht und auch wohl mancher Fehlstrich eine gründliche Nachbesserung oder völlige Beseitigung erheischen mag, ohne dass darum das Gesammtergebniss dieser vorläufigen Untersuchungen ernstlich in Frage gestellt zu werden braucht.

Dies Gesammtresultat ist nun freilich derart, dass es über Alles, was vordem in der Aufdeckung vereinzelter Verderbnisse der aristophanischen Stücke geleistet worden ist, sehr weit hinausführt. An die Stelle eines pedantischen Nachlassordners oder eines sehr unachtsamen und unzuverlässigen Abschreibers oder wem sonst auch immer man bisher die Urheberschaft der mit Sicherheit erkannten Verunstaltungen zuzuschreiben pflegte, tritt hier zum erstenmal die Voraussetzung einer bewussten, ja handwerksmässigen, tiefeingreifenden Umarbeitung dieser Dichtungen durch einen unbekannten Redactor späterer Zeit. Diese Voraussetzung muss, wie der Verfasser sich wohl bewusst ist, für den Augenblick einer streng wissenschaftlichen Beweisführung noch entbehren. Immerhin aber scheint sie ihm den an jede Hypothese zu stellenden beiden Hauptforderungen vollständig zu genügen, indem einerseits kein positives historisches Moment gegen sie aufgestellt werden kann und andererseits mit ihrer Hilfe eine Anzahl auffallender Thatsachen einfacher und besser erklärt wird als durch die bisherigen Voraussetzungen. Dass aber aus einem solchen Fälschungsvorgang nicht nur die zahlreichen, über das Maass gewöhnlicher Textescorruption hinausgehenden Verderbnisse, sondern namentlich auch gewisse Absonderlichkeiten in der ganzen Anlage jener Komödien theoretisch sich in wirklich ausreichender Weise erklären lassen, ist einleuchtend. Wirkliche Schwierigkeiten möchten sich erst da einstellen, wo es sich um die Beschaffung direkter äusserer Nachweise handelt.

Wenn nun aber auch der Gedanke, dass gerade die aristophanischen Stücke zu irgend einer Zeit eine systematische Ueber- und Umarbeitung erlitten hätten, in Ermangelung eines solchen directen Zeugnisses Vielen auf den ersten Blick geradezu abschreckend erscheinen mag, so gestaltet sich doch die Sache ganz anders, sobald man die Behandlung dieser Frage mit den übrigen derartigen Erscheinungen auf dem Gebiete des griechi-

schen Drama und der griechischen Litteratur überhaupt in einen engen, naturgemässen Zusammenhang bringt, wie dies der Verfasser in dem zweiten Theil seiner Untersuchungen unternommen hat. Alsdann gewinnt man bei consequenter Forschung sofort zwei Puncte von grosser Wichtigkeit: erstens nämlich die Gewissheit, dass es in der Geschichte der Ueberlieferung jener Litteratur in der That einen Zeitraum gegeben hat, wo derartige Umarbeitungen sehr wohl möglich waren, einen Zeitraum, wo inmitten des rapiden Zersetzungsprocesses, dem das antike Geistesleben erlag, die Tradition der klassischen Schriften der Hellenen, gleichsam nur noch an einem einzigen schwachen Faden hängend, ausschliesslich in die Gewalt der denkbar unzuverlässigsten Hüter gegeben war, einen Zeitraum, wo der ganze geistige Horizont der damaligen Träger des Hellenismus sich so unbegreiflich verengerte, wo ihnen die Fähigkeit zur Bewältigung und freien geistigen Reproduction der umfangreichen altklassischen Litteratur so vollständig abhanden kam, dass nahezu ihre ganze litterarische Thätigkeit sich auf Compilieren, Excerpieren und Contaminieren beschränkte, einen Zeitraum endlich, wo nachweislich eine ganze Reihe der willkürlichsten Verunstaltungen und Umarbeitungen vorzüglicher alter Schriftwerke (auch die compilatorische Verarbeitung der klassischen Werke der alten römischen Juristen gehört gewissermassen hierher) ganz ungescheut vorgenommen wurde. Es ist dies die Zeit des Uebergangs der litterarischen Tradition von Alexandria nach Byzanz, die älteste byzantinische Zeit, in welcher die oekumenischen Lehrer als die privilegirten Vertreter der Wissenschaft nach Belieben mit der klassischen Litteratur schalten konnten.

Zweitens aber ergiebt sich auch aus einem Ueberblick über die bisherigen Leistungen der höheren Kritik auf dem Gebiete der einzelnen Autoren die Gewissheit, dass die aristophanischen Stücke hinsichtlich ihrer inneren Störungen keineswegs vereinzelt dastehen. Dass die erhaltenen Ueberreste der Commentare der Alexandriner, sowie der alten lexicalischen, grammatischen und metrischen Schriften, dass ferner eine Anzahl von Autoren niederen Ranges, wie Ailianos, Diogenes Laertios, Galenos, Apollodoros, Stephanos von Byzanz u. a. m. die evidentesten Spuren einer mehr oder minder tiefgreifenden.

Verunstaltung aufweisen, gilt seit längerer Zeit als eine ausgemachte Sache, ohne dass man jedoch den Ursprung und die Tragweite dieser Erscheinung von einem gemeinsamen Gesichtspunct aus zu erwägen bemüht war. Aber auch bei vielen Autoren ersten Ranges häufen sich von Tag zu Tag die bedenklichsten Anzeichen. Wir erinnern, um von den an verschiedenen Dramen wie z. B. der Iphigeneia in Aulis, der Medeia, dem Hippolytos, dem Rhesos, dem Oidipus auf Kolonos, dem Prometheus, den Sieben bereits gemachten Wahrnehmungen gänzlich abzusehen, vor allem an die Verhandlungen über gewisse Reden des Demosthenes und der übrigen attischen Redner, über einige Dialoge des Platon, über nicht wenige Schriften des Plutarchos, des Xenophon und namentlich des Aristoteles, bei welch letzterem Autor die Kritiker im Verlaufe der vorsichtigsten, eindringendsten und äusserst methodischen Untersuchungen, im Grunde genommen, jetzt vor die merkwürdige Alternative hingeleitet sind: entweder den gesammten überlieferten Bestand der aristotelischen Schriften, der übrigens durch alte Citate auffallend schwach bezeugt ist, für unecht zu halten oder aber die Gesammtheit seiner verlorenen, nur aus indirecten Quellen uns bekannt gewordenen Schriften. Wir erinnern ferner an die Ergebnisse der höheren Kritik in Sachen der orphischen Dichtungen, der Anakreonteia, des Theognis, des Manethon, des Lykophron, des *Hesiodos*, der homerischen Hymnen, sowie einzelner Stücke des Theokritos. (Die „homerische Frage" wird man hierbei zunächst noch ausser Betracht lassen müssen.)

Obgleich nun bei der Behandlung dieser und noch mancher anderer Probleme von Seiten der Kritiker — unter ihnen finden sich nicht selten Männer wie A. Schäfer, A. Westermann, L. Spengel, Ch. A. Brandis, G. Hermann, die Niemand einer übertriebenen Neigung zur Skepsis zeihen kann — eine Fülle von Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgewandt wurde, um die an jenen Autoren verübten umfassenden Fälschungen und Umarbeitungen zu erweisen, so erlangten sie doch nur in seltenen Fällen die allgemeine Zustimmung. Indem man auf gegnerischer Seite mit nicht geringerem Scharfsinn mancherlei Beweismomente für die Echtheit der bedrohten Stücke zusammen-

suchte, hob man in der Regel, wenn alle anderen Hilfsmittel nicht ausreichten, mit ganz besonderem Nachdruck die Unmöglichkeit der Zeitbestimmung eines solchen Fälschungsvorganges oder auch die Unwahrscheinlichkeit desselben hervor und erreichte damit meistens auch soviel, dass der Streit als unentscheidbar abgebrochen wurde. Ganz natürlich; denn die gewöhnliche Meinung jener Kritiker, dass so gründliche und zahlreiche Entstellungen eines alten Autors in voralexandrinischer Zeit stattgefunden hätten und dennoch der Aufmerksamkeit der Alexandriner, der unumschränkten Beherrscher des gesammten klassischen Litteraturmateriales, entgangen wären, war von vornherein eine so durchaus verfängliche, dass ihre unausbleibliche Widerlegung auch die sehr wohl begründeten Einzelergebnisse der kritischen Forschungen arg gefährden musste, wie dies unter anderm bei den demosthenischen Untersuchungen (vergl. K. G. Böhnecke Demosthenes, Lykurgos, Hyperides und ihr Zeitalter. Berlin 1864. S. 613 ff.) leider der Fall war.

Es ist hier nicht der Ort, um auch noch auf einige, in diesen schwierigen und vielerörterten Fragen doch zuweilen mit untergelaufenen methodischen Ungenauigkeiten einzugehen, wie z. B. auf die fast durchgängige Unterschätzung der unter abweichendem Titel überlieferten Citate, die man nur zu häufig dem schlechten Gedächtniss des citierenden Schriftstellers zuschrieb, oder auf die unzureichende Voraussetzung, dass eine Schrift, die von einem guten alten Autor ein paar Mal citiert wird, nun auch in ihrer heutigen Gesammtfassung, in ihrer Ganzheit die echte und ursprüngliche sein müsse, ungeachtet vielfacher, gar nicht zu leugnender innerer Widersprüche und Verderbnisse, die uns doch nöthigen, neben der gewöhnlichen Fragestellung: ist die incriminierte Schrift echt oder untergeschoben? in wirklich wichtigen Fällen auch noch die fernere Möglichkeit in's Auge zu fassen: ob ein solches Werk nicht theilweise echt sei, d. h. eine Zusammenfügung von Bruchstücken der wahrhaften, ursprünglichen Schrift mit Bestandtheilen anderer Schriften entweder desselben oder gar eines anderen Autors.

Das aber glaubt der Verfasser schon jetzt als seine feste

Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, dass — ganz abgesehen von der Frage der Zeitbestimmung — jener Einwand, welcher sich blos auf die Unwahrscheinlichkeit derartiger Fälschungen stützt, nicht so hartnäckig und auch nicht so erfolgreich erhoben worden wäre, wenn man nicht bisher mit einer gewissen Vorliebe die kritischen Streitfragen auf dem Gebiet eines einzelnen Autors oder gar einer einzelnen Schrift lokalisiert und auf diese Weise die oft ganz frappanten Ergebnisse der aristotelischen oder demosthenischen oder plutarchischen Forschungen in völliger Isolierung unverwerthet hätte liegen gelassen, anstatt durch vergleichende Heranziehung sämmtlicher, von Seiten der höheren Kritik gemachten Wahrnehmungen einen höheren allgemeinen Gesichtspunct und damit zugleich einen zuverlässigeren Maassstab zur Beurtheilung der Einzelfälle zu erstreben.

Dieser geradezu unerlässlichen methodischen Forderung hat der Verfasser in dem zweiten Theil seiner Untersuchungen, bevor er die eingehende Reconstruction einzelner Komödien und Tragoedien unternahm, einigermassen zu genügen versucht und indem er daselbst auf Grund einer vergleichenden Uebersicht über die wichtigsten Probleme der griechischen Litteraturgeschichte, sowie eines kurzen Seitenblickes auf gewisse römische Autoren die erweiterte Hypothese aufstellt, dass für die Mehrzahl der tiefeingreifenden Umgestaltungen, welche an sehr vielen Stücken der alten Autoren bisher schon nachgewiesen wurden, welche aber allem Anschein nach nur einen Bruchtheil der in Wirklichkeit hier vorgekommenen Störungen ausmachen, ein **gemeinsamer Ursprung** im Beginne der byzantinischen Periode anzunehmen sei, glaubt er damit nicht allein eine vorläufige Basis für die aristophanische Kritik gewonnen, sondern gleichzeitig auch eine Frage angeregt zu haben, die für den ganzen Bereich der höheren wie der niederen Kritik von fundamentaler Bedeutung ist.

Die Tradition insbesondere der alten griechischen Litteratur war in der nachalexandrinischen Periode unzweifelhaft grossen Gefahren ausgesetzt gewesen. Als diese Litteratur nun im Zeitalter der Renaissance aus dem ausschliesslichen Besitze der durchaus unzuverlässigen Byzantiner in den des Abendlandes überging, nahm man das ebenso unerwartete wie blendende Geschenk ohne

alle kritischen Bedenken auf. War doch zu dergleichen die damalige Zeit überhaupt sehr wenig angethan. Der Enthusiasmus für die unvergleichlichen Schönheiten und den unschätzbaren geistigen Gehalt der wiedergefundenen Antike erstickte in den Gemüthern der Humanisten fast durchweg die skeptischen Regungen und hinderte sie sogar an der Vornahme derjenigen Prüfungen und Ermittelungen, welche doch bei der Erwerbung eines jeden, für alt und echt ausgegebenen Kunstwerkes unbedingt angestellt werden müssen. Der nämliche Enthusiasmus, so berechtigt in einem Theile seiner Voraussetzungen und so wohlthätig in seinen Folgen, hat aber auch bis auf den heutigen Tag der Kritik die drückendsten Fesseln angelegt und es ihr unmöglich gemacht, dasjenige nachzuholen, was damals versäumt worden war.

Dass nun eine Hypothese von solcher Tragweite wie die eben aufgestellte sich nicht im allerersten Anlauf die allgemeine Zustimmung erringen wird, ist unschwer vorauszusehen. Um so natürlicher dürfte es daher erscheinen, dass der Verfasser sie hier einstweilen in ihren Umrissen andeutete. Sie musste aber auch darum schon hier erwähnt werden, weil sie, obgleich erst nach der Beendigung der vorliegenden Untersuchungen entstanden und demnach ohne allen ursprünglichen Einfluss auf dieselben, doch vielleicht allein im Stande ist, die Veröffentlichung derselben in einem theilweise unfertigen Zustand zu rechtfertigen.

Frankfurt a. M., im März 1871.

Emil Brentano.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

1. **Die Wolken** 1
   - I. Die Ansichten der Neueren über die Wolken 3
   - II. Die Angaben der V. und VI. Hypothesis 30
   - III. Scheidung des Inhalts unserer Wolken 50
   - IV. Die ersten und die zweiten Wolken 63
   - V. Die indirecte Ueberlieferung 77
   - VI. Die dritten Wolken 87

2. **Der Plutos** 109
3. **Die Vögel** 143
4. **Die Wespen** 171

1. Die Wolken.

Unter den erhaltenen Komödien des Aristophanes haben die Wolken anerkannter Massen den Erklärern die meisten Schwierigkeiten bereitet, und so mannigfaltig sind die streitigen Punkte, welche theils durch die Anstössigkeiten einzelner Stellen, theils aber durch die Bedenken über den ganzen Bestand dieses Drama hervorgerufen wurden, dass man den in der Alterthumswissenschaft schon vorhandenen Problemen ersten Ranges mit einer gewissen Berechtigung auch die Wolkenfrage beizählen darf. Je grösser die Schwierigkeiten, um so lebhafter war aber auch das Interesse, das ihnen von Seiten der Fachgelehrten gewidmet wurde, und es sammelte sich bei dieser Sachlage natürlicher Weise allmählich eine ganz ansehnliche Litteratur über dieses Stück an, in welcher uns zahlreiche Namen von bedeutenden Gelehrten begegnen, anhebend von F. A. Wolf, C. Reisig, G. Welcker, G. Hermann bis herab zu den Vertretern der Wissenschaft in der Gegenwart.[1])

[1]) Wie sehr schon vor nun fast vierzig Jahren die Wichtigkeit der Wolkenfrage anerkannt wurde, ergiebt sich z. B. aus der freilich etwas übertriebenen Aeusserung von C. F. Ranke Comment. de Aristophanis vita (Lipsiae 1846), pag. CDXXVII.: *‚Accedit alia iustae anxietatis caussa. Nam quanquam ab hominibus prudentissimis ingeniique praestantia maxime conspicuis agitata est quaestio et multa, quibus qui in eandem rem inquirit, insistat, dicta sunt et inventa: tamen id ipsum, quod summorum virorum vestigia et antiquitus et recens impressa video, ab incepto me deterret temeritatisque et audaciae culpam ut depellam, incitat. Videor mihi, dum de Aristophanis*

Nicht minder hervorragend ist aber auch das rein menschliche Interesse, welches dieses Drama weit über die Schranken der Fachwissenschaft hinaus von jeher erregt hat. Musste man doch annehmen, in ihm gewissermassen ein historisches Document zu besitzen, vermittelst dessen eines der unerklärlichsten Missverständnisse zwischen zwei berühmten Persönlichkeiten des Alterthums der Nachwelt überliefert worden. Aristophanes, soweit es mit seiner Kunst vereinbar ist, in der Regel ein milder und gerechter Beurtheiler aller wahrhaft tüchtigen und edlen Erscheinungen seiner Zeit, ein warmer Verehrer des Aischylos und Sophokles, ein eifriger Patriot, der sich selber als den Gegner alles Schlechten, als ἀλεξίκακος, bezeichnet, greift, um in den Wolken die Nichtswürdigkeit der sophistischen Zeitrichtung zu geisseln, aus der grossen Zahl der damaligen philosophischen Berühmtheiten seltsam genug sich den Sokrates heraus, den nüchternen, leidenschaftslosen, geradsinnigen Weisen, und — was das seltsamste ist — den entschiedenen, allzeit schlagfertigen und siegreichen Gegner gerade dieser Sophisten und ihrer ganzen Richtung.[1])

Der Inhalt der Wolken ist nämlich in aller Kürze folgender:

Der alte Strepsiades, der Mann des praktischen Lebens, beschliesst, sich in der neumodischen Wissenschaft unterrichten zu lassen, um auf diese Weise die Fähigkeit zu erlangen, durch sophistische Rabulistenkniffe seiner drückenden Geldverbindlich-

---

in edenda fabula consilio disputo, in sacrosancto versari quodam solo, multorumque et sanctissimorum hominum pedibus trito.

[1]) Als solcher erscheint Sokrates nicht nur bei Platon, auch Cicero bemerkt im Brutus c. 8: ‚*Sed ut intellectum est, quantam vim haberet accurata et facta quodam modo oratio, tum etiam magistri dicendi multi subito exstiterunt. Tum Leontinus Gorgias, Thrasymachus Calchedonius, Protagoras Abderites, Prodicus Ceus, Hippias Eleus in honore magno fuit; aliique multi temporibus eisdem docere se profitebantur, arrogantibus sane verbis, quemadmodum causa inferior, ita enim loquebantur, dicendo fieri superior posset. His opposuit sese Socrates, qui subtilitate quadam disputandi refellere eorum instituta solebat verbis . . . (?).*‘

keiten quitt zu werden. Er begiebt sich daher in das Phrontisterion, in welchem Sokrates mit seiner Grüblersekte haust, wird anfangs zum Unterricht zugelassen, bald aber wegen allgemeiner Unbrauchbarkeit wieder zurückgewiesen. Nun überredet er seinen leichtsinnigen und verschwenderischen Sohn Pheidippides zum Eintritt in den sophistischen Unterrichtskursus, und diesmal ist in der That der Erfolg ein günstigerer. Pheidippides eignet sich die neuen Lehren mit Leichtigkeit an und giebt bei seiner Rückkehr aus der Sophistenschule überzeugende Proben der erlangten Bildung. Die Gläubiger des Alten werden alsdann in schnöder Weise abgefertigt. Allein die Freude des Strepsiades über das gelungene Bubenstück ist nur von kurzer Dauer. Kaum haben Vater und Sohn sich drinnen zu Tische gesetzt, so kommt auch schon der Alte heulend wieder auf die Bühne gestürzt und klagt über die von dem Sohne erlittenen Misshandlungen. Die Vorstellungen, die er nun an diesen richtet, werden mit Hohn zurückgewiesen und der junge Sophist giebt sogar einen wissenschaftlichen Nachweis dafür, dass der Sohn dem Vater gegenüber ein Züchtigungsrecht besitzt. Von Reue über sein ganzes Thun ergriffen, unternimmt nun Strepsiades einen Angriff auf die Brutstätte der verderblichen Lehren, auf die Philosophen-Klause, und zerstört sie mit Feuer und Axt.

I. Die Ansichten der Neueren über die Wolken des Aristophanes.

Bei einer genaueren Betrachtung des Stückes ergiebt sich alsbald, dass hinsichtlich der Figur des Sokrates die vom Dichter gewählten Angriffspunkte sich in drei Gruppen vertheilen lassen: Die Beschäftigung desselben mit unnützer physikalischer und dialektischer Grübelei, die Läugnung der Volksgötter und, als Angelpunkt des ganzen Stückes, die sophistische Redefertigkeit, welche der ungerechten Sache den Sieg über die gerechte zu

verschaffen, die schwächere zur stärkeren zu machen weiss.[1]) Mögen aber auch über die sachliche Berechtigung des ersten dieser drei Angriffspunkte, soweit er sich auf die Naturphilosophie bezieht, die Ansichten getheilt sein[2]), mag es auch, was den zweiten Punkt betrifft, Manchem auf den ersten Blick seltsam genug vorkommen, den Vorwurf der Gottlosigkeit aus dem Munde desjenigen Dichters zu vernehmen, der selber auf der Bühne nicht selten die Schwächen der Himmelsbewohner in rücksichtslosester Weise dem Gelächter der Menge preisgab, immerhin dürfte doch kaum irgend ein Beurtheiler dem Aristophanes ernstlich gram werden können, wenn derselbe seine Persiflage des Weisen auf jene beiden ersteren Punkte, die physikalisch-dialektischen Spitzfindigkeiten und den Atheismus, beschränkt hätte. Und bot sich denn bei dieser Beschränkung der muthwilligen Laune und dem Talente des Komikers nicht ein genügender Tummelplatz? war es nicht ausreichend, wenn er zur Belustigung des Publicums (die Moralisten mögen hinzufügen: und zur Belehrung desselben) aus den wirklichen Lehren des Weisen die absurdesten Consequenzen zog, seine wirklichen und eigenthümlichen Characterzüge bis in's Ungeheuerliche karrikirte? Nach dem überlieferten Stücke zu urtheilen, scheint Aristophanes anderer Ansicht gewesen zu sein. Nicht zufrieden mit den Anhaltspunkten und schwachen Seiten, welche die Persönlichkeit

---

[1]) Vergl. E. Zeller Die Philosophie der Griechen. 2. Aufl. II. 1., S. 150.

[2]) E. Zeller (II. 93 ff., 149 vgl. 45) möchte am liebsten gänzlich in Abrede stellen, dass Sokrates jemals sich mit Naturphilosophie und Physik umständlicher befasst habe. Allein ihm stehen in dieser Frage Schleiermacher, Brandis und Ritter gegenüber, (man vergl. auch, was über F. A. Wolf und C. F. Ranke weiter unten bemerkt wird), und hinsichtlich der Glaubwürdigkeit von Xenophons Memorabilien, welche eine Hauptstütze der Zeller'schen Ansicht bilden, ist das letzte Wort sicherlich noch nicht gesprochen. Den richtigen Weg, welchen man bei einer kritischen Untersuchung der Memorabilien einschlagen muss, deutet die These von Th. Bergk (Philol. XIV., S. 181) an: ‚Xenophons memorabilien des Sokrates sind uns zum teil nur in der form eines auszugs überliefert.'

des Sokrates in der That darbot, stempelt er in seinen Wolken denselben auch zum hohen Priester der Sophistik, zu einem frivolen Betrüger und gewissenlosen Rechtsverdreher; er hält sich für berechtigt, den Sokrates, wenn auch nur im Scherze der Komödie, als denjenigen hinzustellen, bei welchem man die raffinirte Gaunerei am ehesten erlernen könne. Allein indem der Dichter die Grenzen des ihm zugewiesenen Bereiches in so flagranter Weise überschreitet, kann der Erfolg kein anderer sein, als dass das beifällige Lachen der Zuschauer allmählich verstummt. Die Karrikatur, wenn sie auch in sehr grellen Umrissen gehalten ist, kann kaum ernstlichen Unwillen erregen, denn ihre Grundlinien beruhen auf Wahrheit. Die boshafte Erdichtung, welche in bewusster Weise gründliche Entstellungen vornimmt, um den Betroffenen desto mehr dem Spotte preiszugeben, wirkt sehr bald abstossend.[1])

Unsere Wolken wären also dem ersten unbefangenen Eindruck nach in gewissem Sinne eine Ausgeburt der Bosheit und der Dichter hätte sich durch ihre Veröffentlichung eines schweren Unrechts schuldig gemacht? Diese Meinung war allerdings ehedem lange Zeit die herrschende[2]). Sie hatte alsdann

---

[1]) Wir haben in der deutschen Litteratur eine den Wolken in gewissem Sinne analoge Erscheinung: den romantischen Oedipus von Platen. Allein man darf aus diesem Stück, in welchem der Dichter ‚die fingirte Person Nimmermanns zum Träger alles dessen, was er für faul und schädlich hielt, auserkoren', nicht etwa eine Schutzwaffe für den aristophanischen Sokrates schmieden wollen. Platen ist hier blosser Nachahmer des Aristophanes; ausserdem aber war doch auch das Verhältniss Immermanns zu den Romantikern ein ganz anderes als dasjenige, welches zwischen Sokrates und den Sophisten herrschte.

[2]) Wenn man dabei zum Theil auch durch die Notiz eines byzantinischen Grammatikers (II. Hypothesis der Wolken) sowie des Ailianos (V. G. II. 13), Diogenes (II. 38) u. A. beeinflusst war, welche von einer Bestechung des Dichters durch die Ankläger des Sokrates zu berichten wissen, so ist dieselbe doch keineswegs der allein massgebende Factor des damaligen Urtheils gewesen; an und für sich betrachtet machte das Stück selber den Eindruck eines ungerechten Angriffs. Vergl. (F. A. Wolf) Aristophanes' Wolken. Gr. u. deutsch. Berl. 1811. Vorrede S. VI: ‚Und wer sollte dies [nämlich eine Recht-

offenbar schon eine bedeutende Milderung erfahren, wenn Wieland [1]), der feinsinnige Kenner des Alterthums, bemerkte, dass der Dichter den Sokrates ‚aus einem schiefen Gesichtspunkte, in einem falschen Lichte und dabei noch mit gelbsüchtigen Augen ansah', wenn er auch ‚ihm nicht unrecht thun wollte noch unrecht gethan zu haben glaubte.' Zugleich aber war in diesen Wieland'schen Worten der Grundton angegeben, welcher durch fast alle neueren Untersuchungen über die Wolken durchklingt, das heikle Thema: Sokrates ist in den Wolken ungerechter Weise verketzert worden, aber — Aristophanes ist ohne bewusste Verschuldung.

Die verschiedenen Entwicklungsphasen dieses Rettungsversuches hier mit einigen Strichen zu characterisieren, erscheint uns aber schon darum geboten, weil alsdann die später anzustellende Untersuchung in mancher Beziehung sich wesentlich vereinfachen lassen wird. [2])

Von leichteren Versuchen aus älterer Zeit ist zu erwähnen, dass Lessing [3]) gelegentlich die Ansicht aussprach, der Angriff

---

fertigung] dem sonst so wackern Dichter nicht wünschen, den noch immer Geschichtschreiber, Sittenlehrer, Kunstrichter, hauptsächlich um dieses Schauspiels willen, für ein aus Talenten und Herzensbosheit zusammengeknetetes Ungeheuerchen ausschreien.' — A. W. v. Schlegel Vorlesungen über dramatische Kunst. 3. Aufl. Leipz. 1846. S. 203 f. macht sich die Sache ziemlich leicht: ‚Warum hat aber Aristophanes die sophistische Metaphysik gerade in dem ehrwürdigen Sokrates personificiert, der ja selbst ein entschiedener Gegner der Sophisten war? Vermuthlich lag persönliche Abneigung dabei zu Grunde, man muss nicht versuchen wollen, ihn deshalb zu rechtfertigen; aber die Wahl des Namens thut der Vortrefflichkeit der Darstellung keinen Eintrag.'

[1]) Attisches Museum III. Versuch über ein Problem die Wolken des Aristophanes betreffend. S. 100; vergl. ebendas. II. Vorbericht u. s. w. S. 51 ff.

[2]) Ein Verzeichniss der den aristophanischen Sokrates behandelnden Schriften gibt W. S. Teuffel Ausg. der Wolken. Leipzig 1867. S. 8 f.

[3]) Hamburg. Dramaturgie. 91. St.: ‚Ja, die wahren Namen

des Dichters gelte hauptsächlich den Sophisten, Sokrates gebe nur die zu diesem Zwecke geeignete Maske ab. C. Reisig [1])

---

selbst, kann man sagen, gingen [in der älteren griechischen Komödie] nicht selten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzelnen Sokrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophist überhaupt war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Sokrates, weil Sokrates als ein solcher verschrieen war [?]. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht passten, so dass Sokrates in dem Theater getrost aufstehen und sich der Vergleichung preisgeben konnte. Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffenden Züge für nichts als muthwillige Verläumdungen erklärt und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Persönlichen zum Allgemeinen!' — Vergl. weiter unten: ‚So wie der Aristophanische Sokrates nicht den einzelnen Mann dieses Namens vorstellte, noch vorstellen sollte; so wie dieses personificierte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein solcher Täuscher und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil noch bekannter werden sollte so wie blos der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden sollte, den Dichter in der Wahl des Namens bestimmte: so ist auch blos der Begriff des Charakters, den wir mit dem Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, die Ursache, warum der tragische Dichter seinen Personen diese Namen ertheilt.' Bei der Abwägung dieses Lessing'schen Urteils ist übrigens nicht ausser Acht zu lassen, dass es offenbar einer mehr beiläufigen Betrachtung der Wolken, nicht einem gründlichen Studium der ganzen Sachlage seine Entstehung verdankt.

[1]) Praefat. ed. Nub. Lips. 1820 p. XXI. XXVI. sq. Vergl. Dens. Ueber die Wolken des Aristophanes in Niebuhr's Rhein. Mus. II. (1828) S. 191 ff.: Die dem Sokrates beigelegten Eigenschaften sind erstens solche, welche wir an ihm historisch nachweisen können .... zweitens solche, welche eigentlich nur seinen Anhängern und Freunden angehören, ... drittens solche, die nur aus dichterischer Erfindung hervorgingen. .... Nicht aus hämischer Gesinnung, sondern lediglich im Interesse der Komik hat Aristophanes dem Sokrates das alles angesonnen.

glaubte, die Schüler und Anhänger des Sokrates, insbesondere aber der mit dem Weisen eng befreundete Dichter Euripides sollten verspottet werden. F. G. Welcker [1]) nimmt zwar an, dass eine gewisse Entfernung und Spannung zwischen Aristophanes und Sokrates geherrscht habe, bemüht sich aber auch den guten Grund der Aristophanischen Polemik in den Wolken nachzuweisen. F. A. Wolf [2]) endlich wollte dem Dichter in der Weise zu Hilfe kommen, dass er die Verspottung der naturphilosophischen Speculation [3]) in den Vordergruud drängte

---

[1]) Komödien von Aristophanes übersetzt von F. G. Welker. I. Th. Die Wolken. Giessen und Darmstadt 1810. Ausserdem bemerkt er S. 198: ‚Aristophanes ist ein dritter bedeutender Zeuge [nach Xenophon und Platon] über ihn, ein Zeuge, der zu trefflich aufzufassen und zu individualisiren wusste, als dass man nicht den kleinsten Zug in ihm bedeutend finden und aus der Sprache des Scherzes zu übersetzen suchen sollte. Die Tiefen der sokratischen Lehre hat er nicht berührt; aber ihre Methode, ihre Aussenseite, ihren Missbrauch können wir durch ihn lernen. Thatsachen und damals bekannte Worte sind es, worauf er anspielt, die er parodirt und belacht. Erdichtungen an ihrer Stelle würden nur das halbe Interesse gehabt haben und ganz gegen den Geist der griechischen Komödie sein.‘

[2]) Vorrede zu den Wolken. S. XI: ‚Indess nur ein aufmerksamer Blick auf die wissenschaftlichen Zustände, unter deren Einfluss der Mann sich bildete, liesse schon nichts andres erwarten, als dass er eine Reihe Jahre durch Jonische, Pythagorische, Eleatische, Heraklitische, Anaxagorische, und andere Weisheiten sich durcharbeiten musste, ehe er in seiner bekannten Unwissenheit ausruhen konnte.‘ Vergl. S. XIV.

[3]) Das naturphilosophische Element im aristophanischen Sokrates hat sorgfältig untersucht und auf seine wahren Quellen zurückgeführt C. F. Ranke in dem Berliner Progr. v. 1844: *De nubibus Aristophan. ad Leopoldum fratrem epistola* p. 14 sq. Er kommt zu dem Ergebniss, dass Aristophanes nicht etwa wirklich sokratische Lehren über Physik u. dgl. habe vorbringen können, da es keine solchen gab, sondern (p. 25 sq.): ‚*Quodsi recte rationes subduximus, Aristophanes in nubium fabula componenda, quanquam Diogenis Apolloniatae nomen nunquam commemoravit, tamen philosophia eius tanquam praecipuo quodam fonte usus est, unde arma quibus Socratem impugnaret, peteret.*‘

und ihre Berechtigung durch die Behauptung nachzuweisen suchte, Sokrates habe in der ersten Periode seiner geistigen Entwicklung sich mit dergleichen befasst.

Allein es ist klar, dass mit allen diesen mehr beiläufigen Erklärungsversuchen die eigentlichen Schwierigkeiten unserer Frage nicht gelöst waren. Und dies gelang auch nicht der eingehenden, systematischer angelegten Untersuchung von J. W. Süvern [1]), deren starke Seite freilich nicht sowohl die consequente Kritik als vielmehr die feinere Exegese, insbesondere die Hervorhebung wenig beachteter historischer Beziehungen und Anspielungen bildet. Im Allgemeinen mögen seine Combinationen und Hypothesen mitunter etwas zu kühn erscheinen; in ganz objectiver Weise gibt er aber eine Darlegung der in dem aristophanischen Sokrates, dem Haupte der Grüblerschule, verschmolzenen, theils historischen theils ‚poetisch' fingirten Züge. Er vermuthet, dass weder persönlicher Hass noch übermüthige Laune den Dichter bei der Abfassung der Wolken geleitet haben (S. 20 ff.). Wie anderwärts so sei auch hier seine Absicht nur die gewesen: ‚die durch das Schuldenwesen genährte Streit- und Prozesssucht der Athenienser' (S. 22) sowie ‚die neue, von der sophistisch-rhetorischen Schule ausgehende Bildung der Jugend' (S. 26) in ihren gefährlichen Folgen zu geisseln. Um diese Urquelle alles Uebels auf die Bühne zu bringen, bedürfe es aber eines persönlichen Mittelpunktes. Als ein solcher, als Symbol und Vertreter des Princips diene ihm Sokrates. Den Missgriff des Aristophanes in der Wahl gerade dieser Persönlichkeit will Süvern, wenn auch nicht vertheidigen (S. 71), so doch daraus erklären, dass Sokrates sich zur komischen Darstellung am besten eignete; auch habe zwischen ihm und den Sophisten manche formelle Aehnlichkeit stattgefunden.[2])

---

[1]) Ueber Aristophanes Wolken. Berlin 1826.

[2]) Dabei hält Süvern jedoch entschieden fest an der Scheidung des ächt sokratischen und des in den Wolken verspotteten sophistischen Principes. Die damals zuerst auftauchende hegelianische Anschauung (v. Hennings Principien der Ethik S. 40. — H. Th. Rötscher *Disquisitiones de Aristoph. inge-*

Wenn aber auch durch die Süvern'sche Erörterung gerade kein grosser Fortschritt in der Hauptfrage gemacht wurde, so war immerhin seine mit vernünftiger Mässigung durchgeführte und gewissermassen noch von einem Hauch des ächten Kriticismus durchwehte Specialuntersuchung eine dankenswerthe Vorarbeit für eine fernere, rein kritische Behandlung des Gegenstandes.

Leider aber wurde die unbefangene Forschung weiter als je von ihrem Ziele verschlagen, als die Fluthen der hegelianischen Tagesströmung auch über dieses heimliche Eckchen der Wissenschaft hereinbrachen. Für jene Leute, welche so manchen, dem gewöhnlichen Menschenverstande unfassbar erscheinenden Widerspruch im Organismus des Weltganzen mit staunenswerther Fertigkeit und Eleganz als absolut vernünftig hindemonstrierten, musste es ein Leichtes sein, in einer verhältnissmässig so geringfügigen Sache Rath und Aufklärung zu schaffen. Indem sie von dem Satze: ‚Was ist, ist vernünftig' eine für den wissenschaftlichen Fortschritt höchst verderbliche Anwendung machten, fanden sie, dass der Widerspruch, welcher bisher zwischen der Persönlichkeit des aristophanischen Sokrates und des historischen bemerkt worden war, im Grunde gar nicht existire. Sokrates, so docierten sie, war unzweifelhaft der ehrenwerthe Character, als welchen ihn unsere Quellen schildern, aber er war andererseits auch — wie Aristophanes ihn darstellt — ein Erzsophist; freilich ohne dass diese Geistesverwandschaft weder dem Weisen selber, noch der Mehrzahl seiner Zeitgenossen wirklich zum klaren Bewusstsein gekommen wäre. Der Standpunkt der Re-

---

nii principio. pars I. Berol. 1825. — J. G. Mussmann, *diss. de Idealismo 1826*) widerlegt er so gründlich (S. 70 ff. Vergl. die Nachträge zu dieser Abhandlung und die Abhandlung über die Vögel des Aristophanes. Berl. Akad. 1827 [herausgegeben 1830] S. 33 Anm. 1), dass Rötscher in seinem Hauptwerke, obwohl er die Süvern'sche Arbeit mehrfach belobt, sie sogar als nothwendige Sprosse der grossen logischen Leiter darstellt, auf welcher die Wissenschaft zu der Höhe der eigenen (Rötscher'schen) Auffassung naturgemäss hatte emporklimmen müssen, doch gerade jene Widerlegung — lieber mit Stillschweigen übergeht.

flexion und der Subjectivität war nämlich nach Hegel'scher Auffassung der gemeinsame Boden Beider.[1]) Sokrates war danach

---

[1]) G. W. F. Hegel Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Ges. Werke XIV. (1833) S. 86: ‚Dann erkennt man auch den Werth des Aristophanes, er hat in seinen Wolken ganz recht gehabt. Und jener Dichter, der ihn auf das Lächerlichste und Bitterste dem Hohne preisgab, ist kein gewöhnlicher Possenreisser, Lustigmacher, seichter Spassvogel gewesen, der das Heiligste und Vortrefflichste verspotte und dem Witze seines Spottes Alles preisgebe und aufopfere, um die Athenienser lachen zu machen. Allein alles hat viel tieferen Grund; bei seinen Spässen liegt tiefer Ernst zu Grunde. (!) Blos spotten wollte er nicht; ehrwürdiges bespotten ist kahl und platt. Ein elender Witz ist der, welcher nicht substantiell ist, nicht auf Widersprüchen beruht, die in der Sache selbst liegen; Aristophanes ist kein schlechter Witzling gewesen. Es ist nicht möglich, an Etwas Spott äusserlich anzuhängen, das nicht den Spott seiner selbst, die Ironie über sich, an sich hat. Das Komische ist: Mensch, Sache aufzuzeigen, wie es sich in sich selbst auflöst in seinem Aufspreitzen. Ist die Sache nicht in ihr selbst Widerspruch: so ist das Komische oberflächlich, grundlos . . . .' — S. 89: ‚Die Uebertreibung, die man dem Aristophanes zuschieben könnte, ist, dass er diese Dialektik zur ganzen Bitterkeit der Konsequenz fortgetrieben hat; es kann jedoch nicht gesagt werden, dass dem Sokrates Unrecht geschehen mit dieser Darstellung. Aristophanes hat durchaus nicht Unrecht, ja man muss sogar seine Tiefe bewundern, die Seite des Dialektischen des Sokrates als eines Negativen erkannt und (nach seiner Weise freilich) mit so festem Pinsel dargestellt zu haben. Denn die Entscheidung wird beim Verfahren des Sokrates immer in das Subject, in das Gewissen gelegt werden; wo aber das schlecht ist, muss sich die Geschichte des Strepsiades wiederholen. Sokrates' Allgemeinheit hat die negative Seite des Aufhebens der Wahrheit (Gesetze), wie sie im unbefangenen Bewusstsein ist (die wir in einem Beispiel seines Unterrichts sahen); — dies Bewusstsein wird so die reine Freiheit über den bestimmten Inhalt, der ihm als an sich galt. Diese inhaltslose Freiheit, die Realität als Geist, ist gleichgültig gegen den Inhalt; erfüllt, — so dass ihr der Inhalt nicht ein fester ist, sondern die Durchdringung der Freiheit und des Allgemeinen ist der Geist' [??] u. s. w., u. s. w.

im Princip ein Sophist, nur kein so ausgearteter wie Protagoras u. A. Dem Liebling der Grazien, dem schulstaubfeindlichen Komiker, war es aber allein vorbehalten, schon damals die principielle Identität zwischen Persönlichkeiten und Lehren herauszuwittern, welche von andern urtheilsfähigen Zeitgenossen gewissermassen als Antipoden angesehen wurden. Aristophanes wäre also in der That nicht blos formell, sondern auch sachlich berechtigt gewesen, den Sokrates als Meister und Patron der sophistisch-rhetorischen Schule darzustellen. Zwar musste man immerhin auch auf diesem hegelianischen Standpunkt zugeben, dass der Dichter allerlei ‚scherzhafte und abenteuerliche Züge' seinem dramatischen Sokrates beigelegt habe, welche offenbar von der andern, schlimmern Klasse der Sophisten entlehnt waren — indessen auf solche Nebensachen kam es ja nicht weiter mehr an, nachdem erst das grosse, heilbringende Princip glücklich zusammenconstruirt war.

Der interessanteste Repräsentant dieser hegelianischen Richtung ist H. Th. Rötscher.[1]) Er sagt unter anderm (S. 317): ‚Das Verderben, welches dieses durch Sokrates vertretene Princip [nämlich der Subjectivität] der alten einfachen Sittlichkeit bringt, verfolgt unser Dichter und versucht das bereits davon ergriffene Volk aus allen Kräften abzumahnen. Hier fallen daher auch der historische und dramatische Sokrates zusammen . . . . Wenn daher der dramatische Sokrates als eine, viele von dem historischen Sokrates entlehnte Grundzüge in einer ihm ganz heterogenen Richtung ausarbeitende [sic] Karrikatur bezeichnet wurde,[2]) so kehrt sich dies vielmehr dahin um [!], dass unserem dramatischen Sokrates die vielen Züge des historischen als Folie dienen, um die Bestimmtheit seiner Person recht klar zu machen und den Angriff auf diese Richtung in der concreten Einzelheit hervorzuheben und in ihr die Allgemeinheit darzustellen [!?]. Zugleich ist durch die dem historischen Sokrates nicht zukommenden, scherz-

[1]) Aristophanes und sein Zeitalter. Berlin 1827.
[2]) d. i. die Ansicht Süvern's.

haften und abenteuerlichen Züge derselbe zu dem komischen Ideal hinaufgerückt worden, welches die Komödie verlangt und zu welchem Aristophanes alle seine Helden dadurch erhoben hat.' Und weiterhin (S. 318): ‚Man muss nämlich vielmehr sagen, dass das innere Wesen des Sokrates, welches sein Princip ist, dasjenige, woran er seine Befriedigung gefunden, dem Dichter das Recht gab, den Kampf auch gegen den einzelnen empirischen Sokrates zu beginnen, der dem Gesetze und der Sitte nicht nur nicht schadete, sondern dem es sogar am Herzen lag, dasselbe überall zu erhalten.' Dabei kommt Rötscher nicht einmal darüber zur Klarheit, dass er dennoch wieder, ganz verschieden von Aristophanes, ‚den Sokrates, obgleich er ihn auf einen und denselben Boden mit den Sophisten versetzt, so von ihnen unterscheidet, dass durch die Unterscheidung die Identität des Bodens so gut wie aufgehoben wird.' (Vergl. Chr. Brandis an dem weiter unten a. O.) — Indessen kann ja dergleichen am Ende nicht so gewaltig in die Wagschale fallen bei Jemand, dessen Vermessenheit so weit geht, dass ihm die Philosophie ‚alle Sphären des concreten Geistes aus sich selber begreifen' soll, oder dass in ihr ‚jeder Unterschied zwischen dem historischen Objecte als einem Gegebenen, und dem Gedanken, getilgt' werde, indem derselbe das Object ‚zum Gedanken und damit zu einem geistig Gegenwärtigen erhebt!' [1])

Hegel's Entdeckung bezüglich der principiellen Uebereinstimmung des Sokrates und der Sophisten hat nun aber nicht allein die modernen Darstellungen jener ganzen Periode der griechischen Philosophie wesentlich modificiert,[2]) sondern auch

---

[1]) Rötscher a. a. O. Vorr. S. VIII. X f.

[2]) Entschieden, gründlich und schlagend ist in diesem Punkte dem Hegelianismus entgegengetreten und hat die principielle Identität der Sophisten und des Sokrates abgewiesen Ch. A. Brandis Grundlinien der Lehre des Sokrates in Niebuhr's Rh. Mus. I. (1827) S. 118 ff. und: Ueber die vorgebliche Subjectivität der Sokratischen Lehre. Ebendas. II. (1828) S. 85 ff. Mit ihm stimmt überein F. D. Gerlach Socrates und die Sophisten. In den Histor. Studien (I.)

nicht wenigen Beurtheilern der Wolken in bedauerlicher Weise den klaren Blick getrübt.

Basel 1841. S. 48 ff. Vergl. bes. S. 135. — Man vergl. auch Schleiermacher Gesch. der Phil. 70 ff., Brandis Handb. der Gesch. der griech.-röm. Phil. I. 516 ff. und Ritter Gesch. der alten Phil. I. 575 ff., 628; Vorr. z. 2. Aufl. S. XIV. f., welche, an den älteren Ansichten über die Sophistik mit Recht festhaltend, dieselbe überhaupt als eine Entartung und Verirrung, als ‚systematisirte Unsittlichkeit und Frivolität' betrachten. Ihnen gegenüber wird der Hegel'sche Standpunkt vertreten von K. Fr. Hermann Plat. Phil. S. 179 ff. 296 ff. Schwegler Gesch. der Phil. S. 21 ff., Gesch. d. griech. Phil. S. 84 ff. Wendt, Marbach, Braniss, Zeller u. A. (Letzterer nimmt in unserer Specialfrage gewissermassen den Standpunkt einer den Hegelianern wohlwollenden Neutralität ein, wenn er II. S. 129 [vergl. S. 80 f.] sagt: ‚Wir können uns nun aber allerdings . . . doch nur dafür entscheiden, dass der Gegensatz der sokratischen Philosophie gegen die Sophistik ihre Verwandschaft überwiege.') Und seitdem nun gar Grote (Hist. of Greece VIII. 479 ff., 606 u. a.) einen umfässenden Rettungsversuch mit den Sophisten angestellt und besonders die älteren von ihnen für höchst achtungswerthe und verdienstvolle Männer, die dem sokratischen Standpunkt sehr nahe gestanden, erklärt hat, ist die Lobpreisung dieser Sekte gleichsam zu einer Sache des guten Tones geworden. Geblendet durch die Hegel'sche Constructionsmethode, will man durchaus die Sophisten als ein unbedingt nothwendiges Glied der grossen Entwicklungskette des griechischen Geisteslebens hinstellen. Man betont in erster Linie den grossen Anklang, welchen der sophistische Modeschwindel in ganz Hellas selbst bei hochstehenden Persönlichkeiten gefunden, — ein Moment, das auch in unserer Zeit die Verehrer des Tischrückens und Geisterklopfens, der Phrenologie und so manches andren Humbugs geltend machen konnten. Andrerseits leugnet man die Entwicklungsfähigkeit der vor-sokratischen Philosophie, man urgirt ihre angebliche Beschränktheit und einseitig materialistische Färbung, man stellt ihren Abstand von der sokratischen Richtung schroffer dar, als an sich erforderlich ist, man will nicht Wort haben, dass Sokrates sich naturgemäss an die Geisteserrungenschaften der älteren Philosophie anschliesse, — alles nur, um zu dem Satze zu gelangen, dass Sokrates zu der Subjectivität der Sophisten das objective Regulativ hinzugefügt, dass er also eine Art von objectiver Subjectivität, eine Subjectivität des ‚allgemeinen' Menschen proklamirt habe! — Oder aber, genauer besehen, um den Sokrates doch wieder an den Standpunkt der älteren Philosophie anknüpfen zu lassen.

Am unbefangensten gegenüber der hegelianischen Richtung erscheint noch G. Hermann.[1]) Im Allgemeinen suchte er den Angriff des Aristophanes auf folgende Weise zu rechtfertigen: Die übermässige Bewunderung, welche Sokrates angeblich in Athen genossen habe, beschränke sich, behauptet er, lediglich auf den engen Kreis seiner Schüler und habe sich namentlich erst nach seinem unglücklichen Ende zu dem Uebermass der platonischen Begeisterung gesteigert (p. XXXIV. sq.), während die grosse Menge (und darunter auch Aristophanes) jenen Mann, dessen unangenehme Eigenschaften so deutlich hervortraten, mit ganz andern Augen angesehen habe (p. XXXIX.). Andererseits gab Hermann zu, dass fast alle Züge des dramatischen Sokrates auf den historischen nicht passten (p. XLV.) und dass die Komödie eigentlich gegen die Naturphilosophen und Sophisten geschrieben sei (p. XL). Aristophanes habe aber gerade den Sokrates als Mittelpunkt der theatralischen Verspottung gewählt, theils weil die meisten geglaubt hätten, er beschäftige sich mit denselben Untersuchungen wie jene, theils weil er eine allbekannte komische Persönlichkeit gewesen sei (p. XLI. vergl. p. XXXIII.). Diesem Missgriff wird nun auch zur einen Hälfte wenigstens das Fiasco des Stückes zugeschrieben (p. XLV). Characteristisch aber ist es jedenfalls, dass G. Hermann in der Hauptfrage schliesslich seine Zuflucht zu einem höchst bedenklichen Auskunftsmittel nimmt, indem er dem Aristophanes eine gewisse Ungeschicklichkeit und Oberflächlichkeit in der ganzen Behandlung der Hauptperson zur Last legt.[2])

Auch C. F. Ranke[3]) ist noch von dem hegelianischen

---

[1]) Aristophanis Nubes cum scholiis. Ed. II. Lips. 1830.

[2]) p. XLVI.: *‚Quoniam enim, si exacte imitaretur Socratem multis verborum ambagibus opus fuisset [?]: ne patientia abuteretur spectatorum, brevi complexus, ultro proferentem sua commenta fecit. Sed eo effectum est, ut illa, quoniam in alios magis philosophos et sophistas, quam in Socratem quadrant, careant eo acumine quod habituri erant, si propria essent Socratis.‘*

[3]) De Aristophanis vita. [Zuerst vor Aristophan. Plut. ed. B. Thiersch. Lips. 1830] Ed. nova. Lips. 1846. p. 432, 435, 439, 441 f., 444.

Einfluss unabhängig geblieben.[1]) Das Stück ist seiner Meinung nach gegen die modernen Tendenzen, namentlich insoweit sie bei der Erziehung und dem Unterrichtswesen hervortreten, gerichtet. Unter den Lehrern der Jugend aber ist anstatt der verderblichen Sophisten [2]) allein Sokrates vom Dichter herausgegriffen worden, weil er allein ächter Athener, die Sophisten dagegen fast durchweg Fremde waren, somit auf dem attischen Theater nur beiläufig behandelt werden durften. In der schon erwähnten späteren Untersuchung [3]) hob Ranke noch den Gesichtspunkt hervor, dass Sokrates, der bedeutendste unter den Philosophen der neueren Richtung, dem Aristophanes den Eindruck eines nicht nur staatsgefährlichen, sondern auch der Entwicklung der dramatischen Kunst missgünstigen Individuums habe machen müssen.

---

[1]) F. V. Fritzsche Quaestt. Aristophan. I. Lips. 1835 gehört gleichfalls noch der älteren Richtung an. In der Orat. academ. [gehalten 1832] ibid. p. 106 f. nimmt er an, der Angriff auf Sokrates in den ersten Wolken sei nur ein ganz gelinder gewesen. Allein der Aerger über den Misserfolg, neu hinzugekommene Differenzen mit Sokrates hätten ihn zu der masslosen Persiflage des Weisen in unserem Stücke angestachelt. Aehnlich übrigens Landsberg (Philol. VIII. S. 94 ff.) in einer wenig kritischen Arbeit, welche in den Sätzen gipfelt: 1) Eine persönliche Feindschaft zwischen Sokrates und Aristophanes hat nicht bestanden. 2) Der Angriff auf ihn hat vielleicht seinen Grund in einer ‚wirklichen persönlichen Beleidigung', die Aristophanes von diesem erfahren, oder erfahren zu haben sich eingebildet. — K. O. Müller endlich (Gesch. der griech. Litterat. 2. Ausg. II. S. 236, vergl. 233) kann sich, da er von der principiellen Identität nichts wissen will, nur dadurch helfen, dass er den Aristophanes einer oberflächlichen Beurtheilung des Sokrates zeiht; er habe die Dialektik nicht von ihrem äffischen Gegenbilde, der Sophistik, unterschieden.

[2]) p. 439: *‚[Aristophanes] in his enim in Sophistas coniectis criminationibus non cum omnibus solum omnium temporum sapientibus convenit, sed ab ipso Socrate non dissentit; qui eadem prorsus qua poetam videmus via ingressus contra eos per totam vitam pugnavit.‘* (!)

[3]) Progr. Berlin 1844, p. 12.

In C. F. Hermann's Schriften [1]) über die Wolken zeigt sich dagegen schon deutlich, wie die Wissenschaft in die von den Hegelianern eröffnete falsche Bahn einlenkte. Sokrates war, meinte er, im Princip ein Sophist, und doch thut Aristophanes Unrecht, wenn er ihn ohne Weiteres mit den Sophisten in eine Verdammniss wirft; freilich hat er ihn ‚nur als Philosoph, nicht seiner individuellen Erscheinung als Mensch nach' persiflirt; er hat ihn als ‚Repräsentanten der ganzen philosophischen Richtung der Zeit aufgefasst.' — Und dieses ungenügende Auskunftsmittel wird nun mit mehr oder weniger Geschicklichkeit, mit mehr oder weniger scheinbarem Erfolg in den meisten Schriften der Neueren variirt.

Doch freilich einen, wenn auch mit ganz unzureichenden Kräften unternommenen Versuch einer selbstständigen Erklärung müssen wir noch kurz erwähnen. J. Zorn [2]) glaubte behaupten zu können, dass der wirkliche Sokrates in den Wolken angegriffen werde, nicht unter seiner Maske die Sophisten (S. 4), ferner dass Sokrates und der Spott über ihn der eigentliche Kern, der Mittelpunkt des Stückes sei; alles andere nur Ausschmückung, Folie und nur im Dienste der Hauptsache (S. 5); ja Aristophanes soll sich sogar (S. 10) ‚vermöge eines inneren Berufes, die Aufgabe vorgesetzt haben, zu dem Lichte, in dem Sokrates sonst [!] erscheint, auch den Schatten zu malen'; — aber Schade nur, dass zu diesen Behauptungen eine durchaus mangelhafte Begründung geliefert wird. Der Kern der Schwierigkeit, soweit sie die Identificierung des Sokrates mit den Sophisten betrifft, wird hier (S. 16 f.) höchst oberflächlich abgethan.

Als natürliches Produkt der neueren Richtung giebt sich dann die für unsere Frage fast ergebnisslose Schrift von Chr. Pe-

---

[1]) Ind. lect. Marburg. s. aest. 1833. p. VIII. — Krit. Bemerkungen zu Aristoph. Wolken in der Allgem. Schulzeitung 1833. No. 92—94. Abgedruckt in den Ges. Abh. Gött. 1849. S. 258 ff.

[2]) Aristophanes in seinem Verhältniss zu Sokrates. Progr. von Bayreuth 1845.

tersen [1]) zu erkennen, in welcher die einzelnen, in den Wolken vereinten philosophischen Richtungen der damaligen Zeit besprochen werden. Und auch in dem bekannten Vortrag von H. Köchly [2]), welcher alle Punkte des aristophanischen Angriffs, insbesondere auch den Vorwurf der Sophistik, als berechtigt nachweisen will (vergl. S. 305), erscheint der hegelianische Einfluss massgebend. In der That aber sieht man hier mit Staunen, was alles eine geschickte Hand aus einer ganz verdrehten Sache noch machen kann. Wird uns hier doch die erste Inscenierung der Wolken im Geiste noch einmal vorgeführt, und der Eindruck, den sie auf das damalige Publicum machte, sowie die Ansichten dieses Publicums über den Weisen selber in lebendiger, halb dramatischer Darstellung geschildert, so dass alle die verschiedenen, in unserer Frage bisher zu Tage getretenen Auffassungen in bekannten athenischen Persönlichkeiten gewissermassen incarniert erscheinen. Allein wenn der Verfasser (S. 305) meint, dass ‚die Berechtigung der Komödie,

---

[1]) ‚Aristophanes und die Philosophen seiner Zeit' in der Allgem. Monatsschrift 1852. S. 1109: ‚Bei der geringen Anzahl von Personen, welche im alten Drama gestattet war, konnte man nicht zahlreiche Richtungen der Philosophie neben einander auftreten lassen [Wozu auch? Man vergl. übrigens die Fragm. anderer ‚philosophischer' Komödien bei Meineke fragm. com. gr.] und nach dem ganzen Wesen desselben musste ein Hauptcharacter da sein [!], in dem sich die angegriffene Tendenz concentrierte. Der Dichter konnte deshalb nicht anders [! cf. G. Hermann a. a. O. p. XLVI.], als dass er dieser Hauptperson alles aufpackte, was ihm in verwandter Weise verderblich schien. Hatten sich nun in der ungebildeten Menge gewisse, wenn auch falsche Meinungen von dem Wesen eines Philosophen gebildet und ward Sokrates zu den Philosophen gerechnet, so konnte Aristophanes, sofern er alle Philosophen für verderblich hielt, kein Bedenken tragen, auch über das Gerede des Volks hinaus [!] Sokrates zum Träger zu machen von allen philosophischen Richtungen, die damals in Athen verbreitet waren.' Freilich, hübsch verklausuliert und äusserlich construirt ist so die Sache.

[2]) Akademische Vorträge und Reden I. Zürich 1859. S. 214 ff. (4. Vortrag: Sokrates und sein Volk.)

die Würdigung von Aristophanes Wolken', nach der von ihm gegebenen Darlegung ‚hoffentlich kein Räthsel mehr sei', so ist dies jedenfalls eine Täuschung. — Bezüglich der Stellung des Sokrates zu den Sophisten bemerkt Köchly (S. 299): ‚Für Sokrates bildete ohne Zweifel gleich das erste Auftreten der Sophisten den bedeutendsten Wendepunkt. Er bemächtigte sich sofort ihrer Methode, bestrebte sich aber, ihr einen positiven Inhalt zu geben und eben dadurch ein neues sittliches Princip des Denkens und Handelns nicht sowohl aufzustellen für Jedermann, als gleichmässig aufzufinden in Jedermann; dieses Princip — im schärfsten Gegensatz zu den Sophisten — allgemein zu verbreiten, für dasselbe «auf Markt und Gassen Propaganda zu machen.» Seiner Methode nach war er Sophist, seinem Streben nach Weisheits- und Tugend-Lehrer im edelsten Sinne des Worts, seinem Bewusstsein nach der gottgesandte Messias seines Volkes.' — Und weiterhin S. 304: ‚Der grosse Tross Neugieriger und oberflächlicher Scandalfreunde ahnte nicht nur von diesem Dämonischen nichts, er sah auch von Sokrates' Methode nur die verneinende, auflösende, verletzende Wirkung, ohne jemals zu ihren grundlegenden Principien durchzudringen.' — —

Auch die beiden verdienstvollen neuesten Herausgeber der Wolken, Th. Kock [1]) und W. S. Teuffel,[2]) haben sich noch nicht vollständig dem Banne der hegelianischen Zauberformel entzogen. Jener meint (S. 9), es sei nicht auffallend, wenn Sokrates ‚nicht blos dem ungebildeten Volke, sondern auch den gewählteren Geistern seiner Zeit als einer der Sophisten erschien.' Dem Aristophanes habe er sogar ‚als Haupt der ganzen Lehre' gegolten (S. 11); allein der Angriff sei kein persönlicher; [3]) die Entstellungen der sokratischen Persönlichkeit

[1]) Die Wolken des Aristophanes erklärt von Th. Kock. Berlin 1862.

[2]) Die Wolken des Aristophanes erklärt von W. S. Teuffel. Leipzig 1867.

[3]) S. 12: ‚Der einzige Grund der Feindschaft liegt in dem Widerstreit der beiden Principien, deren eines Sokrates nach der allge-

seien nöthig gewesen, ‚weil Sokrates dem Dichter ein Gattungsbegriff ist und als solcher verspottet wird;' ‚und es ist ebenso unnütz [?], den einen gegen die Absicht der Lüge wie jenen gegen die Unwahrheit der in den Wolken erhobenen Beschuldigungen zu vertheidigen.' W. Teuffel ist der Ansicht (S. 8), dass die Identificierung des Sokrates und der Sophisten zwar die Aehnlichkeit des beiderseitigen Princips und auch sonst manchen Schein für sich hatte, überdies dem Dichter mit Andern gemein sei, dass sie aber nichts destoweniger bei den obwaltenden wesentlichen Verschiedenheiten Beider ein Missgriff und eine Ungerechtigkeit gewesen, obwohl eine unwissentlich begangene.[1]) Seinem Ausgangspunkt nach sei der Angriff ein ehrlich gemeinter, principieller gewesen und da einmal Aristophanes von der (irrigen) Voraussetzung ausging, dass Sokrates von den Sophisten principiell nicht verschieden sei, so hätte er wenigstens ein künstlerisches Recht gehabt, alle Eigenthümlichkeiten der Sophisten in der Person des Sokrates zusammenzufassen, alle Sünden derselben auf sein Haupt zu laden u. s. w. (S. 38). Allmählich aber habe er erkannt, dass er dem Sokrates Unrecht gethan, indem er ihn mit dem Schwarm der Sophisten zusammengeworfen (S. 39). — Man sieht, dass hier der hegelianischen Anschauung zwar möglichst wenig Einfluss verstattet ist, und dass die Ausführungen nach allen Seiten hin massvoll und consequent gehalten sind; allein das Fundament der ganzen Darstellung, — wenn es nur nicht in der Voraus-

---

meinen, auch von Aristophanes getheilten Ansicht vertrat, während der Dichter eine heilige Verpflichtung [?] fühlte, das entgegengesetzte mit der ganzen sittlichen Macht [?] seiner Kunst zu vertheidigen.' (Die richtige Beurtheilung unseres Dichters dürfte denn doch etwas mehr ‚gesunden Realismus' erheischen!)

[1]) Vergl. S. 36: ‚Das Stück ist somit in seiner Haupttendenz gegen die neue sophistische Bildung gerichtet, als deren Vertreter Sokrates hingestellt wird. Darin sind gleich die beiden Grundgebrechen des Stückes enthalten: das vergebliche Ankämpfen gegen die in sich berechtigte neue Zeit, und das unberechtigte Vermischen des Sokrates mit den Sophisten.'

setzung eines ‚Missverständnisses' auf Seiten des Aristophanes wurzelte!

Die Möglichkeit, dass sich Aristophanes bei der Beurtheilung jener Persönlichkeit, die doch selbst nach antiken Begriffen sich ungewöhnlich viel in der Oeffentlichkeit bewegte, einen so folgeschweren Irrthum habe zu Schulden kommen lassen, hat schon früher A. Böhringer,[1]) wie uns scheint, treffend zurückgewiesen. Leider aber hat derselbe das Gewicht der zu Anfang seiner Untersuchung vorgebrachten Gründe späterhin bei Aufstellung seiner eigenen Ansicht nicht genügend in Anschlag gebracht.

Zwar seine Behauptung (S. 17), dass unser Stück in erster Reihe nicht gegen die Philosophie und Sophistik, sondern gegen das unwahre Streben der Athener nach einer äusserlichen, oberflächlichen und leicht zum Missbrauch führenden Aufklärung gerichtet sei (er nimmt demgemäss den Strepsiades als Hauptperson und Mittelpunkt des Stückes an S. 7 f. vergl. Süvern a. a. O. S. 2), ist ganz ansprechend. Vergebens aber sucht er mit der Hauptfrage sich durch eine Paradoxie wie die folgende abzufinden (S. 17 unten): ‚gerade weil Aristophanes den Sokrates als einen Gegner der Naturphilosophie kannte, weil er wusste, dass er nichts mit den Sophisten gemein hatte, weil er beobachtete, wie er durch Verbreitung klarer Begriffe die wankende Sittlichkeit der Athener mit neuen Fundamenten zu stützen bemüht war, hat er ihn zum Vertreter der entgegengesetzten Bestrebungen gemacht. Galt es doch dem Dichter an dem Beispiele des Sokrates zur Anschauung zu bringen, welche Gestalt die Philosophie in den Augen der ungebildeten Menge annahm, wie unter ihren Händen das an und für sich Wahre nothwendig in sein Gegentheil sich verkehren müsse.'

Also nicht bei Aristophanes, sondern nur bei der ‚ungebildeten Menge' war das Missverständniss vorhanden[2]) und

[1]) Ueber die Wolken des Aristophanes. Carlsruhe 1863. S. 5 ff.

[2]) Aehnlich fasst die Sache auch E. Alberti Sokrates. Göttingen 1869. S. 153 ff.

Aristophanes war schwach genug oder vielmehr ungeschickt genug, dem Publicum der obersten Theaterreihen aus purer Freundschaft den Sokrates preiszugeben! Aber diese sogenannte ungebildete Menge (von dem ‚gebildeten Publicum Athens' also ganz abgesehen) — konnte sie überhaupt jenem Missverständnisse ausgesetzt sein? sie, die nur nach dem äusseren Eindruck und nach einem gewissen natürlichen Instinkt urtheilt? Konnte sie den schlichten, unbeschuhten Popularphilosophen mit den zierlichen gewichsten Modeprofessoren, den hochtrabenden und weltmännisch zuversichtlichen Sophisten, zusammenwerfen?

Uns scheint diese Hypothese ebenso unnatürlich, wie jene andere, gewissermassen entgegengesetzte der Hegelianer, wonach Aristophanes allein von allen Hellenen als feiner philosophischer Kopf die principielle Identität zwischen Sokrates und den Sophisten entdeckt hätte. Denn allzu grell sticht doch, um die Sache zum Schluss noch einmal kurz zusammenzufassen, die Lehre des Sokrates von der Lehre der Sophisten ab, ‚welche Weisheit scheint, aber nicht ist', und deren Lehrer als ein ‚Wucherer mit dieser scheinbaren Weisheit' angesehen werden muss (Aristot. de Soph. Elench. 1.). Das Princip und der Zweck von Sokrates' Wissen, die wahre Selbsterkenntniss, das γνῶθι σεαυτόν als Grundlage der Tugend, war doch himmelweit verschieden von der oberflächlichen Skepsis der Sophisten, von ihrem Streben nach eitel Vielwisserei und Disputirkunst. Ihre Vergötterung und Dogmatisirung des souveränen Egoismus musste auf den ersten Blick unvereinbar erscheinen mit der von Sokrates bei jeder Gelegenheit beliebten Blossstellung und Enttäuschung des Subjectes, mit seinen Hindeutungen auf ein höheres, feststehendes, objectives Sittengesetz. Treffend bemerkt Ch. Brandis (a. a. O. Rh. Mus. II. [1828.] S. 102): ‚Das Wissen vom Sein beschränken die Sophisten auf die Empfindung, Sokrates setzt es in's Denken, ihnen ist daher alles und nichts wissbar und real, ihm wissbar und real, was in der Selbstbestimmung sich als sittlicher Zweck ergiebt; für sie ist das scheinbar Reale und Wissbare ein nicht blos für verschiedene Subjecte verschiedenes, sondern continuirlich fliessendes, für ihn

das bei aller Individualität und bei allem Wechsel der Empfindung identische; ihnen ist Allgemeingültigkeit von Formal- wie Realprincipien eine Thorheit, ihm in und mit dem Selbstbewusstsein über allen Zweifel erhaben; ihnen sind die Bestimmungen der Tugend und Sitte das Product der Willkühr, ihm durch Natur und Gottheit bestimmt; sie halten den Glauben an die Gottheit für die listige Erfindung schlauer Priester und Gesetzgeber, ihm ist er Bestandtheil des unerschütterlich festen Wissens; ihre Kunst ist darauf gerichtet, Gut und Böse, Recht und Unrecht gleich zu setzen, um die sinnlichen Gelüste ungestraft zu nähren und wachsen zu lassen; die seinige, das Gute vom Bösen, das Recht vom Unrecht so zu sondern, dass alle Vermittlungsversuche aufgehoben und alle Gelüste dem Guten und Rechten absolut untergeordnet werden. Es muss daher durchaus geläugnet werden, dass Sokrates ebenso wenig als die Sophisten ein höchstes und letztes Bindendes und Regelndes für das Denken und Handeln anerkannt habe: er erkannte es vielmehr auf's entschiedenste an, der Form nach, in bestimmten Verfahrungsweisen des vermittelnden Denkens, dem Stoffe nach, in dem sittlichen Wissen und dem Bewusstsein von der Gottheit.'

Auch seine Methode konnte übrigens kaum den Anschein einer Verwandschaft mit der Sophistik erregen; dazu war sie zu körnig, zu einschneidend, zu packend, neben die leichten und gehaltlosen Schaumblasen der sophistischen Eristik und Rhetorik gehalten. Höchstens seine Ironie mochte zuweilen in ähnlicher Weise hervortreten wie die sophistische Ironie. Doch immerhin nur ausnahmsweise. Im Verkehr mit prunkenden und rhetorisirenden Schöngeistern musste dieselbe wohl schärfer sich äussern, denn hier galt es, eitle Schwätzer zu übertrumpfen; im gewöhnlichen Umgang ward sie in durchaus milder Form angewandt. Ja es macht den Eindruck, als ob Sokrates in der Regel mit grösster Mässigung allen scharfen und verletzenden Geschossen dieser seiner Ironie sofort die Spitze abgebrochen. War ihm doch nicht das eigene Besserwissen, die Ueberlegenheit seines Ich — wie es die Sophisten rücksichtslos hervorkehrten — das letzte Ziel der Unterhaltung; sondern er suchte in schonender

Weise in der Seele des Angeredeten jene geheimnissvolle Unruhe des Zweifels und der Unsicherheit, die Vorläuferin sorgsamer Selbstprüfung und endlicher Klärung des Urtheils, zu erwecken; und soweit ging dabei seine Rücksichtnahme auf des Andern Empfindlichkeit, dass er nicht selten sich scheinbar mit ihm identificierte, sich scheinbar in die Niederlage des Andern mitverwicklen liess. Im Verkehr mit den Sophisten selber nahm das alles freilich eine viel schärfere Form an; alsdann aber und nur alsdann mochte es auch vorkommen, dass er aus methodischen Rücksichten sich geflissentlich auf den Boden seiner Gegner stellte.

Dem allem gegenüber kann nun doch kaum noch davon die Rede sein, dass Aristophanes, sei es durch eine Art von Instinkt, sei es durch subtile Klügelei, eine Verwandschaft zwischen Sophistik und Sokratik herausgefunden, — ein Verwandschaftsverhältniss, das selbst seine modernen Entdecker bis auf ein kaum wäg- und messbares Residuum wieder zu verflüchtigen genöthigt sind. Und am allerwenigsten ist eine solche Annahme zulässig bei jenem Koryphaios der alten Komödie, der zu seinen grotesken humoristischen Skizzen unzweifelhaft nur solche Characterzüge und Eigenschaften einer Persönlichkeit verwerthen konnte, die greifbar und deutlich zu Tage lagen. Lässt man sich von den Hegel'schen Tiraden über des Aristophanes ‚tiefen Ernst', seinen ‚gründlich tiefen' Patriotismus u. s. w. nicht beirren, so reducirt sich, um trivial zu reden, die ganze Streitfrage darauf: War es ein guter Witz, war es überhaupt ein Witz, den Sokrates als Obersophisten darzustellen? War es wirklich komisch? A priori können dies nicht einmal die Hegelianer bejahen. Muss sich doch nach der ganzen Lage der Dinge einem Jeden sofort der Gedanke aufdrängen, dass Aristophanes, wenn er denn einmal den Sokrates in Verbindung mit den Sophisten auf die Bühne bringen wollte, dies nur in Platonischer Manier mit Erfolg versuchen konnte, d. h. indem er beide Richtungen einander entgegensetzte, indem er etwa den Sokrates als einen andern Strepsiades bei jenen in die Lehre treten und schliesslich über sie triumphieren liess. (Vgl. den Konnos

des Ameipsias.) Da nun aber das vorhandene Stück allen diesen Vermuthungen entschieden widerspricht und da durch dasselbe die Frage, wie Aristophanes etwa den Sokrates mit den Sophisten in Zusammenhang bringen konnte, scheinbar ihre thatsächliche Erledigung gefunden hat, so glaubte man sich, wenn auch widerstrebend, in die vorhandene Zwangslage fügen zu müssen und suchte auf's eifrigste nach einer annehmbaren Begründung jener seltsamen Erscheinung.

Aus dieser ganzen Darlegung erhellt nicht nur zur Genüge, mit welchen Schwierigkeiten die Erklärungsversuche dieses merkwürdigen Problems bisher zu kämpfen hatten, sondern es ergiebt sich auch als Thatsache, dass man noch weit entfernt ist von einem befriedigenden Abschluss [1]) hinsichtlich der Cardinalfrage: wie Aristophanes, wenn er den Sokrates auf der Bühne verspotten wollte, seiner Persönlichkeit das sophistische Element imputiren konnte, oder aber wenn er die Sophistik anzugreifen beabsichtigte, — was ihn berechtigte, gerade den Sokrates zu ihrem Vertreter zu machen.

Ist aber darum alle Hoffnung auf eine Lösung dieser Frage gänzlich aufzugeben? Keineswegs, denn es giebt noch ein gewichtiges Moment, das ehedem viel zu wenig beachtet wurde, neuerdings aber seinen Einfluss immer entschiedener geltend gemacht hat, nämlich die eigenthümliche Beschaffenheit des Textes der uns überlieferten Wolken, aus welcher sich schon auf den ersten Blick ergiebt, dass die Kernpartie des

---

[1]) An dieser Sachlage wird auch nichts geändert durch das Schriftchen von J. Peters De Socrate, qui est in Atticorum antiqua comoedia. Lips. 1869: Die Wolken sind in bewusster Weise gegen Sokrates gerichtet (p. 5); die unbeschränkte Licenz der Komödie soll den Angriff rechtfertigen (vergl. p. 16); alles Persönliche dürfe bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden (p. 6); Sokrates soll nicht nur der Menge des Volkes, sondern auch den Komikern als Sophist erschienen sein (p. 10); ja sogar als *princeps sophistarum!* (p. 13). — Ingleichen ist ohne Werth für die Fortführung der Frage das Magdeburger Progr. von 1865: Ch. Bertram Der Sokrates des Xenophon und der des Aristophanes.

sophistischen Elementes dem übrigen nur ganz locker eingefügt ist.

Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts begnügte man sich hinsichtlich dieses Textes im Allgemeinen mit der Annahme, dass er eine unvollendete zweite Bearbeitung eines früher aufgeführten Stückes sei und dass Bestandtheile aus beiden Recensionen in dem erhaltenen Stücke vorlägen.[1]) Zu einer eingehenderen, methodischen Behandlung dieser Abnormität fühlte man lange Zeit hindurch keinen Antrieb. Diesen brachte erst der kühne Versuch von W. Esser,[2]) welcher behauptete, eine zweite Bearbeitung der Wolken sei nirgends vorhanden gewesen ausser in der Phantasie der alten Scholiasten; selbst in der Parabase unseres Stückes sei nicht (wie man bis dahin als ganz zweifellos angenommen hatte) von einer zweiten Bearbeitung der Komödie die Rede; die Nachrichten der alten Grammatiker sowie die Citate, welche man für die herkömmliche Auffassung geltend machte, beruhten durchaus auf Erdichtung. Diese nicht ungeschickt durchgeführte Hypothese fand zwar Billigung bei J. W. Süvern (a. a. O. S. 58 Anm. 1, S. 83 ff.), H. Th. Rötscher (a. a. O. S. 322), C. Reisig (Rh. Mus. II. [1828] S. 199, 201), C. F. Ranke (de vit. Arist. p. 284 ff., 294, 424 ff.), wurde aber entschieden zurückgewiesen und widerlegt von G. Hermann.[3]) Der letztere kam vielmehr zu dem Ergebniss, die uns erhaltenen ‚zweiten' Wolken seien theils vor Ol. 89, 3 theils nach Ol. 89, 4 vollständig ausgearbeitet worden und hätten nach der Absicht des Dichters um diese Zeit aufgeführt

---

[1]) G. Hermann ed. Nub. Lips. 1799. — (Fr. A. Wolf) Arist. Wolken. Griech. und Deutsch. Berl. 1811. S. IV. — A. Boeckh Graecae tragoediae principum etc. Heidelb. 1808. p. 21.

[2]) De prima et altera quae fertur Nub. Arist. editione ad Elvenich. diss. Bonnae 1821. p. 8, 21 ff. In ähnlichem Sinne übrigens schon vorher F. G. Welcker Die Wolken, übers. Giessen und Darmstadt 1810. S. 222 ff.

[3]) Ed. Nub. Lips. 1830 praef. p. XIII. XXII. Vgl. auch W. Dindorf de Arist. fragm. diss. Lips. 1829. p. 17 ff. (Nachweis zweier verschiedener Ausgaben der Wolken.)

werden sollen, ohne dass es aber in Wirklichkeit dazu gekommen sei; beide Wolken-Komödien seien übrigens noch lange Zeit nach Aristophanes' Tod verbreitet gewesen (p. XX.), allein die Scholiasten selber hätten das erste Stück nicht mehr besessen.

Auch F. V. Fritzsche [1]) erklärte sich gegen Esser, verfiel aber gleichzeitig in das entgegengesetzte Extrem, indem er behauptete, die beiden Wolkenkomödien seien Stücke von durchaus verschiedenem Inhalt gewesen (p. 111 sq.). Jedoch in Folge der Entgegnungen von M. H. E. Meier,[2]) C. F. Hermann [3]) und C. Beer [4]) gab Fritzsche seine extreme Ansicht auf und warf die ganze Frage nun endlich wieder in die richtige Bahn.[5])

Ausgehend von der Anerkennung der Wichtigkeit jener Angaben, welche der Grammatiker der VI. Hypothesis macht, bezeichnet er als den Kernpunkt der Untersuchung die Frage: Sind die uns erhaltenen Wolken wirklich als ein vollendetes, wohlgefügtes Stück anzusehen? (I. p. 4) und giebt dann die Antwort (I. p. 7 sq.): Dieselben sind eine Umarbeitung (Diaskeue) der ersten Wolken, aber die Umarbeitung ist nicht vollendet, so dass in dem schein-

[1]) Quaestt. Aristophan. Lips. 1835 p. 104.

[2]) Hall. Litteraturzeit. 1836 n. 66 ff.

[3]) Ind. lect. acad. Marburg. aest. 1837.

[4]) Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristoph. Leipz. 1844. S. 131 ff.

[5]) Comment. de fabulis ab Aristophane retractatis Spec. I.—V. Rostock. 1849—1852. — Gestützt auf die VI. Hypothesis weist er die Logoiscene 889—1104 der zweiten Bearbeitung zu (I. p. 11 ff.) desgleichen die Schlussscene 1484—1510 (I. p. 16 ff.) und die eigentliche Parabase (II. p. 1 ff.), während die Epirrhemata den ersten Wolken vindiciert werden. Alsdann untersucht er einige Stellen, welche deutlich auf eine Contamination hinweisen und giebt insbesondere V. 723—730 der zweiten Bearbeitung (III. p. 1 ff.), ebenso V. 707—722 (III. p. 5) und die V. 423—426 sollen vor V. 412 eingefügt werden (III. p. 6). Mit der sorgsamen Verwerthung der aus beiden Bearbeitungen erhaltenen Citate beschäftigen sich die IV. und V. Abhandlung, ohne dass jedoch ein besonders bedeutsames, positives Moment zur weitern Aufklärung gewonnen würde.

bar abgerundeten Stück Altes und Neues seltsam vermischt ist (vergl. IV. 4 Anm. 3). Hiermit ist zwar in gewissem Sinne ein Rückschritt zu dem Standpunkt der älteren Erklärer hin gethan worden, allein gleichzeitig war doch der Anstoss zu einer wirklich methodischen Kritik der Wolken gegeben und diese fand nun in W. S. Teuffel, [1]) H. Köchly, [2])

---

[1]) Philol. VII. 325 ff. W. Teuffel nimmt die von F. Fritzsche eingeleitete Untersuchung selbstständig auf. — Ebend. S. 763 ff. Th. Kock gegen W. Teuffel. — Philol. VIII. 376 ff. ‚Abwehr' von Teuffel gegen Kock. — Jahn's Jahrb. 69, S. 549 ff. — Ebend. 70, S. 101. R. Enger: die Umarbeitung der Wolken sei vollendet. — R. Enger Ueber die Parab. der Wo. Progr. v. Ostrowo 1853 (Unsere Wo. sind im Piraeustheater aufgeführt). — Rh. Mus. X. 214 ff. W. S. Teuffel Ueber die VI. Hypothesis. (Ebendas. S. 221 ff. auch Zurückweisung der beiden zuletzt angeführten Ansichten von R. Enger). — Rh. Mus. XI. 536 ff. R. Enger: Hielten die alten Kritiker die Umarbeitung der Wo. d Arist. für nicht vollendet? (Völlig conservativer Standpunkt.) — W. S. Teuffel Nub. ed. Lips. 1863. praef. p. 3 sq. — Ders. die Wolken. Leipz. 1867. Einleit. S. 21 ff.

[2]) Akadem. Vorträge I. Es dürfte angemessen sein, die Hauptpunkte der nicht Allen leicht zugänglichen, verdienstvollen Untersuchung, soweit sie sich auf die Textesbeschaffenheit der Wolken bezieht, kurz anzugeben. S. 426 ff.: I.) V. 1—477. Die Umarbeitung vollendet. (Von der Schlussredaction sind eingefügt 195—199, 412—422). — II.) V. 478—1213. Vollendet ist hier die Umarbeitung der Parabase, des Epirrhema 475—594, der Kampfscene 889—1104, aber der Zusammenhang nicht vollständig hergestellt (bes. 884—888 Flickverse). — Die ersten Wolken: Vorläufiges Examen. Meditation (478—496, 636—695), Chorlied 700—706, alte Parabase, wovon Strophe und Antistrophe genommen (563 - 574, 595—606), Epirrhema 606—626, Antep. 1115—1130, Unterrichtsversuch im Freien 619, 621, 623, 626, 731—739, 497—509; Chorlied 510—517, Lücke, Rückkehr des unterrichteten Strepsiades, Unterricht des Sohnes, Reste: 816—838, 843—859 [NB! 854 f. verändert], Strepsiades so vertraut mit der neuen Weisheit, dass seine Abweisung unbegreiflich. 839—842, 860—865 Nothredaction. — Die zweiten Wolken: Vorläufiges Examen, Parabase aus heterogenen Theilen, Versuch im Freien, Störung durch die Wanzen, der ungelehrige Strepsiades wird weggejagt, er soll den Sohn schicken (627—634, 635+694, 695—730, 740—813). Soweit die Ueberarbeitung vollendet; weiterhin deut-

F. Bücheler [1]) und Th. Kock [2]) eine ebenso umsichtige und gründliche wie ergebnissreiche Fortführung. Nicht nur dass die Aufstellungen von F. V. Fritzsche allseitig begründet und sicher gestellt wurden, es kamen auch weitere schlagende Merkmale des trümmerhaften Zustandes unserer Komödie zu Tage, neue unvereinbare Widersprüche der vorliegenden Fassung wurden aufgedeckt und auf diese Weise endlich als unbestreitbares Factum erwiesen, dass unsere Wolken durchaus kein vollendetes, aus einem Gusse geformtes Werk seien. W. Teuffel (Ausg. der Wolken 1867. Einl. S. 22 ff.; vergl. Th. Kock a. a. O.) kommt im wesentlichen zu folgendem Ergebniss: Das uns erhaltene Stück, die (nicht aufgeführten) II. Wolken, sind die unvollendete Umarbeitung der (aufgeführten) I. Wolken. Ausser zahlreichen Nachbesserungen im Kleinen, die sich über das ganze Stück erstrecken, hat der Dichter einzelne Partien vollständig umgestaltet, so die Parabasis, die Scene zwischen den Logoi und die Schlussscene.

Dies ist in seinen Grundzügen der Stand dieser merkwürdigen Frage, von rein kritischer Seite betrachtet, wie er sich nun schon seit einigen Jahren unverändert erhalten hat.

Haben wir demnach aus dem ersten Theil unseres kurzen litterarhistorischen Rückblickes die Ueberzeugung gewonnen, dass bezüglich des ideellen Gehaltes der Wolken noch keineswegs eine Einigkeit unter den Beurtheilern dieser Komödie erzielt ist, so

---

liche Spuren der Unfertigkeit in der Zusammenfügung der an und für sich ausgearbeiteten Partien 814—881, 1107—1110, 882 f. 1111 f. 1131—1213. Mittels der Flickverse 884—888 und 1105, 1106 ist die Streitscene der Logoi mitten in die frühere Aufnahmescene eingefügt. III.) V. 1214—1510. Im Wesentlichen den ersten Wolken angehörig. Einige Zusätze 1303—1310, 1325—1330 (vgl. 909—912), 1336, 37, 1437—1452 [Die Erwähnung der Mutter auffallend, da sie nach 1380 ff. als todt anzunehmen ist]. ‚Die Mordbrandscene, die ziemlich abgerissen und kahl abschnappt' höchstens gekürzt, nicht verändert. Ein Schlusschorlied fehlt.

[1]) Ueber Aristoph. Wolken. Jahn's Jahrb. 83 (1861) S. 657 ff.

[2]) Ausg. der Wolken. Berl. 1862. Einl. S. 20 ff.

ergiebt sich aus dem zuletzt Bespochenen, dass auch in formeller Hinsicht unser Stück sich in der allerseltsamsten Lage befindet. Nicht nur ist die für das sophistische Element bedeutungsvollste und characteristischste Partie, die Logoiscene, als ungehörige Einfügung ziemlich allgemein anerkannt, auch im übrigen sind die Bedenken hinsichtlich der Unversehrtheit und Ursprünglichkeit gewisser kleinerer Abschnitte so zahlreich, dass sie von keinem besonnenen Beurtheiler ausser Acht gelassen werden dürfen. Wir müssen es daher wiederholt aussprechen: die Wolkenfrage ist noch immer ein kritisches Problem ersten Ranges.

Versuchen wir nun, ob nicht ungeachtet der zahlreichen und angestrengten Bemühungen, die bisher schon auf seine Lösung verwandt wurden, bei wiederholter Prüfung der Sachlage doch noch einige neue und wirksame Gesichtspunkte sich auffinden lassen.

II. Die Angaben der V. und VI. Hypothesis.

Von fundamentaler Wichtigkeit für jede Untersuchung, welche sich mit dem Zustande unserer Wolkenkomödie befasst, sind die V. und die VI. Hypothesis, zwei werthvolle Bruchstücke aus jener beträchtlichen Menge von kurzen Vorreden byzantinischer Commentatoren zu fast sämmtlichen Dramen des Aristophanes (nur zu den Thesmophoriazusai sind keine vorhanden). So wenig nun einerseits zu bezweifeln ist, dass ein gewisser Theil der in diesen Vorreden niedergelegten Angaben sich auf alexandrinische Tradition stützt, dass insonderheit die didaskalischen Notizen d. h. die Angaben über Zeit und nähere Umstände der Inscenierung einzelner Dramen in letzter Instanz sogar bis auf die dramaturgischen Schriften des Aristoteles und Dikaiarchos zurückgehen, ebenso ausgemacht scheint es uns andrerseits (und

jede beliebige Scholiensammlung liefert hierfür schlagende Belege), dass selbst die besten und glaubwürdigsten Quellenangaben unter den Händen der nicht sehr zuverlässigen Byzantiner mehr und mehr abgeschliffen und durch mancherlei Umänderungen und Einschiebungen verunstaltet worden sind. Es können daher alle durch jene Mittelspersonen uns überlieferten Angaben, wo sie irgend Anlass zum Zweifel bieten, nicht ohne reifliche Prüfung anerkannt werden.

Folgendes nun berichtet die V. Hypothesis [IV. bei Dindorf Poet. scen. gr.] [1]):

1) Die ersten Wolken wurden unter dem Archon Isarchos [Ol. 89, 1 = 424/423 v. Chr.] in der Stadt aufgeführt. Kratinos erhielt mit der Pytine den ersten Preis, Ameipsias mit dem Konnos den zweiten, Aristophanes den dritten.

2) In Folge dieser unerwarteten Zurücksetzung glaubte Aristophanes bei der Aufführung der zweiten Wolken sich einen Tadel gegen das Publicum gestatten zu dürfen. Da er aber [mit diesen zweiten Wolken] noch weit weniger Anklang fand, so brachte er in der Folgezeit auch die ‚Umarbeitung' nicht mehr auf die Bühne.

3) Die zweiten Wolken wurden unter dem Archon Ameinias [Ol. 89, 2 = 423/422 v. Chr.] aufgeführt.

---

[1]) Wir theilen dieselbe naturgemäss in 3 Abschnitte:

(1) *Αἱ πρῶται Νεφέλαι ἐν ἄστει ἐδιδάχθησαν ἐπὶ ἄρχοντος Ἰσάρχου, ὅτε Κρατῖνος μὲν ἐνίκα Πυτίνῃ, Ἀμειψίας δὲ Κόννῳ.* (2) *διόπερ Ἀριστοφάνης διαρριφθεὶς παραλόγως ᾠήθη δεῖν ἀναδιδάξας* [*ἀναδιδάξαι* Dind.] *τὰς δευτέρας ἀπομέμφεσθαι* [*καὶ ἀπομέμφεσθαι* Dind.] *τὸ θέατρον. ἀποτυχὼν δὲ πολὺ μᾶλλον καὶ ἐν τοῖς ἔπειτα οὐκέτι τὴν διασκευὴν εἰσήγαγεν.* (3) *αἱ δὲ δεύτεραι Νεφέλαι ἐπὶ Ἀμεινίου ἄρχοντος.* — (Obwohl wir die Citate in der Regel nach W. Dindorf's Poet. scen. gr. Lips. 1869 geben, so müssen wir doch gerade bei den Hypotheseis auf ältere Ausgaben zurückgehen, da in jenem sonst so verdienstlichen Corpus die Varianten-Angaben zum Texte der Hypothesis unbegreiflicherweise fehlen.)

Hier erhalten wir also zwei specifisch didaskalische Angaben [1]), welche von der Aufführung zweier Wolkenkomödien berichten; ausserdem noch die merkwürdige Nachricht, dass Aristophanes eine ‚Umarbeitung der Wolken' aus Mangel an Aufmunterung nicht zur Aufführung gebracht hat. Es ist somit in dieser Hypothesis unleugbar von drei Wolkenkomödien die Rede.

Wie haben sich nun gegenüber dieser ganz bestimmten Aussage der Hypothesis die neueren Erklärer verhalten? [2]) Vollständige und unbedingte Anerkennung hat sie nur bei zwei Gelehrten gefunden, bei Sam. Petitus [3]) und H. Clinton [4]), von denen sich übrigens nur der erstere mit ein paar Worten über die Sache ausspricht. [5])

In Bezug auf die erste von jenen Angaben, wonach die I. Wolken unter Isarchos aufgeführt sein sollen, hat freilich noch Niemand Bedenken erhoben; dagegen ist die dritte Notiz, die Aufführung der II. Wolken betreffend, bisher von allen in dieser Frage lautgewordenen Stimmen (die beiden obengenannten natürlich ausgenommen [6]) als erdichtet kurzweg zurückgewiesen worden. [7]) Man stellte es ganz bestimmt in Abrede, dass die

---

[1]) Die letztere hat der Verfasser der Hypothesis nur unvollständig angegeben; aus welchem Grunde, wird sich alsbald herausstellen.

[2]) Die Textesänderung von Dindorf, welche allgemein Anklang gefunden hat, ist oben schon erwähnt.

[3]) Miscellan. libri novem. Paris. 1630. I. cap. 6.

[4]) Fast. hellen. ed. Krueger 1830. ad a. 422.

[5]) Er nimmt die Angaben der beiden Hypotheseis ohne weiteres als richtig an und bemerkt dann S. 30: ‚*Demum postquam docuisset Eupolis Maricam, Alcaeo archonte, tertium correxit Aristophanes: sed correxit tantum scripsitque, non autem produxit in scenam. Itaque mirum non est, si in Didascaliis locum non habuit haec fabula tertium correcta, eam quippe Poeta non docuit.*'

[6]) Vergl. auch R. Enger an den oben S. 28 Anm. 1 angeführten Stellen.

[7]) G. Hermann ed. Nub. 1830. praef. p. XIII.: ‚*Ac scholiastes quidem is, qui sextum argumentum scripsit, ex quo id illatum in enumerationem Olympiadum, iterum actas tradit Nubes anno sequente, quo*

II. Wolken jemals aufgeführt worden seien! Und welche gewichtigen Gründe sind es, mit denen man diese Auffassung rechtfertigte? Wir haben oben schon im Allgemeinen unsere Bedenken hinsichtlich der Zuverlässigkeit aller byzantinischen Tradition geltend gemacht. Allein wer die eindringliche Mahnung nicht in den Wind geschlagen hat, mit welcher schon mehrfach betont ward, man dürfe an den rein didaskalischen Nachrichten nicht unbedachtsam rütteln, falls nicht der chronologischen Festsetzung, sowie der ganzen Interpretation der betreffenden Stücke aller sichere Boden entzogen werden solle,[1]) der musste auch auf dem bisherigen Standpunkt in der That über die summarische Behandlung erstaunen, welche gerade dieser Punkt unserer Frage von Seiten der Erklärer bisher erfuhr. Zunächst scheint man sich auf den alten Palmerius, der hier wie in manchen andern heikeln Fragen noch immer in erster Linie als Autorität figurirt, allzusehr verlassen zu haben.[2]) Man konnte

archon erat Aminias, successu etiam peiore. In eademque opinione est scholiastes ad v. 31 et 542 et, ut videtur, etiam ad Vespas v. 1039, quandoquidem ibi superiore anno primas Nubes actas fuisse scribit Sed hos iam Palmerius in Exercitationibus p. 729 idoneis. argumentis refutavit. Primum enim didascaliae semel tantummodo actas Nubes commemorabant, auctore scholiasta ad v. 549. deinde autem isto anno, quo Aminias archon erat, Aristophanes non solum Vespas, in quibus v. 1037 seqq. conqueritur, quod superiore anno Nubes adverso eventu docuerit, sed simul etiam Proagonem in scenam produxit, quod intellexit G. Dindorfius in diss. I. de fragm. Aristoph. p. 68 de cuius sententia exposui in Diar. litt. Lips. a. 1829 m. Aug. fol. 204. Quin scholiastes is, a quo altera pars VI. argumenti profecta est, quae verbis τοῦτο δὲ ταὐτό ἐστι τῷ προτέρῳ incipit, meritoque debebat a superioribus separari, diserte narrat, fabulam non esse iterum actam, sed hic illic a poeta correctam, ut qui eam iterum docere cogitaverit.' — Vergl. W. S. Teuffel ed. Nub. 1863. praef. p. IX. — Th. Kock Ausg. der Wolken 1863. Einleit. §. 24. — F. V. Fritzsche de fab. retract. II. p. 5 sq.

[1]) Th. Bergk fragm. Aristophan. p. 24 (bei Meineke fragm. com. gr. II. p. 942).

[2]) Exercitat. in optimos fere auct. graec. 1668. p. 731 sq.: ‚*Dubium autem est, utrum repraesentata fuerit, nec ne, licet in Pro-*

seltsamer Weise sich nicht dazu verstehen, einen Autor, dessen Arbeiten zwar vor 200 Jahren von Bedeutung waren, dem aber keinesfalls irgend welche uns unzugängliche Hilfsmittel zu Gebote standen, in Anbetracht des gegenwärtigen hohen Aufschwunges der philologischen Wissenschaft verdienter Massen in's Hintertreffen zu stellen. Und doch ist die Argumentation, mit welcher der ehrwürdige Veteran im vorliegenden Falle seine bescheidene Vermuthung zu vertheidigen sucht, nicht nur schwach und ungenügend, sondern sie stützt sich offenbar auch auf einen groben Irrthum hinsichtlich der Reihenfolge der athenischen Feste, wenn er voraussetzt, dass die Lenaeen das letzte mit theatralischen Aufführungen verbundene Fest des attischen Jahres gewesen seien.

Wenn sodann die Bemerkung eines Scholiasten [1]) hervor-

---

theoria quidem Scholiastes id asserat. nam alius ait: οὐ φέρονται αἱ διδασκαλίαι τῶν δύο νεφελῶν. *Id unum certum est, Aristophanem id habuisse in animo, et hanc* παράβασιν *addidisse, in qua queritur, et auditores incusat ob repulsam ab iis passam. Sed suspicor iterum eam in scenam non prodiisse; aliter id non tacuisset Aelianus nec Eunapius, et unius solius Scholiastae fides non sufficit ad fidem faciendam. Tum Scholiastae locus infra ad Vespas me demovet ut credam secundas Nubes in theatro recitatas fuisse. Nam qui id affirmant, volunt anno sequenti sub Aminia eas prodiisse,* αἱ δὲ δευτ. Νεφ. κτλ. *ait quidam in* προθεωρία *Nebularum. Sed quomodo id verum esse possit, non video. Nam Vespae Aminia Archonte prodierunt in Lenaeis. At duo dramata simul non exhibebantur ab eodem poeta, nec eius rei extat exemplum. Si igitur prodierunt secundae Nubes sub Aminia, oportet eas prodiisse in Dionysiis Astycis, vere, eodem quo Vespae Aminia Archonte. Sed Scholiastes ad haec Vesparum verba p. 502 [v. 1013]* μὴ πέσῃ φαύλως, *haec ait:* φυλάττεσθε φησὶ μὴ ἐκφαυλισθῆναι τ 'ν διδασκαλίαν τοῦ δράματος τούτου, καὶ πρὸ ἑνὸς ἐνιαυτοῦ τὰς πρώτας νεφ. διδάξας ἀπεκρίθη. *Quae clare innuunt secundas Nebulas nec rejectas nec approbatas ante Vesparum* διδασκαλίαν. *Aliter locus erat de eo non tacere (!).*'

[1]) Zu Wolken 549: πῶς οὖν δύναται καὶ τοῦ Μαρικοῦ μεμνῆσθαι, ὃς ἐδιδάχθη μὲν πρὸ τῶν Νεφελῶν, ὡς καὶ νῦν αὐτός φησιν; ἐκεῖ δὲ ὁ Εὔπολις ὡς τεθνηκότος Κλέωνος μέμνηται,

gehoben wird, welcher behauptet, bezüglich der II. Wolken seien keine didaskalischen Angaben überliefert, so lässt sich die angebliche Bedeutung dieses Zeugen (ganz abgesehen von der Unklarheit der ganzen Stelle, sowie von der unsicheren Art seines Auftretens [ἢ ἐπεί κτλ.]) sehr einfach paralysieren durch eine andere Angabe der Scholien,[1]) in welcher auf eine Aufführung der Wolken im Jahre des Ameinias ganz ausdrücklich Bezug genommen wird. Jedenfalls beweist also die erstere Stelle (zu W. 549) genau genommen nur so viel, dass ihr Verfasser die Angaben der Hypothesis zufällig nicht kannte oder nicht beachtete.[2])

Endlich beruft man sich noch auf eine Vermuthung von W. Dindorf[3]), wonach der an den Lenaeen unter dem Archon Ameinias aufgeführte Proagon des Philonides für ein Stück

---

ἢ ἐπεὶ οὐ φέρονται αἱ διδασκαλίαι τῶν δευτέρων Νεφελῶν, οὐδὲν δυνάμεθα διαρθρῶσαι, εἰ Εὔπολις ἐπλάσατο τὴν Κλέωνος τελευτὴν ἐν Μαρικᾷ. Die ganze Stelle fehlt im Rav. und Ven.

Falls man übrigens geneigt sein sollte, diesem Zeugniss dennoch ein ungewöhnliches Gewicht beizulegen, so würden wir einfach daran erinnern, dass die Lesart τῶν δευτέρων Νεφελῶν lediglich eine Conjectur von Elmsley ist statt des handschriftlichen τῶν δύο N.

[1]) Zu Wolken 31: Ἀμυνίας τῶν περὶ ἵππους ἐπταικότων. μέμνηται δὲ αὐτοῦ καὶ ἐν ταῖς Σφηξί [1267]. νῦν δὲ οὐκ ἐκείνου καθάψασθαι βουλόμενος μνημονεύει αὐτοῦ, ἀλλὰ τὸν τότε ἄρχοντα διασύρειν προαιρούμενος τῇ ἐκείνου προσηγορίᾳ ἐχρήσατο. τότε γὰρ ἦρχεν Ἀμεινίας τοῦ Ιπρονάπους υἱός. ἐπεὶ οὖν τοὺς Ἀθηναίους πρότερον κωμῳδεῖν τὸν ἄρχοντα ὁ νόμος ἐκώλυεν, ἀφαιρέσει μὲν τοῦ ι, προστεθέντος δὲ τοῦ υ, παρατρέψας ὀλίγον Ἀμυνίαν αὐτὸν εἶπεν ἀντὶ τοῦ Ἀμεινίαν.

[2]) Ausdrücklich wird aber auch die zweite Aufführung behauptet vom Schol. zu 546: καίτοι καὶ αὕτη [ἡ κωμῳδία] δευτέρα εἰσήχθη, ἀλλ' ἴσως διάφορος. [NB.!]

[3]) Dissert. de fragment. Aristoph. Lips. 1829 p. 68.

des Aristophanes zu halten sei.[1]) Da nun laut didaskalischer Ueberlieferung an dem nämlichen Feste dieses Jahres auch die Wespen unseres Dichters gegeben wurden, so konnte, meinte man, Aristophanes in diesem Jahre nicht wohl noch ein drittes Stück (die II. Wolken) zur Aufführung bringen; also, genau genommen, eine blosse Conjectur gegenüber von bestimmten didaskalischen Angaben. Und doch ist es klar, dass, die Richtigkeit jener Vermuthung Dindorf's einmal angenommen, damit gar kein Argument gegen die Möglichkeit einer Aufführung der II. Wolken etwa an den grossen Dionysien dieses Jahres gewonnen wird, falls man nur der Productivität des Aristophanes nicht allzu enge Grenzen setzen will. Ausserdem aber wird nun noch die Dindorf'sche Vermuthung neuerdings durch E. Petersen's Untersuchung[2]) wieder hinfällig, indem dieser es höchst wahrscheinlich macht, dass der in der Hypothesis der Wespen erwähnte Proagon für ein Stück des Philonides zu halten sei.

Man dürfte noch einen letzten scheinbar sehr gewichtigen Grund gegen die dritte Angabe der Hypothesis vorzubringen geneigt sein — nämlich diejenigen chronologischen Beziehungen unseres Stückes, welche eine Aufführung desselben unter Ameinias unmöglich erscheinen lassen. Dieser Einwand hat dann freilich eine Berechtigung, wenn man, wie es bisher meist geschehen, behauptet, unsere Wolken seien identisch mit den II. Wolken. Allein unsererseits sind wir weit davon entfernt, uns durch eine solche unbewiesene Annahme von vornherein selber die Hände zu binden[3]) und begnügen uns daher, vorerst nur soviel zu constatiren, dass in dem ersten und dritten Abschnitt der V. Hypothesis die Thatsache der Aufführung zweier Wolkenkomödien bestimmt überliefert wird und dass gegen die Glaub-

---

[1]) Vergl. die Hypothesis der Wespen.

[2]) Jahrb. für class. Phil. 85. B. (1862) S. 664.

[3]) G. Hermann hat hier z. B. die verkehrte Alternative aufgestellt (praef. ed. Nub. 1830. p. XIII): ‚*de eo dubitatur, iterumne docuerit Nubes, eaque, quam nos habemus, secunda sit editio, an neque in scenam iterum productae sint, et, quae ad nos pervenit recensio, inchoata tantum fuerit, non absoluta.*‘

würdigkeit dieser didaskalischen Notizen von Seiten der anderweitigen Ueberlieferung zunächst kein wirklich erhebliches Bedenken sich geltend machen lässt.[1])

Anders verhält es sich mit dem Abschnitt No. 2. Das ist keine einfach sachliche Angabe mehr, sondern, wie jedermann sofort erkennen muss, das Raisonnement eines Grammatikers, eingeschoben zwischen die beiden, in einer früheren Fassung wohl eng zusammenhängenden didaskalischen Notizen. Dieser Grammatiker setzt, wie aus seinen Worten deutlich hervorgeht, das Factum der beiden Aufführungen voraus; er erkennt also die Richtigkeit der didaskalischen Angaben No. 3 unbedenklich an. Aber er bezieht sich auch auf einen anderen Umstand, von dem wir Näheres jedoch erst in der VI. Hypothesis erfahren, nämlich auf eine ‚Umarbeitung' der Wolken. Es hiesse dem einfachen Wortlaut der Stelle geradezu Gewalt anthun, wenn man behaupten wollte, der Grammatiker habe unter dem umgearbeiteten Stück die II. Wolken verstanden und deren Aufführung geläugnet, und die von diesem Gesichtspunkt aus von Dindorf vorgenommenen Aenderungen des Wortlautes der Hypothesis sind daher rein willkürliche.[2]) Vielmehr unterscheidet der

[1]) Indem wir, auf den eigentlichen Wortlaut der Hypothesis gestützt, behaupten, dass die Existenz dreier Wolkenkomödien (zwei aufgeführter und einer blos umgearbeiteten) von dem Grammatiker angenommen werde, können wir es vorläufig ablehnen, auf die etwa aus Schol. Wolken 552 (Vergl. W. Teuffel Ed. Nub. 1863 praef. p. IX) zu entlehnenden Einwürfe Rücksicht zu nehmen. Dieser Scholiast erwähnt zwar die II. Wolken; allein im Kernpunkt der ganzen Stelle ist nur von den aufgeführten und den umgearbeiteten Wolken die Rede und es lässt sich eigentlich nicht rechtfertigen, wenn F. V. Fritzsche (de fab. retract. II. 6 sq.) ohne weiteres behauptet: *[Eratosthenes], qui Nubes I τὰς διδαχθείσας, contra Nubes II τὰς ὕστερον διασκευασθείσας appellavit.*' Die Unterscheidung von I. und II. Wolken ist vorerst von dieser Stelle fernzuhalten. (Vergl. R. Enger Rh. Mus. XI. 536 ff. und C. F. Ranke de vit. Arist. p. CCLXXXVI). Wir werden dieselbe übrigens späterhin noch ausführlich besprechen.

[2]) Auf den ersten Blick könnte man allerdings noch eine andere Auslegung der Stelle für möglich halten, indem man die Be-

Grammatiker drei Wolkenkomödien, und das Motiv, welches ihn zur Einfügung jener ganzen Bemerkung No. 2 bewog, war offenbar kein anderes als der Drang, das Fehlen der didaskalischen Angaben bezüglich der III. (umgearbeiteten) Wolken zu erklären. Sein Gedankengang möchte folgender gewesen sein: Die Didaskalien berichten von zwei aufgeführten Wolkenkomödien, schweigen aber von dem dritten Stück, welches doch von jenen beiden verschieden ist. Dasselbe ist also nicht auf die Bühne gebracht worden. Was mag nun wohl der Grund gewesen sein, der den Dichter zu dieser Zurückhaltung bewog? Gewiss nichts anderes als die ungünstige Aufnahme, welche die I. und II. Wolken bei dem Publicum gefunden hatten!

Ob nun aber gerade diese Beantwortung der an und für sich wohlberechtigten Frage auch die zutreffende, ob bei dem verstümmelten Zustand der didaskalischen Notiz No. 3 und in Anbetracht der anderweitigen Ueberlieferung von einer beifälligen Aufnahme der Wolken [1]) nicht eine ganz andere Erklärung denkbar sei, als der Grammatiker sie hier gegeben, dies sind Einwürfe, deren Besprechung an dieser Stelle weder thunlich noch geboten ist. Von Wichtigkeit ist vorerst nur das Thatsächliche, welches den Grammatiker zu seinen Combinationen angeregt hat, nämlich die aus älterer Zeit überlieferten Angaben von einer Aufführung der I. Wolken im Jahre des Archon Isarchos sowie der II. unter dem Archon Ameinias und endlich die Existenz einer von jenen beiden

---

zeichnung *τὴν διασκευήν* hier als identisch fasste mit *τὰς δευτέρας* = die aufgeführten II. Wolken, so dass also der Sinn wäre: nachdem die zweiten Wolken bei der Aufführung noch mehr missfallen hatten als die ersten, führte der Dichter diese Umarbeitung nicht mehr auf. Allein es lässt sich durchaus nicht absehen, weshalb eine so überflüssige und nichtssagende Bemerkung hier gemacht sein sollte.

[1]) Aelian. Var. hist. 9, 2, 13. Lukian. Piscat. 25.

aufgeführten Stücken verschiedenen ‚Umarbeitung.'[1])

Und mit diesen drei thatsächlichen Cardinalpunkten unserer Frage lassen sich im Ganzen auch die Nachrichten der VI. Hypothesis[2]) sehr wohl vereinigen:

‚Das vorliegende Stück (τοῦτο) ist dasselbe wie die ersten Wolken' lautet der Eingang. Unter dem vorliegenden ist aber, wie schon ein einfacher Blick auf die gleich folgenden Bemerkungen zeigt, offenbar nur die Umarbeitung (διασκευή) zu verstehen; **die ersten Wolken und die umgearbeiteten sind im Grunde identisch.** — Und die II. Wolken? Nun, von ihnen ist hier mit keiner einzigen Silbe mehr die Rede und es darf daher, wer unbefangen der ganzen Frage gegenüber steht und diese Unbefangenheit sich zu wahren sucht, dieselben nicht ohne weiteres hier unterschieben wollen; man muss aus jenen Worten nicht etwa herauslesen wollen: das uns vorliegende,[3]) umgearbeitete Stück sei dasselbe wie die anderwärts erwähnten zweiten Wolken.

Wenn nun aber trotzdem fast alle neueren Erklärer (vergl. oben S. 32 ff.) hier im Kernpunkt der ganzen Frage sich merkwürdiger Weise über die Bedeutung des einfachen Wortlautes

[1]) In gleicher Bedeutung wie in der Hypothesis findet sich das Wort διασκευή mehrfach bei Athenaios z. B. IX. 396 F. III. 110 B. VIII. 358 D.

[2]) (1) τοῦτο ταυτόν ἐστι τῷ προτέρῳ. (2) διεσκεύασται δὲ ἐπὶ μέρους ὡς ἂν δὴ ἀναδιδάξαι μὲν αὐτὸ τοῦ ποιητοῦ προθυμηθέντος, οὐκέτι δὲ τοῦτο δι' ἣν ποτε αἰτίαν ποιήσαντος. (3) [καθόλου μὲν οὖν σχεδὸν παρὰ πᾶν μέρος γεγενημένη διόρθωσις]. τὰ μὲν γὰρ περιῄρηται, τὰ δὲ πέπλεκται, καὶ ἐν τῇ τῶν προσώπων διαλλαγῇ μετεσχημάτισται. (4) τὰ δὲ ὁλοσχεροῦς [Dind.] τῆς διασκευῆς τοιαῦτα ὄντα τετύχηκεν. (5) αὐτίκα ἡ παράβασις τοῦ χόρου ἤμειπται, καὶ ὅπου ὁ δίκαιος λόγος πρὸς τὸν ἄδικον λαλεῖ, καὶ τελευταῖον ὅπου καίεται ἡ διατριβὴ Σωκράτους.

[3]) So wird auch 522 mit ταύτην die vorliegende Komödie bezeichnet, während es freilich an einer andern Stelle (534) heisst ἦδ' ἡ κωμῳδία.

der Hypothesis getäuscht haben und in ihrer vorgefassten Meinung von der Identität der umgearbeiteten und der zweiten Wolken sich nicht beirren liessen, so ist eben diesem Verhalten jener verhängnissvolle Grundirrthum entsprungen, welcher die ganze Sachlage tiefer und tiefer verwirrt hat.

Hütet man sich dagegen vor diesem Irrpfade, so sieht man sofort, dass in dieser VI. Hypothesis die oben vermisste nähere Auskunft über die Beschaffenheit des umgearbeiteten Stückes, der sogenannten Diaskeue gegeben wird, welche dem Grammatiker in der V. Hypothesis geradezu als III. Wolkenkomödie galt und welche allein von den erwähnten drei Stücken auf uns gekommen ist. Ja, es möchte sich jetzt auch zeigen, dass die von J. Bekker vorgenommene Trennung der beiden ehedem in eins verbundenen Hypotheseis [1]) doch nicht das vermeintliche erwünschte Hilfsmittel zur Lösung der Hauptschwierigkeiten gewährt. Denn da der Ausdruck τὸ πρότερον δρᾶμα (d. i. αἱ πρότεραι Νεφέλαι) naturgemäss das Vorhandensein eines δεύτερον δρᾶμα voraussetzt, da aber das umgearbeitete Stück in der VI. Hypothesis mit keiner Silbe als die II. Wolkenkomödie bezeichnet, die ehemalige Existenz einer zweiten Wolkenkomödie hier also nur stillschweigend vorausgesetzt wird, so ergiebt sich schon aus diesem formalen Moment, dass zwischen den Hauptangaben der V. und der VI. Hypothesis eine nicht zu beseitigende innere Uebereinstimmung herrscht.

Erst jetzt erklärt es sich aber auch zur Genüge, weshalb der Verfasser der Hypothesis die alten didaskalischen Nachrichten über die zweiten Wolken nur unvollständig wiedergab. Diese aufgeführten zweiten Wolken hatten eben für ihn gar kein Interesse, da sie ihm nicht mehr vor Augen lagen und da nur die aufgeführten ersten Wolken und die (nicht aufgeführte) Umarbeitung derselben es waren, auf welche er seine Aufmerksamkeit richtete. Was in aller Welt hätte ihn veranlassen sollen, die vollständige Didaskalie auch jenes verschollenen Stückes an-

[1]) Vergl. G. Hermann Ed. Nub. 1830. praef. p. XIV.

zuführen? Genug, dass er das Jahr seiner Inscenirung anmerkte.[1])

Ueber die Beschaffenheit der Diaskeue bemerkt nun der Verfasser der VI. Hypothesis zunächst Folgendes:

‚Sie [d. h. die erste Wolkenkomödie] ist nämlich theilweise umgearbeitet, da der Dichter wohl beabsichtigt haben mochte,[2]) sie noch einmal aufzuführen, späterhin aber aus irgend einem Grunde dies unterliess.‘

Wir haben hier offenbar zweierlei zu unterscheiden:

1) Die thatsächliche Angabe, dass das vorliegende Stück eine theilweise Umarbeitung der ersten Wolken sei. Diese Bemerkung berechtigt aber zu der Voraussetzung — und die weiteren Angaben machen dieselbe ziemlich wahrscheinlich — dass jenem Verfasser ausser dem überlieferten umgearbeiteten Stück auch die ersten Wolken vorgelegen haben, so dass er zu einer Vergleichung beider Stücke naturgemäss angeregt wurde.

2) Eine Combination. Bei der eigenthümlichen Sachlage drängt sich dem Grammatiker die Vermuthung auf, die Umarbeitung sei von dem Dichter selbst und zwar zum Zweck einer wiederholten Aufführung der I. Wolken begonnen, aber nicht zu Ende geführt worden.

Diese Combination, diesen ‚Reflexionsschluss‘ trägt er mit anerkennenswerther Reserve vor; er lässt uns vollkommene Freiheit, ob wir, je nach dem weiteren Ergebniss unserer Untersuchung, diesem seinem subjectiven Urtheil beipflichten wollen oder nicht; denn mit keiner Silbe deutet er an, dass seine Vermuthung sich auf irgend-

[1]) Die Nachricht, dass Aristophanes in diesen zweiten Wolken dem Publicum Vorwürfe gemacht habe, konnte man sehr wohl aus indirecten Quellen geschöpft haben. Vgl. übrigens S. 38.

[2]) Oder etwa: ‚was sich leicht erklärt, wenn man annimmt, der Dichter habe etc.‘ oder mit W. Teuffel (Rh. Mus. X. 222): ‚so dass man meinen sollte, dass es aussieht, als hätte der Dichter u. s. w.‘

welche ältere, authentische Nachrichten stütze. Jedenfalls wäre es daher ein methodischer Fehler, auf diese blosse Vermuthungen des Grammatikers sofort weitere Folgerungen zu basieren, anstatt die Untersuchung ganz unabhängig von denselben weiterzuführen. Dagegen ist selbstverständlich auch hier wieder einerseits das wichtige thatsächliche Moment festzuhalten, dass das überlieferte Stück eine theilweise Umarbeitung der I. Wolken ist, andererseits auch das indirecte Ergebniss nicht ausser Acht zu lassen, dass zu der Zeit dieses Grammatikers — ihre annähernde Fixirung wird späterhin versucht werden — die III. Wolken in der damals vorhandenen Sammlung aristophanischer Stücke zu alleiniger Geltung gelangt, die II. gänzlich verschollen, die I. aber (vielleicht nur durch einen glücklichen Zufall) noch einmal zugänglich waren.[1])

Die weitere Angabe der VI. Hypothesis lautet nach der bisherigen Auffassung:

3) ‚Im Allgemeinen hat die Nachbesserung im Einzelnen und Kleinen (διόρθωσις) sich über alle Theile des Stückes erstreckt; denn Einiges ist gestrichen, Anderes eingeschaltet, und es haben Umgestaltungen stattgefunden in der ganzen Anordnung sowie auch in dem Personenwechsel! Aber merkwürdig, es hat uns stets ein eigenthümliches Gefühl beschlichen bei dem Versuche von dem Inhalt dieser wohlgefügten Periode eine vernünftige Vorstellung zu gewinnen; kommt es einem zuletzt doch

---

[1]) Die naheliegende Frage, weshalb denn aber der Grammatiker nicht einfach das ältere vollendete Stück an Stelle des umgearbeiteten in die aristophanische Sammlung aufgenommen habe, mag endgültig beantworten, wer sich Scharfsinn genug zutraut. Dass das erhaltene (III.) Stück vor dem I. gewisse Vorzüge aufgewiesen habe, ist nicht wohl glaublich. Am wahrscheinlichsten will uns bedünken, dass in der älteren byzantinischen Zeit die Sammlung der aristophanischen Stücke, in welcher nur die III. Wolken sich fanden, sammt den dazu gefertigten Scholien schon ein so fest geordnetes, angesehenes Corpus war, dass dem Grammatiker, über dessen ästhetisches Urtheil zudem sich nichts Bestimmtes angeben lässt, wohl der Muth und die Energie fehlten, um eine so eingreifende Aenderung vorzunehmen.

fast so vor, als wolle der Verfasser derselben sich eine Mystification seiner Leser erlauben. Seine Angaben über die Differenzen zwischen den I. Wolken und dem umgearbeiteten Stück sind zwar an sich präcis und erschöpfend (man wird durch dieselben in der Ueberzeugung bestärkt, dass er die I. Wolken wirklich gelesen habe), — allein wie kommt er dazu hier von Diorthosen zu reden?

Bei den zunächst erwähnten Streichungen und Einschaltungen hat man in neuerer Zeit wohl an eine unbedeutsame Aenderung einzelner Worte, höchstens eines oder mehrerer Verse gedacht.[1]) Dagegen liesse sich zwar an und für sich nicht leicht etwas einwenden; wie aber sollen wir dann auch noch die ‚Umgestaltungen in der Anordnung und im Personenwechsel' mit dem Begriffe ‚unbedeutender Aenderungen' in Einklang bringen?[2]) Wo ist hier die Grenze, welche diese sogenannten ‚Nachbesserungen im Kleinen' von einer tiefeingreifenden Umgestaltung scheidet?

F. Bücheler (Jahrb. 83. S. 685) versucht die Beschaffenheit jener Diorthosen an einem Beispiel zu zeigen: ‚die onomatologische Unterredung zwischen Sokrates und Strepsiades (681 bis 692) konnte, ohne dass ein Buchstabe geändert war, im ersten Stück an einer anderen Stelle zwischen Sokrates und Pheidippides stattgefunden haben.' Möglich allerdings, und wir hätten also hiernach 1) Umstellung in der Reihenfolge einzelner Scenen oder Scenentheile und 2) Aenderung in Bezug auf die

---

[1]) Fritzsche de fab. retr. IV. 3 sq.: ‚*Quamobrem quod Reisigius Aristophanis diligentiam in tam minutis rebus occupatam voluit, ut particularum apices rimaretur et pro voculis ἀλλ' οὐδέποτε in nova editione ἀλλ' οὐ μὰ Δία scriberet, id in Alexandrino poeta fortasse concedi potest, de Atticorum principe credi non potest. Immo poetarum διόρθωσις i. e. sententiarum magis correctio quam sermonis plerumque vel plures versus vel certe totum videtur complexa esse, cuiusmodi exemplum scholiasta ad Pluti v. 115 servavit.*' Vergl. p. 4.

[2]) W. Teuffel Philol. VII. 343 (vgl. Rh. Mus. X. 228) bezeichnet die V. 112 ff., 882—888, 1148 f. als hierher gehörig. Ders. in der Ausg. v. 1867 Einl. S. 23 meint einfach, es seien Verse umgestellt' worden. — Vgl. auch Anm. 2 auf der nächsten Seite.

Träger einzelner Dialogpartien zu constatiren. Allein man wird alsdann zugestehen, dass in diesen hier vorausgesetzten Operationen die äusserste Umgrenzung des rechtmässigen Begriffes der Diorthosis [1]) berührt ist, ja dass wir damit nahezu schon auf dem Gebiete der Diaskeue, der wirklichen Umarbeitung, stehen.[2])

Nun ist aber auch offenbar das von Bücheler vorgeschlagene Beispiel immerhin nur ein nach bestimmten Voraussetzungen gewissermassen construirtes, ein solches, an das sich mit einigem Rechte jene Clausel: ‚ohne dass ein Buchstab geändert war', anhängen liess. Wie aber, wenn ein viel schlagenderes, gut beglaubigtes Beispiel vorhanden wäre, welches bewiese, dass die Sache in Wirklichkeit doch nicht immer so harmlos ablief?

Mit hochtrabenden Worten preist Sokrates (nur wenige schlechte Handschriften geben diese Stelle dem Chore), in unserem Stücke V. 411 ff., das Glück, welches Strepsiades geniessen, die persönlichen Vorzüge, die er erwerben werde, sobald er zum Grübler ausgebildet worden sei. Dieselbe Stelle nun findet sich in der Biographie des Sokrates bei Diogenes.[3]) Allein

---

[1]) Vgl. F. V. Fritzsche de fab. retr. I. p. 8 Anm.

[2]) W. Teuffel im Rh. Mus. X. 229 weist schon auf die Aehnlichkeit der angeblichen Diorthosis und der Diaskeue hin. ‚— — Und Beide haben in ihrer Art Recht. Denn was unser Grammatiker unter *διόρθωσις* anführt, ist so umfassend, dass es sich ganz wohl auch *διασκευή* nennen liesse; nur aber war letztere Benennung im vorliegenden Falle deshalb nicht rathsam, weil den angeführten Abänderungen andere gegenüberstanden, welche noch weit tiefgreifender waren und durch welche jene wirklich zu blossen *διορθώσεις* herabgesetzt wurden'[?]. — R. Enger im Rh. Mus. XI. 544 f. will daher im vorliegenden Falle gar keinen tiefgreifenden Unterschied zwischen der Diorthosis und Diaskeue anerkennen.

[3]) II. 11: *οἱ κωμῳδοποιοὶ λανθάνουσιν ἑαυτοὺς δι' ὧν σκώπτουσιν ἐπαινοῦντες αὐτόν. Ἀριστοφάνης μὲν οὕτως. ὦ της μεγάλης ἐπιθυμήσας σοφίας ἄνθρωπε δικαίως* ‖ *ὡς εὐδαίμων παρ' Ἀθηναίοις καὶ τοῖς Ἕλλησι διαζήῃς.* ‖ *εἶ γὰρ*

hier wird nicht Strepsiades angeredet, sondern Sokrates selber, hier ist nicht von der Zukunft, sondern von dem gegenwärtigen Zustande die Rede, nicht von den rühmlichen Eigenschaften, die erst durch den Unterricht erworben werden sollen, sondern von den allbekannten, die Sokrates schon besitzt. Es sind jene besonderen, durch die historische Ueberlieferung verbürgten Eigenthümlichkeiten des Weisen, die hier, bei dem Aristophanes des Diogenes, zu einer meisterhaften Characteristik zusammengefasst erscheinen. Mag man nun auch zugeben, dass im Allgemeinen die Angaben des Diogenes in Folge häufiger Interpolationen und anderer Verderbnisse nicht immer zuverlässig sind, — und wir werden weiter unten dies an bestimmten Fällen constatieren — so muss im vorliegenden Falle doch jeder Zweifel an der Zuverlässigkeit seines Citates ferngehalten werden. Diogenes wollte seine Angaben über die körperliche Tüchtigkeit und die Frugalität des Sokrates, wie er auch in den Biographien anderer Philosophen zu thun pflegt, durch eine Dichterstelle bekräftigen; wo konnte er passender hingreifen als nach dem humoristischen Conterfei, das der geniale Characterzeichner Aristophanes in den Wolken entworfen hatte? Und wenn nun die von Diogenes aus den Wolken angeführte Stelle nicht bloss in ihrer Gesammtfassung, sondern auch in zahlreichen, wesentlichen Einzelheiten von dem Texte der uns erhaltenen umgearbeiteten Wolkenkomödie in der Weise abweicht, dass sie, wie auch von F. Bücheler [1])

μνήμων καὶ φροντιστής, καὶ τὸ ταλαίπωρον ἔνεστιν ἐν τῇ ψυχῇ κοὔτε τι κάμνεις οὔθ' ἑστὼς οὐδὲ βαδίζων, οὔτε ῥιγῶν ἄχθει λίαν, οὔτ' ἀρίστων ἐπιθυμεῖς, || οἶνον τ' ἀπέχει καὶ δηφαγίας καὶ τῶν ἄλλων ἀνοήτων. In unserem Stück liest man statt der hier markierten Worte: *ὧνθρωπε περὶ ἡμῶν — ἐν — γενήσει — εἰ μνήμων εἶ — ψυχῇ καὶ μὴ — μήθ' — μήτε — μήτε — μήτ' ἀριστᾶν — καὶ γυμνασίων.*

[1]) a. a. O. 664 f. Es ist zu bedauern, dass F. Bücheler es unterlassen hat, dieser auch von den andern Kritikern zu sehr vernachlässigten Stelle in seinen so scharfsinnigen Untersuchungen über die Wolken eine gebührende Beachtung zu Theil

hervorgehoben wird, vor unserer Ueberlieferung entschieden den Vorzug verdient, wer sieht da nicht sofort ein, dass Diogenes aus den aufgeführten (ersten) Wolken geschöpft haben muss?[1])

Allein man vergleiche hier nun einmal im Einzelnen die sauberen ‚Diorthosen', diese harmlosen ‚Umgestaltungen im Personenwechsel!' Kann da wirklich noch von blossen ‚Nachbesserungen im Kleinen' geredet werden? — Uns scheint, dass bei unbefangener Erwägung der Sachlage Niemand dies im Ernste behaupten dürfte.

Erschöpfen nun aber, um auf die Notiz unserer Hypothesis zurückzukommen, jene vier Arten der Umänderung, welche der Grammatiker ausdrücklich anführt, nicht in gewissem Sinne alle bei diesem Vorgang in Betracht kommenden Möglichkeiten? Sind sie nicht die wesentlichen Momente einer totalen Umarbeitung, für welche gewöhnlich der Ausdruck *διασκευή* gebraucht wird? Ein Blick auf die bekannte Bemerkung bei Galen,[2]) wo von der Umarbeitung älterer Schriften im Allgemeinen die Rede ist, lässt hierüber auch nicht den leisesten Zweifel bestehen. Denn als characteristische Merkmale der Diaskeue werden von ihm genannt: das Wegnehmen, das Einfügen und

---

werden zu lassen. Sie wäre ihm vielleicht zum rettenden Leitfaden aus dem Labyrinth dieser Wirrnisse geworden.

[1]) Wir wollen hier übrigens ausdrücklich darauf hinweisen, dass in den Scholien zu unserer Stelle sich keine Spur des ursprünglichen Sachverhaltes finden lässt. Derartige negative Anhaltspunkte für ein geringschätziges Urtheil über den Werth dieser Scholien sind nicht selten.

[2]) XV. 424 ed. Kuehn: *Ἐπιδιεσκευάσθαι λέγεται βιβλίον ἐπὶ τῷ προτέρῳ γεγραμμένῳ τὸ δεύτερον γραφὲν, ὅταν τὴν ὑπόθεσιν ἔχον τὴν αὐτὴν καὶ τὰς πλείστας τῶν ῥήσεων τὰς αὐτὰς, τινὰ μὲν ἀφῃρημένα τῶν ἐκ τοῦ προτέρου συγγράμματος ἔχῃ, τινὰ δὲ προσκείμενα, τινὰ δὲ ὑπηλλαγμένα. παράδειγμα δ' εἰ βούλει τούτου σαφηνείας ἕνεκα τὸν δεύτερον Αὐτόλυκον Εὐπόλιδος ἔχεις ἐκ τοῦ προτέρου διεσκευασμένον.*

das Umtauschen einzelner Partien einer Schrift, und zur Bekräftigung wird auf eine umgearbeitete Komödie des Eupolis, auf den zweiten Autolykos hingewiesen. Will man daher endgültig zu einer gewissen Sicherheit, zu einem Abschluss bezüglich jener Stelle gelangen, so muss man, wie uns dünkt, im Hinblick auf den letzten Theil unserer Hypothesis, zusammengehalten mit dem Citate bei Diogenes, den zuversichtlichen Schluss ziehen, dass von einer Diorthosis im gewöhnlichen Sinne d. h. von leichten Nachbesserungen überhaupt gar nicht die Rede sein könne, und man muss demgemäss die darauf bezüglichen Worte (*καθ'ὅλον — — — διόρθωσις*) ohne Bedenken ausstossen.[1]) Sie sind unzweifelhaft der Zusatz eines späteren Grammatikers (B), welcher in Ermanglung eines Exemplars der I. Wolken kein rechtes Verständniss mehr für die werthvollen Angaben des älteren Verfassers (A) der Hypothesis besass, und der durch jene Interpolation den Inhalt derselben seinen spätbyzantinischen Anschauungen entsprechend zu modeln und abzuschwächen suchte. Dass übrigens eine solche Ueberarbeitung alter Scholiasten- und Grammatikerangaben durch nachfolgende Hände durchaus nichts Ungewöhnliches ist, lässt sich, wie schon oben erwähnt, aus jeder Scholiensammlung zur Genüge nachweisen.

Der vierte Abschnitt der VI. Hypothesis ist in verderbtem Zustand überliefert. Welchem von den neueren Emendationsversuchen[2]) man aber auch den Vorzug geben mag, jedenfalls kann der erste Satz nur unter Anwendung eines gewissen Zwanges für etwas anderes als für eine einfache Recapitulation der vorausgegangenen Darlegung der Hypothesis angesehen werden, und zwar für eine Recapitulation des Inhalts: ‚Mit den Partien also, welche eine vollständige Umarbeitung erfahren haben,

[1]) C. Beer. Ueber die Zahl der Schauspieler bei Ar. S. 121 f. wollte den Schwierigkeiten der vorliegenden Stelle dadurch abhelfen, dass er den ganzen zweiten Theil der Hypothesis von *καθ'ὅλον — Σωκράτους* einem andern Verfasser vindicirte.

[2]) Vergl. W. Teuffel Ausg. der Wolken 1867. S. 22, Anm. 8.

verhält es sich also' [oder ‚wie eben angedeutet']. Hier trifft man endlich in dem Worte διασκευή die richtige Bezeichnung für das in Frage stehende Verfahren, und es macht, nachdem die alles verwirrende Idee einer Diorthosis zugleich mit jener unseligen Interpolation in 3 Abschnitte glücklich beseitigt worden, nunmehr die naturgemässe Beziehung dieser Worte auf das Vorhergegangene keine Schwierigkeit.

Es bleibt noch der Schluss der Hypothesis übrig:

‚So ist zum Beispiel die Parabasis des Chors geändert und wo der gerechte Logos gegen den ungerechten redet, und zuletzt, wo die Wohnung des Sokrates angezündet wird.'

Diese schon wegen ihrer schlechten Stilisierung anstössige Bemerkung verdient nur geringe Beachtung. Abgesehen davon, dass auch der Ausdruck ἤμειπται nicht genau erkennen lässt, wie der Verfasser der Notiz sich die Sache vorgestellt habe [1]) (eine Unklarheit, mit welcher die präcise Darlegung des Grammatikers A in dem 3. Abschnitt stark contrastirt), werden hier zuletzt noch drei Beispiele angeführt, welche nicht gerade viel zur Aufklärung der Sache beitragen. Denn auf die beiden ersten würde jeder nicht ganz oberflächliche Leser der Wolken auch ohne allen fremden Hinweis sofort aufmerksam geworden sein und das, was über die Mordbrandscene gesagt wird, ist nicht allein unverantwortlich unklar und unbestimmt, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach einfach den Andeutungen der Parabase unseres Stückes (543) entnommen.[2])

Und doch machen nicht nur die erwähnte Stelle des Diogenes, sondern auch die an mehreren Stellen der Scholien ein-

---

[1]) W. Teuffel Rh. Mus. X. 230 gibt (unter Hinweis auf Philol. VII. 333 ff.) noch die annehmbarste Erläuterung der sonderbaren Ausdrucksweise.

[2]) Die Notiz des Scholiasten zu 543: ἴσως ἑαυτῷ (παρονειδίζει), ἐπεὶ πεποίηκεν ἐν τῷ τέλει τοῦ δράματος καιομένην τὴν διατριβὴν Σωκράτους — ἐν δὲ ταῖς πρώταις Νεφέλαις τοῦτο οὐ πεποίηκε lautet zwar in ihrem Schlusssatze sehr bestimmt, möchte aber demungeachtet doch wohl nur den Angaben der Hypothesis entlehnt sein.

gestreuten Hinweise auf offenkundige Abweichungen unseres Stückes von den I. Wolken, [1]) resp. auf Entlehnung gewisser Partien aus den I. Wolken, es in hohem Grade wahrscheinlich, dass der Verfasser A, der Vergleicher beider Stücke, wenn er überhaupt Belege für die Diaskeue anzuführen beabsichtigte, nicht nur anders reden konnte, sondern auch musste.[2])

Es möchte daher auch dieser letzte Theil der Hypothesis (von *αὐτίκα* an) jenem Grammatiker B angehören, der, wie wir sahen, den unheilvollen Gegensatz zwischen einer angeblich hier vorhandenen Diorthosis und der Diaskeue in jene Stelle aus Unwissenheit und Missverständniss hineingeworfen hat.

Hinsichtlich der VI. Hypothesis sind demnach folgende, auf einer Vergleichung der I. und der III. Wolken beruhenden Angaben des älteren Grammatikers (A) festzuhalten:

Das vorliegende Stück ist seiner Grundlage nach dasselbe wie die I. Wolken; [3]) die Umarbeitung aber, welche es erfahren hat, ist eine so tief eingreifende, dass man voraussetzen

---

[1]) 580. [[*ἐκ τῶν πρώτων* Νεφελῶν *ἐστι ταῦτα. τεθνεὼς γὰρ ἦν νῦν ὁ* Κλέων]]. — 597. [[*ταῦτα δὲ ἀπὸ τῶν προτέρων* Νεφελῶν. *τότε γὰρ ἔζη ὁ* Κλέων . . . *δῆλον οὖν ὅτι κατὰ πολλοὺς τοὺς χρόνους διεσκεύασε τὸ δρᾶμα· καὶ ταῦτα μὲν οὐ πολλῷ ὕστερον· ἐν οἷς δὲ* Εὐπόλιδος *μέμνηται καὶ τῶν εἰς* Τπέρβολον *κωμῳδιῶν, πολλῷ.*]] Die Beziehungen auf Kleons Lebenszeit sind vielleicht erst später zugefügt; nur in diesem Falle wären jene Bemerkungen von Bedeutung. Die Notiz über das lange Hinausziehen der Diaskeue ist natürlich lediglich Reflexionsschluss. Man vergl. übrigens Schol. 520. 524. 549.

[2]) Will man indessen dieser Ansicht über die Schlussworte der Hypothesis nicht beitreten, will man gar dieselben noch besonders urgieren, so dürfte man leicht zu Consequenzen gedrängt werden, welche von allen bisherigen Auffassungen sehr weit abführen, die uns aber, wie der weitere Verlauf der Untersuchung ergeben wird, keineswegs störend in den Weg treten würden.

[3]) Man vgl. hierzu Galen a. a. Ort: *ὅταν τὴν ὑπόθεσιν ἔχον τὴν αὐτὴν κτλ.*

muss, es sei mit ihr eine neue Aufführung von dem Dichter beabsichtigt gewesen.

Hält man hiermit den oben besprochenen Bericht der V. Hypothesis zusammen, so ergiebt sich als Gesammtresultat, dass ein älterer Grammatiker, wie es scheint, auf Grund einiger triftiger Beweismomente die Ueberzeugung gewonnen hat:

‚In dem überlieferten Stück besitzen wir weder die I. Wolken noch die II., sondern eine unvollendete Bearbeitung der ersteren, also die III. Wolken, welche dem Anschein nach zur Aufführung bestimmt waren, jedenfalls aber in Wirklichkeit niemals aufgeführt wurden.

Der bisherigen Auffassung gegenüber, welche sich so mühsam und doch im Ganzen so erfolglos abquälte, alle die Absonderlichkeiten und Widersprüche unseres Stückes aus dem Gesichtspunkt zweier Wolkenkomödien zu erklären, ist dieses unser Ergebniss schon jetzt als ein Fortschritt anzusehen; ob aber die Ansicht des Grammatikers in allen Punkten aufrecht zu erhalten sei oder nur theilweise, wird sich alsbald bei einer Betrachtung unserer Wolken selber ergeben.

III. Scheidung des Inhalts unserer Wolken.

Wir begeben uns zunächst für einen Augenblick des erlangten Vortheils und treten möglichst unabhängig und unbeeinflusst von der aus den Angaben der Hypothesis gewonnenen Voraussetzung, dass unser Stück, die III. Wolken, lediglich eine Umarbeitung der I. Wolken sei, an dieses selber heran, um von der hier dargestellten Handlung sowie von den Characteren der Hauptpersonen vernünftige, folgerichtige Vorstellungen zu gewinnen. Freilich gab es mitunter Leute, die es übel vermerkten, wenn man so subjective Begriffe

wie Vernunft und Consequenz bei diesen ästhetischen Fragen in die Wagschale werfen wollte; insbesondere konnte die so lange Zeit in der Aesthetik tonangebende romantische Richtung dergleichen schlechterdings nicht vertragen. Es ist bekannt, dass von dieser Seite her dem Aristophanes die grösste Ungebundenheit,[1]) ja wir möchten sagen eine eigentliche Widernatürlichkeit sowohl in Bezug auf die Behandlung der Stoffe im Ganzen wie auch rücksichtlich der individuellen Characterzeichnung als berechtigte Eigenthümlichkeit vindiciert wurde. Je toller, je besser, war in gewissem Sinne das Losungswort der diesem Standpunkt eigenthümlichen Kunstanschauung. Indessen ohne uns durch die mancherlei anziehbaren Beispiele anderer Stücke unseres Dichters für jetzt beirren zu lassen, ohne die end- und resultatlosen Streitigkeiten über die hier einschlagenden Punkte der antiken Kunstlehre vorerst zu beachten, behaupten wir vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus ohne Weiteres: Ein Minimum von Einheitlichkeit in der Handlung, von existenzfähiger Individualität der einzelnen Personen — einige wenige Widersprüche von nicht allzu wichtigen Consequenzen können natürlich immerhin mitunterlaufen — muss doch selbst bei Werken, die auf der alleruntersten, uranfänglichsten Stufe der dramatischen Kunst stehen, gefordert werden, geschweige denn bei einem Stücke, das lange Zeit hindurch für ein Meisterwerk des vielgepriesenen griechischen Dichters angesehen wurde. Von dieser einfachen, natürlichen Voraussetzung ausgehend, betrachten wir zuvörderst die Erscheinung des Strepsiades.

Man nimmt ihn gewöhnlich für einen Landwirth, der nur in Folge des Kriegs genöthigt ist in der Stadt zu wohnen, und in der That weist auf eine solche Berufsart nicht blos die behagliche Schilderung des Landlebens hin, die er im Prologos unseres Stückes giebt (43 ff.), nicht blos der Umstand, dass er ursprünglich den Sohn nach seinem eignen Vorbild am liebsten

---

[1]) Z. Beispiel F. Schlegel Vom künstlerischen Werthe der alten griechischen Komödie. Sämmtl. Werke. Wien 1846. IV. Bd.

hinter den Ziegenheerden gesehen hätte (71 ff.), sondern auch jene characteristische Aeusserung, wenn er die Wolken am Himmel mit einem Haufen verzettelter Wolle vergleicht (342 ff.)

Allein ungefähr gegen die Mitte des Stückes hin haben wir es eine Zeit lang augenscheinlich nicht mehr mit dem Landwirth, sondern vielmehr mit einem Bäcker zu thun. Als der Unterricht über die Maasse seinen Anfang nehmen soll, bekundet Strepsiades eine grosse Freude über diesen nützlichen Lehrgegenstand; denn, meint er (639 f.), erst kürzlich habe ihn ein Mehlverkäufer um zwei Mässchen geprellt. Und weiterhin (648), wo es sich um das Wesen der Rhythmen handelt, fragt er mürrisch, was ihm denn die Rhythmen beim Gerstenmehl helfen könnten. Seine Dankbarkeit für eine empfangene Lehre bekundet er durch das Versprechen, er wolle seinem Lehrer den Backtrog mit Mehl füllen (668 f.), und als nun hieran sofort eine grammatische Erörterung über das Genus des Wortes *κάρδοπος* angeknüpft wird, zeigt er sich auch in die Technik der Bäckerei völlig eingeweiht. Nach der Aufforderung des mit seinen Leistungen unzufriedenen Lehrers: er möge nunmehr eine Repetition des Gelernten versuchen, entschlüpft ihm, während er vergebens sein armseliges Gedächtniss abquält, komischer Weise die handwerksmässige Wendung (787 f.): ‚Welches war doch der Trog, in dem wir soeben das Mehl kneteten?' Hiermit wäre dann noch in Zusammenhang zu bringen die Bezahlung der Lehrer durch einen Sack Mehl (1146 f.) sowie der Umstand, dass bei der Abweisung des einen Gläubigers, Pasias, diesem an einem rasch herbeigeholten Backtrog seine Unwissenheit in grammatischen Dingen ad oculos demonstriert wird (1247 f.). Unbedenklich darf man nach alledem auch die parodische Stelle,[1]) wo der Alte im Interesse der Erhaltung seines Geschäfts den Sohn anfleht, von der Sportliebhaberei abzustehen und ein Gelehrter zu werden, auf die Bäckerei beziehen. Also, schon

---

[1]) 106 f.: *ἀλλ' εἴ τι κήδει τῶν πατρῴων ἀλφίτων,* ‖ *τούτων γενοῦ μοι σχασάμενος τὴν ἱππικήν.*

hinsichtlich des Standes tritt uns eigentlich ein gedoppelter Strepsiades entgegen, der sich bald für einen Landwirth, bald für einen Bäcker ansehen lässt.

Dasselbe ist aber der Fall, wenn wir einzelne Characterzüge dieser Persönlichkeit in's Auge fassen. Einerseits besitzt Strepsiades eine gute Portion Derbheit, ja Grobheit, die sich namentlich in der Neigung zu sofortiger Verabreichung von Prügeln an seine Umgebung manifestiert (nicht nur im Verkehr mit seinen Sklaven,[1]) sondern auch den Herren Philosophen gegenüber, sowie späterhin bei der Abfertigung des Gläubigers Amynias und endlich bei dem gewaltthätigen Angriff auf die Philosophenklause); auch die Behandlung des Sohnes erscheint demgemäss, wenigstens an einer Stelle[2]) als eine strenge und harte.

Und doch hat sich andrerseits der derbe Polterer im Handumdrehen mehrmals in einen recht harmlosen, ja furchtsamen Alten verwandelt; so z. B. bei der feierlichen Aufnahme in die Philosophensecte (257 f.), wobei er befürchtet, man wolle ihn vielleicht gar wie ein Opferthier abschlachten, dann weiterhin (461 ff.) in einem Moment, wo er doch unmittelbar vorher (438—456) eine geradezu übermüthige Rücksichtslosigkeit und Entschlossenheit bekundet hatte. Und nicht nur, dass er nun auch dem Sohne gegenüber ein äusserst zärtlicher und schwacher Vater ist,[3]) — jener ehedem streit- und prügelsüchtige Alte lässt am Ende gar die thätlichen Misshandlungen des entarteten Sohnes über sich ergehen, ohne auch nur den Versuch zu wagen, seine väterliche Autorität dem frechen, sophistischen Schwätzer gegenüber durch ein kräftiges Auftreten wiederherzustellen.

Einen nicht minder auffallenden, allen dramaturgischen Anforderungen hohnsprechenden Contrast (welcher übrigens schon mehrfach die Aufmerksamkeit der Erklärer gefesselt hat) bietet

---

[1]) 6 f. 58 f. 135 f. 215 f. 1296 f. 1484 ff.

[2]) 815 f.: ἀλλ' ἔσθι' ἐλθὼν τοὺς Μεγακλέους κίονας.

[3]) 79 f. 797 f. 860 ff. vgl. 877 ff. 1158 ff. (parodisch) 1380 ff.

die Figur des Strepsiades in dem ihr eigenthümlichen Wechsel von aufgewecktem Wesen und von schwerfälliger Stupidität und Vergesslichkeit. Dass ein Schüler von so wenig Begabung und so ausgesprochener Unfähigkeit, wie solche Strepsiades an einer ganzen Reihe von Vorkommnissen [1]) verräth, als absolut unbrauchbar für eine wissenschaftliche Unterweisung erfunden wird, kann natürlich Niemanden befremden. Allein derselbe Schüler zeigt andererseits doch wieder so viel Mutterwitz und Gewandtheit,[2]) dass man sich genöthigt sieht, an der Urtheilsfähigkeit des Lehrers stark zu zweifeln, der ein solches Talent schnöde zurückweist. Musste der Zuschauer sich nicht unmittelbar nach der Entlassung des Alten von der Ungerechtigkeit des sauertöpfischen Schulmeisters überzeugen in jener drastischen Scene (816 ff.), wo der Weggejagte alsbald vor seinem Sohne eine Probe von der erlangten wissenschaftlichen Tüchtigkeit ablegt und das Thema des Atheismus u. a. derart mit solcher Gewandheit, mit so übermüthigem Selbstbewusstsein behandelt, dass dem Sohne schier Hören und Sehen vergeht?

Es ist ferner für die Characteristik des Strepsiades nicht unwesentlich, dass auch der Zweck, den er bei der Erlernung der Wissenschaft verfolgt, keineswegs durch das ganze Stück hindurch als der gleiche erscheint.

Einmal nämlich hören wir, dass der Alte, in Folge der nobeln Passionen und der Verschwendung des Sohnes dem Ruine nahegebracht [3]) und voll Besorgniss vor der am Schlusse des Monats ihm drohenden Insolvenz [4]), auf die Idee verfällt, um diesem Aeussersten zu entgehen, selber ein tüchtiger Redner zu werden d. h. einer von denen, die es verstehen, stets die Oberhand zu behalten und das offenbarste Unrecht in Recht zu verkehren, oder aber seinen Sohn zu einem solchen ausbilden zu

---

[1]) Vgl. 627—680, 775—790. 854 f.: *ἀλλ' ὅτι μάθοιμ' ἑκάστοτε, ‖ ἐπελανθανόμην ἂν εὐθὺς ὑπὸ πλήθους ἑτῶν.*

[2]) 35 ff. 185—218. 320 ff. 385—398. 424—435. 489 ff. 506 f. 856 ff.

[3]) 12 ff. 73 f. 84 f.

[4]) 17 f. 1131 ff.

lassen;[1]) denn auf diesem Wege hofft er am besten die Schulden abläugnen zu können.

Dann aber müssen wieder jene Stellen auffallen, wo es den Anschein hat, als ob die Absicht des Strepsiades nicht sowohl auf die Vermeidung des drohenden finanziellen Ruines, sondern eher auf eine übermüthige, keineswegs durch die äusserste Noth gebotene Prellerei der Gläubiger, insbesondere auf die Nichtbezahlung der schuldigen Zinsen gerichtet sei. Dass dem Landwirth vornehmlich wohl in Folge des Kriegs, der ihn ja auch von seinem Landgute weg in die Stadt getrieben hat, die Erfüllung seiner geschäftlichen Verbindlichkeiten nicht gerade leicht fallen mag, ist ebenso erklärlich, als dass er darauf sinnt, wie er dieser momentanen Verlegenheit entgehen könne. Verfällt er nun aber etwa auf den Gedanken, den Gläubigern überhaupt ihre Forderungen abzuläugnen? sie um ihr Capital zu bringen? Keineswegs!

Mit klaren unbestreitbaren Worten giebt er vielmehr auf Befragen des Sokrates als sein Verlangen nur das Eine an,[2]) dass er die Kunst lernen wolle, um die Bezahlung der Zinsen herumzukommen, mit dem Beifügen, er habe ihm dies ja schon tausendmal gesagt. Aehnlich spricht er sich an andern Stellen[3])

---

[1]) 98 f.: *οὗτοι διδάσκουσ', ἀργύριον ἤν τις διδῷ,* ‖ *λέγοντα νικᾶν καὶ δίκαια κἄδικα.* — 1143 ff.: *νῦν οὖν δικαζέσθων· ὀλίγον γάρ μοι μέλει,* ‖ *εἴπερ μεμάθηκεν εὖ λέγειν Φειδιππίδης.* Vgl. 463—475. 887 f. 1107 ff. 1227 ff.: ΠΑ. *καὶ νὴ Δί' ἀποδώσειν γ' ἐπώμνυς τοὺς θεούς.* ‖ ΣΤ. *μὰ τὸν Δί', οὐ γάρ πω τότ' ἐξηπίστατο* ‖ *Φειδιππίδης μοι τὸν ἀκατάβλητον λόγον.*

[2]) 738 ff.: ΣΩ. *αὐτὸς ὅτι βούλει πρῶτος ἐξευρὼν λέγε.* ‖ ΣΤ. *ἀκήκοας μυριάκις ἀγὼ βούλομαι·* ‖ *περὶ τῶν τόκων, ὅπως ἂν ἀποδῶ μηδενί.* Vergl. 747.

[3]) (434 f.: *μὴ μοί γε λέγειν γνώμας μεγάλας· οὐ γὰρ τούτων ἐπιθυμῶ,* ‖ *ἀλλ' ὅσ' ἐμαυτῷ στρεψοδικῆσαι καὶ τοὺς χρήστας διολισθεῖν.*) — 754 f.: *εἰ μηκέτ' ἀνατέλλοι σελήνη μηδαμοῦ,* ‖ *οὐκ ἂν ἀποδοίην τοὺς τόκους.*

über die practische Tendenz seiner Studien aus und in der That läuft auch die Abfertigung des Gläubigers Amynias (1285 ff.) in der Hauptsache auf den humoristischen Nachweis hinaus, dass es unerlaubt sei und den Naturgesetzen zuwiderlaufe, Zins zu nehmen.

Wir hätten demnach die merkwürdige Thatsache zu constatiren, dass diese Hauptfigur unseres Stückes in Bezug auf ihren Stand, ihren Character, ihre geistige Befähigung und ihre Tendenzen sich ohne grosse Schwierigkeit in zwei Hälften zerlegen lässt, deren jede für sich allein betrachtet erst den unerlässlichen Anforderungen der dramatischen Characteristik wirklich genügt, während die jetzt vorliegende Vermengung zweier ganz entgegengesetzter Charactere diesen Strepsiades geradezu als einen ‚Unmenschen' erscheinen lässt.

Auch der Character des Pheidippides ist, wie wenig dies auch hervortritt, wohl kein ganz einheitlicher. Zwar erscheint der junge Mann vorwiegend als ein verzogener, vorlauter und rücksichtsloser Taugenichts, der durch seine Liebhaberei für Pferde [1]) den Vater nahezu ruinirt hat und der denselben zuletzt sogar unter frevelhaftem Hohne gröblich misshandelt. Daneben aber macht er doch auch wieder den Eindruck eines verständigen und gehorsamen Sohnes, [2]) der in ganz rücksichtsvoller Weise das seine gesellschaftliche Stellung compromittierende Ansinnen des Vaters ablehnt, [3]) und der späterhin von den Excessen des rabiat gewordenen Alten sich unwillig abwendet. [4])

---

[1]) 125. 870. 14 f. 25 ff. 83 ff. 108 f.

[2]) 90 f. ΦΕ. *λέγε δὴ, τί κελεύεις;* ΣΤ. *καί τι πείσει;* ΦΕ. *πείσομαι,* ‖ *νὴ τὸν Διόννσον.* — Vgl. auch die Scene von 816—831.

[3]) 119 f.: *οὐκ ἂν πιθοίμην· οὐ γὰρ ἂν τλαίην ἰδεῖν* ‖ *τοὺς ἱππέας τὸ χρῶμα διακεκναισμένος.*

[4]) 1467: *ἀλλ' οὐκ ἂν ἀδικήσαιμι τοὺς διδασκάλους.* — Vergl. 816 f.: *ὦ δαιμόνιε, τί χρῆμα πάσχεις, ὦ πάτερ;* ‖ *οὐκ εὖ φρονεῖς μὰ τὸν Δία τὸν Ὀλύμπιον.*

Was nun endlich die Persönlichkeit des aristophanischen Sokrates betrifft, so kann bei ihr natürlich am allerwenigsten von einer characteristischen Individualität die Rede sein. ‚Eine entschieden langweilige Figur, ein abstractes Schattengebilde ohne alle individuelle Färbung, ist er soweit entfernt ein komisches Ideal zu sein, dass es ihm kaum gelingt, unsere Lachmuskeln in Bewegung zu setzen.‘ [1]) Wir haben es eben hier gar nicht mit einer dramatischen Person zu thun, sondern mit der Gestalt eines bunt belappten philosophischen Harlequins, welcher die Gesichtsmaske des Sokrates und einige wenige eigenthümlichen Züge desselben aufzuweisen hat, im übrigen aber eine völlig undefinirbare Erscheinung ist.

Schon zu Anfang dieser Untersuchung ist darauf hingewiesen worden, dass die verschiedenen in Sokrates hier vereinigten philosophischen Richtungen sich ungezwungen in zwei Gruppen scheiden lassen, deren eine von den Aeusserungen einer naturphilosophisch-dialectischen Grübelei gebildet wird, während auf die andere alle mit der Sophistik zusammenhangenden Züge fallen.[2]) Der Hauptgrund aber, weshalb man bisher von unbefangenem Standpunkt aus dem Dichter ernstlich grollen musste, beruht, wie schon erwähnt, in der Verwegenheit seines Versuchs,

---

[1]) A. Böhringer Ueber die Wolken des Aristophanes. Carlsruhe 1863. S. 8.

[2]) Dass den Sophisten die naturwissenschaftlichen Studien durchaus fern lagen, ist eine anerkannte Thatsache. Zwar wird von dem Polyhistor Hippias berichtet, dass er auch in die Astronomie, Geometrie, Arithmetik u. a. dgl. hineingepfuscht habe (Plat. Prot. 315 c. Hipp. min. 365 c. ff. 366 c. ff. Hipp. mai. 285 c. ff.), allein die Sache ist doch wohl zu unerheblich, als dass sie bei der Persiflage der Sophisten eine so hervorragende Stelle einnehmen könnte, wie dies in den Wolken mit dem naturphilosophischen Element der Fall ist. Uebrigens bemerkt E. Zeller a. a. O. I. S. 765: ‚Ernstliche naturwissenschaftliche oder metaphysische Untersuchungen werden uns von keinem Sophisten berichtet. Hippias liebte es zwar, auch mit physikalischen, mathematischen und astronomischen Kenntnissen sich zu zeigen, aber eine eindringende, um die Sache sich bemühende Forschung ist gerade von ihm nicht zu erwarten.‘

in die Persönlichkeit des dramatischen Sokrates jenes letztere, ihm völlig fremde Element hineinzugeheimnissen.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf dieses sophistische Element, dessen Spuren, auch abgesehen von der Streitscene der Logoi (889—1104), welche bestimmt ist eine Probe der sophistischen Eristik zu geben und welche anerkanntermaassen in einem der Verspottung des Sokrates gewidmeten Stück nur als ungehörige Episode betrachtet werden kann, allenthalben hervortreten.

Auf dieses sophistische Element bezieht sich die Aeusserung des Strepsiades (98), dass man im Phrontisterion die Rechtsverdreherkunst gegen Bezahlung erlernen könne, und weiterhin (112 ff.) die Erwähnung des sophistischen Paradepferdes, des Hetton logos, der über den Kreitton triumphiert, und den Strepsiades wohl auch an einer andern Stelle [1]) im Sinne hat, wo er von dem Zahlnichtslogos redet. Die Wolken werden ausdrücklich als die hohen Gönner der Sophisten, Lügenpropheten, Charlatane und anderer Industrieritter bezeichnet (331). Und es ist daher ganz natürlich, dass man bei der Vorprüfung des Schülers vor allem nach seiner Gedächtnisskraft und seinem Redetalent fragt (488), und dass späterhin der Versuch gemacht wird, ihm die Elemente der Rhetorik, die Lehren von Maass, Rhythmos und Wort beizubringen (636 ff.). Auch bei dem in den Unterricht neueintretenden Pheidippides wird sogleich seine für den künftigen Redner wenig angemessene Aussprache gerügt (872). Noch einmal bezeichnet hier auch Strepsiades die Erlernung des Hetton logos als eigentliches Ziel seiner Wünsche (882. 888). Nach Absolvierung des Unterrichts ist nun Pheidippides in der That ein perfecter Sophist, und gross ist die Freude des Vaters, als er bemerkt, wie ihm aus der Physiognomie des Jungen der bekannte Widerspruchsgeist und das alles ironisierende Selbstbewusstsein des ächten Sophisten entgegenstrahlen. Auch trügt ihn in diesem Falle der Schein nicht, denn Pheidippides zeigt

---

[1]) 244 f.: *ἀλλά με δίδαξον τὸν ἕτερον τοῖν σοῖν λόγοιν,* ‖ *τὸν μηδὲν ἀποδιδόντα.*

zunächst theoretisch, dass er die Besorgnisse des Vaters vor der ἔνη καὶ νέα, der Ultimoliquidation, ganz methodisch wegzudisputieren verstehe (1178 ff.). Nur muss es auffallen, dass er seine Wissenschaft nicht auch practisch gegenüber den Gläubigern verwerthet, sondern dem Vater die Abfertigung derselben überlässt.

Bald aber nimmt die Sache eine andere Wendung. Kaum hat der Chor seine Befürchtung ausgesprochen, dass dem ‚Sophisten' wohl nicht alles so glatt von Statten gehen werde (1310 f.), da stürzt der von dem zügellosen Sohne misshandelte Alte heulend auf die Bühne und muss es nun anhören, wie jener sich freventlich erbietet, mit Hilfe der erlangten Redefertigkeit die Berechtigung seines nichtswürdigen Thuns nachzuweisen (1331 ff.), ja wie er mit der Ironie des vollendeten Sophisten dem Vater sogar die Wahl lässt, welchen der beiden Logoi er zu seiner Vertheidigung verwenden wolle.[1]) Und in der That erfolgt nun eine nach allen Regeln sophistischer Kunst gegebene Beweisführung des Satzes, dass der Sohn das Recht habe, Vater und Mutter zu misshandeln. Zuletzt aber wird denn doch dem schwerbeleidigten Alten dieser schamlose Cynismus unerträglich und, seinen Missgriff einsehend, wünscht er die ganze Sophistensippschaft, den Sokrates sammt dem Hetton logos, zum Teufel (1448 ff.).

Dies der Umfang und die wichtigsten Symptome des in unserem Stücke durch Sokrates vertretenen sophistischen Elements. Weniger zahlreich, aber nicht minder ausdrucksvoll sind die Stellen, in welchen sich die naturphilosophisch-dialektische Richtung geltend macht.

Hierzu gehört zunächst die Schilderung des Phrontisterion und seiner Insassen,[2]) der Ideologen, an welche sich freilich die

---

[1]) 1336 f.: ἑλοῦ δ' ὁπότερον τοῖν λόγοιν βούλει λέγειν. ‖ ΣΤ. ποίοιν λόγοιν; ΦΕ. τὸν κρείττον', ἢ τὸν ἥττονα;

[2]) 94 ff.: ψυχῶν σοφῶν τοῦτ' ἐστὶ φροντιστήριον. ‖ ἐνταῦθ' ἐνοικοῦσ' ἄνδρες, οἳ τὸν οὐρανὸν ‖ λέγοντες ἀναπείθου-

schon erwähnten, auf die Sophisten bezüglichen Verse ganz unmittelbar anreihen (98 f.). Doch dieser letztere Umstand, der auch bei einigen anderen der berührten Stellen geltend gemacht werden könnte, darf uns nicht beirren; müssen wir uns doch entschieden das Recht aushalten, zuweilen einzelne Stellen aus ihrem jetzigen Zusammenhang herauszuheben und gesondert zu beurtheilen, damit endlich einmal jene Widersprüche bemeistert werden, die auf gewöhnliche Weise und mit blossen Interpretationsmitteln überhaupt gar nicht zu lösen sind. Denn im vorliegenden Falle werden z. B. alsbald diese Grübler geschildert [1]) als vertrocknete Phantasten und arme Schlucker, kurz, sie erscheinen als das reine Gegentheil der glatten, eleganten, gesellschaftsfähigen Sophisten, und ähnlich lautet späterhin der Bericht des aus dem Phrontisterion zurückkehrenden Strepsiades. [2]) Auch die Eindrücke und die Gegenstände, welche Strepsiades bei seinem Eintritt in die Grüblerschule wahrnimmt, sind offenbar solche, wie sie sich hauptsächlich in der Umgebung von Naturphilosophen und Dialektikern erwarten lassen. Oder weshalb soll man beispielsweise bei der Erwähnung der in vorwärts gebückter Stellung niederkauernden, der Meditation hingegebenen Schüler [3]) gerade an junge Sophisten denken?

Sokrates wird zuerst vorgeführt, wie er der Erforschung der Meteora obliegt (225). Weiterhin giebt derselbe Auskunft

---

σιν, ὡς ἔστιν πνιγεὺς ‖ κἄστιν περὶ ἡμᾶς οὗτος, ἡμεῖς δ'ἄνθρακες.

[1]) 102 f. : ΦΕ. *αἰβοῖ, πονηροί γ', οἶδα. τοὺς ἀλαζονας ‖ τοὺς ὠχριῶντας, τοὺς ἀνυποδήτους λέγεις·*

[2]) 835 ff.: *ὧν ὑπὸ τῆς φειδωλίας ‖ ἀπεκείρατ' οὐδεὶς πώποτ' οὐδ' ἠλείψατο, ‖ οὐδ' ἐς βαλανεῖον ἦλθε λουσόμενος.*

[3]) 187 ff.: *ἀτὰρ τί ποτ' ἐς τὴν γῆν βλέπουσιν οὑτοί; ‖* ΜΑ. *ζητοῦσιν οἵτοι τὰ κατὰ γῆς.* ΣΤ. *βολβοὺς ἄρα ‖ ζητοῦσι. μή νυν τουτογὶ φροντίζετε· ‖ ἐγὼ γὰρ οἶδ' ἵν' εἰσὶ μεγάλοι καὶ καλοί. ‖ τί γὰρ οἵδε δρῶσιν οἱ σφόδρ' ἐγκεκυφότες; ‖* ΜΑ. *οὗτοι δ'ἐρεβοδιφῶσιν ὑπὸ τὸν Τάρταρον κτλ.*

über das Wesen des Donners und Blitzes (382 ff. 395 ff.). Auch die lobspendende Apostrophe, welche der Chor der Wolken an Sokrates richtet (412 ff. wesentlich modificiert durch das Citat des Diogenes; vergleiche oben S. 44 ff.) gewährt, abgesehen von den beiden letzten Versen, keinerlei hervorstechende Beziehung auf die Sophisten. Sodann erklärt Sokrates selber in seinen einleitenden Worten zu dem propaedeutischen Cursus, dass derselbe sich zunächst mit den Meteora beschäftigen solle.[1]) Auch die Auskunftsmittel, auf welche Strepsiades während seiner Meditationsübungen verfällt (das Herabziehen des Mondes 749 ff., die Benutzung des Brennglases 766) sind nicht gerade sophistische Kunstgriffe, sondern Ergebnisse der genossenen physikalischen Unterweisungen. Die Abweisung des Gläubigers Amynias wird gerechtfertigt durch den Hinweis, dass das Abverlangen von Zinsen gewissen Naturgesetzen schnurstracks zuwiderlaufe (1286 ff.). Endlich richtet Strepsiades am Schlusse, während die Philosophenklause von den Flammen verzehrt wird, seine höhnischen Vorwürfe lediglich gegen die astronomischen und theologischen Studien der Sokratiker.[2])

Je tiefer man aber in die Einzelheiten der philosophischen Elemente dieser Komödie eindringt, um so zuversichtlicher wird die Ueberzeugung, dass eine Vereinigung jener beiden Richtungen in der einen Persönlichkeit des Sokrates das Sonderbarste ist, was sich nur erdenken lässt. [3])

---

[1]) 489 f.: ΣΩ. *ἄγε νυν ὅπως, ὅταν τι προβάλωμαι σοφὸν* ‖ *περὶ τῶν μετεώρων, εὐθέως ὑφαρπάσει.*

[2]) 1502 f.: ΣΩ. *οὗτος, τί ποιεῖς ἑτεόν, οὐπὶ τοῦ τέγους;* ‖ ΣΤ. *ἀεροβατῶ καὶ περιφρονῶ τὸν ἥλιον.* — 1506 f.: ΣΤ. *τί γὰρ παθόντ' ἐς τοὺς θεοὺς ὑβριζέτην;* *καὶ τῆς Σελήνης ἐσκοπεῖσθον τὴν ἕδραν;* ‖ *δίωκε, βάλλε, παῖε, πολλῶν οὕνεκα,* ‖ *μάλισταδ' εἰδὼς τοὺς θεοὺς ὡς ἠδίκουν.*

[3]) Dies hat unter andern auch schon Th. Kock (Ausg. der Wolken. Einl. S. 31 f.), wo er von der Verschiedenartigkeit des ersten und des zweiten Theiles unserer Komödie handelt, treffend hervorgehoben: ‚Denn durch welche Erklärungsversuche will man die

Wenn nun also bisher die Kritiker sich vorzugsweise nur mit der Figur des Sokrates beschäftigten, die Elemente und Widersprüche in derselben nachzuweisen versuchten und an ihr die ‚Unfertigkeit' des uns überlieferten Lustspiels erkannten, so müssen wir nach dem oben Gesagten noch einen Schritt weitergehen und ganz entschieden betonen, dass auch die Person des Strepsiades (und vielleicht die des Pheidippides) durchaus keine einheitliche oder den einfachsten Anforderungen einer guten Characteristik genügende sei. In Bezug auf Stand, Character, Fähigkeiten und Tendenzen dieses seltsamen Zwittergeschöpfes finden sich, wie schon erwähnt, die schroffsten, jeder psychologischen Erklärungsweise spottenden Disharmonien.

Dazu kommt endlich noch, dass die Handlung, im Grossen und Ganzen betrachtet, geradezu in zwei Theile zerfällt. [1]) Ungefähr um die Mitte des Stückes tritt ein eigenthümlicher, nicht ganz deutlich definierbarer Umschwung ein; die Handlung nimmt gewissermaassen einen neuen Anlauf; ein Theil der Fabel des Stückes wiederholt sich in etwas veränderter Fassung; kurz, es fehlt auch in dieser Hinsicht an der erforderlichen Einheitlichkeit und Natürlichkeit.

Thatsache beseitigen, dass Strepsiades vom Chor 415 ff. zu einem sparsamen, enthaltsamen, kümmerlichen Leben ermahnt wird, wenn er der Philosophie sich ergeben wolle, dass Pheidippides die Sokratiker als unbeschuhte, der modernen Cultur fremde Menschen verlacht, dass Strepsiades selbst sie bei seiner Rückkehr aus der Grübelbude, nachdem er sie kennen gelernt, als armselige Schlucker schildert, die sich nicht scheeren, salben, noch baden; während der ungerechte Redner ganz im Gegensatz zu diesen Grundsätzen nicht blos die warmen Bäder gegen den gerechten Redner, der hier wider Erwarten ganz auf Seiten der Sokratiker steht (991), leidenschaftlich vertheidigt (1044—1054), sondern den Jüngling auch ermuntert (1071—1076), sich unbesorgt allen den ‚noblen Passionen' hinzugeben, welche im stärksten Widerstreit gegen das im ersten Theil der Komödie beschriebene Leben eines Chärephon und Sokrates stehen. Dass solche Unzuträglichkeiten der Dichter, aus dessen schaffendem Geist sein Werk in einem Gusse hervorgeht, nicht gemerkt oder nicht vermieden haben sollte, ist unglaublich.'

[1]) Vergl. Th. Kock a. a. O. und S. 32.

IV. Die ersten und die zweiten Wolken.

Aus dieser flüchtigen, nur auf Hervorhebung der wesentlichsten Züge gerichteten Skizze ergiebt sich, dass unser Stück nicht — wie der Grammatiker der V. und VI. Hypothesis meinte, und wie auch in neuerer Zeit allseitig angenommen wurde — die unvollendete Umarbeitung einer schon aufgeführten (I.) Wolkenkomödie sein kann; denn in diesem Fall wäre es geradezu ein Beweis von Verrücktheit, wenn der Dichter versucht hätte, so völlig fremdartige, ja widerstrebende Elemente in das ursprüngliche Stück in solcher Weise einzuarbeiten. Vielmehr wird man naturgemäss zu der Annahme gedrängt, dass diese ‚umgearbeitete' Wolkenkomödie lediglich eine Verarbeitung zweier Stücke, eine Zusammenfügung oder Zusammenflickung, wenn man so will, zweier selbstständiger, bereits vorhandener Komödien von vielleicht ähnlichem Grundgedanken, jedenfalls aber von verschiedenem Inhalt sein muss. Dass wir dabei zunächst an die I. und II. Wolken denken, wird man begreiflich finden und es gewinnt sogar alsbald den Anschein, als ob eine Characteristik dieser beiden verlorenen Komödien vermittelst richtiger Gruppirung der in unserem Stück erhaltenen Trümmer nunmehr keine besondere Schwierigkeit verursachen könnte. Nichtsdestoweniger stellen wir dieselbe nur versuchsweise und in Anbetracht der äusserst schwierigen Sachlage mit allem erdenklichen Vorbehalt auf.

Im Hinblick auf einen bekannten Fingerzeig der Parabase unserer Wolken[1]) möchten wir den derben, witzigen und prügelsüchtigen Landwirth Strepsiades natürlich den I. Wolken zuweisen. Dies aber einmal als richtig angenommen, ergäbe sich alsbald eine Reihe interessanter Consequenzen, falls man nur

[1]) V. 541 f.: *οὐδὲ πρεσβύτης ὁ λέγων τ' ἄπη τῇ βακτηρίᾳ τύπτει τὸν παρόντ', ἀφανίζων πονηρὰ σκώμματα.*

den Muth hätte, bei Aristophanes etwas mehr Kunstfertigkeit in der einheitlichen Zeichnung der Charaktere und etwas mehr einfache Natürlichkeit in der ganzen Anlage seiner Stücke vorauszusetzen, als dies bisher in Folge hegelianischer und romantischer Beeinflussung geschehen ist. Man würde es dem entsprechend alsdann einfach für eine Ungereimtheit erklären, wenn der Dichter uns dem Anschein nach zu der Voraussetzung nöthigt, neben dem energischen Vater habe ein so emancipierter und verschwenderischer Sohn wie der leichtsinnige Pheidippides heranwachsen können; und nicht minder für eine Ungereimtheit, wenn der Alte, welcher alle Welt mit seinem Stock zu bedienen bereit ist, von diesem leichten Bürschchen sich seinerseits so gröblich misshandeln liesse; für eine Ungereimtheit endlich, dass derselbe Vater habe ruhig zusehen können, wie das Schuldenmachen des Sohnes allmälig seine Wirthschaft ruiniert und ihn dem Bankerotte nahe brachte.

Hingegen wäre es psychologisch sehr wohl gerechtfertigt, wenn dem energischen Strepsiades I. jener verständige, gehorsame Sohn an die Seite gestellt wäre, von dessen Existenz wir oben einige, freilich nur geringe Spuren nachgewiesen haben. Der Character des Letzteren würde übrigens keinenfalls getrübt durch die Annahme, dass er aus ächt aristokratischem, von der Mutter ererbten Selbstgefühl sich entschieden weigerte, dem Wunsche des excentrischen Vaters zu folgen und bei den verrufenen Grüblern einen Lehrcursus durchzumachen. Ja, man dürfte fast behaupten, dass gegenüber den Extravaganzen dieses Alten einerseits und den Schrullen einer dem Leben entfremdeten Grüblersecte andrerseits eine Repräsentation des gesunden Menschenverstandes in Pheidippides I. eine naheliegende dramaturgische Forderung sei, der sich Aristophanes kaum habe entziehen können. [1])

Hinsichtlich jenes Strepsiades I. wäre es aber ferner ganz characteristisch, wenn der von Natur aus ohnehin vielleicht

---

[1]) Man vergleiche z. B. die Persönlichkeit des verständigen Sohnes neben einem excentrischen Vater in den Wespen.

schon genaue und sparsame Oekonom nun, da er durch den Krieg wirklich in Geldverlegenheit gerathen, auf den tollen Einfall käme, vermittelst der Weisheit der seltsamen gelehrten Leute, die unter Anleitung des Sokrates und Chairephon Himmel und Erde durchgrübeln, sich um das Zinsenzahlen herumzudrücken; wenn er danach drinnen in der Philosophenklause mit gesundem Witz und mit unverkennbarem Geschick sich alsbald in alle neuen Erscheinungen zu finden wüsste, den alten Göttern unbedenklich Valet sagte und während des Unterrichts seinen Humor über den ihm dargebotenen Lehrstoff reichlich ergösse; wenn er dann, nachdem die Insassen der Klause durch sein störendes Herumrumoren fast zur Verzweiflung gebracht worden, in vielleicht nicht ganz freundschaftlicher und friedlicher Weise den Tempel der Wissenschaft verliesse [1]); wenn er ferner dem Sohne sowie den Gläubigern gegenüber den Beweis lieferte, dass er mit gutem Erfolg seinen Kursus bei den Gelehrten durchgemacht, und wenn er endlich — wie es am Schlusse unseres Stückes geschieht — noch einen gewaltthätigen Angriff auf das Phrontisterion unternähme. Freilich wäre dann zur Motivierung dieser letzteren That anzunehmen, dass inzwischen irgend eine Katastrophe über ihn hereingebrochen sei, in Folge deren er, von Rachsucht erfüllt und in der Absicht, sich bei den beleidigten Göttern wieder in Gunst zu setzen, das Atheistennest mit Feuer und Axt zu zerstören sich berechtigt glaubte.[2]) Welcherlei Art aber alsdann jene Katastrophe gewesen — eine Misshandlung von Seiten des eigenen Sohnes bleibt in diesem Zusammenhange selbstverständlich ausser aller Betrachtung — dürfte nicht leicht zu errathen sein. Ob und inwieweit auch der Götterbote Hermes dabei die Hände im Spiel gehabt (1508) — wer vermöchte darüber zu entscheiden?

---

[1]) Hierauf deutet wohl der Umstand, dass er Mantel und Schuhe im Stich gelassen hat. Vgl. 856 ff.

[2]) Weshalb wir auf die Angabe der Hypothesis und des Scholiasten zu 543, wonach die Mordbrandscene in den ersten Wolken nicht vorgekommen sein soll, kein besonderes Gewicht legen, ist schon oben S. 48 angedeutet.

Als Thema dieser I. Wolken ergäbe sich aber nach alledem die humoristische Darstellung eines Conflictes zwischen dem practischen Leben und der Studierstube, vielleicht mit der beiläufigen Tendenz, auf die Verkehrtheit gewisser, die Popularisierung der Wissenschaft anbahnender Bestrebungen hinzuweisen.

Etwas schwieriger dürfte die Reconstruction des muthmaasslichen Inhalts der II. Wolken sein.

Freilich, nach der obigen kurzen Uebersicht zu urtheilen, scheint eine bedeutende Menge von Anhaltspunkten auch für dieses Stück vorhanden, allein so lange dem in der VI. Hypothesis gegebenen kritischen Fundamentalsatz [1]) entsprechend die I. Wolken für die Grundlage unseres Stückes angesehen werden, darf man nicht ausser Acht lassen, dass ganz natürlich das aus den II. Wolken in die I. Wolken eingearbeitete Material wohl ungleich bedeutsamere Veränderungen hat erfahren müssen.

So viel aber möchte denn doch aus allen vorhandenen Andeutungen sich entnehmen lassen, dass in den II. Wolken das Verhältniss zwischen Vater und Sohn ein ganz anderes gewesen, als in den ersten.

Diesmal wäre der Vater [2]) — seines Zeichens ein Bäcker — ein Mann von äusserst bornierter, schwachmüthiger, tölpischer

---

[1]) Eine absolute Gültigkeit kann dasselbe natürlich schon darum nicht beanspruchen, weil der Verfasser der Hypothesis nur die I. Wolken zur Vergleichung heranzog; von der Gestaltung der II. Wolken dagegen offenbar keine Ahnung hatte. Andrerseits aber wirft unsere Ansicht von der Beschaffenheit der III. Wolken die Voraussetzung jenes Grammatikers doch auch nicht völlig über den Haufen. Denn da Sokrates, welcher in den I. Wolken unzweifelhaft als Vertreter der Philosophie dargestellt war, auch in dem III. Stücke eine Hauptperson, fast der Mittelpunkt desselben geblieben ist, so ist es wahrscheinlich, dass bei der Bearbeitung die II. Wolken eben nur als Material zur ‚geschmackvolleren Decoration' der I. Wolken verwandt wurden.

[2]) Wir müssen hier die Frage unerörtert lassen, ob auch in den II. Wolken die Namen Strepsiades und Pheidippides (!) vorkamen.

Natur, und gegen seinen Sohn grenzenlos nachgiebig, so dass es kein Wunder wäre, wenn er dieses Früchtchen vollständig verzogen und nun auch die Folgen seiner thörichten Schwäche zu tragen hätte. Unzweifelhaft wäre aber in diesem Stücke nicht der Vater die Hauptperson, sondern der Sohn als der Repräsentant der modernen hoffnungsvollen Jugend. Begabt mit allerlei Unarten, hart und rücksichtslos gegen den schwachen Vater, aufgeblasen · vielleicht in Folge des über seine Familie ihn erhebenden besseren Unterrichts, den ihm der ehedem reiche und geldstolze Vater hatte geben lassen, wäre er jedenfalls eine characteristische Figur aus den Kreisen der vornehmen athenischen Jeunesse dorée. Dass er aber in solcher Gesellschaft nach Art geduldeter Eindringlinge den Mangel eines angeborenen aristokratischen Selbstbewusstseins[1]) durch maasslose Verschwendung zu verdecken suchte, wäre ebenso naheliegend, wie dass der Ruin des Vaters durch seine Lebensweise zuletzt unvermeidlich wird.

Als Retter aus dieser bedrängten Lage würden diesmal von dem Alten die Sophisten ins Auge gefasst, die Inhaber der wichtigen Kunst durch Redefertigkeit die schwächere Sache zur stärkeren zu machen, Recht in Unrecht zu verdrehen.[2]) Sollte

---

[1]) Welches wir dagegen bei Pheidippides I. wohl mit Recht als wirklich vorhanden annehmen durften.

[2]) Der Unterricht der Sophisten wird wohl auch in einem geschlossenen Schulraume ertheilt. Wir weisen hierbei einstweilen auf einen characteristischen Punkt hin. Mit Recht hat F. Bücheler Jahrb. für cl. Phil. 1861 S. 686 betont, dass Sokrates luftwandele (ἀεροβατεῖ) und demgemäss die Conjectur von C. F. Ranke zu V. 226: εἶτ' ἀπὸ πετεύρου (vergl. Pollux X. 156 πέτευρον δέ, οὗ τὰς ἐνοικιδίας ὄρνιθας ἐγκαθεύδειν συμβέβηκεν, Ἀριστοφάνης λέγει, ὥσπερ καὶ κρεμάθραν, ἐν ταῖς Νεφέλαις. Photios S. 426, 12: Πέτευρον πᾶν τὸ μακρὸν καὶ ὑπόπλατυ καὶ μετέωρον ξύλον. Ἀριστοφάνης ἐν τῷ ε'.) vertheidigt. Natürlich wäre es abgeschmackt, von Einem, der in einem Korbe sitzt, zu sagen, er luftwandele. Der Scholiast zu V. 225 ἀεροβατῶ bemerkt: ἐπιβαίνω τῷ ἀέρι. Und in der That war das von Photios

es nicht möglich sein, meint Strepsiades II., mit Hülfe dieser Kunst sich der Mühe des Bezahlens gänzlich zu entschlagen, den Gläubigern gegenüber die Schulden einfach abzuläugnen? Nun vermöchte hier freilich erst eine ganz gründliche und umfassende Untersuchung festzustellen, ob der bekanntlich erfolglose Versuch des Alten, die Kunst der Sophisten selber zu erlernen, schon in den II. Wolken sich vorgefunden habe, oder ob er erst bei der Bearbeitung behufs der besseren Verschmelzung der beiden Stücke hinzugefügt wurde.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls wäre die Natur des II. Pheidippides der einzig richtige Boden für das Samenkorn des sophistischen Unkrautes. Mit Leichtigkeit und Eleganz dürfte dieser junge Stutzer den dargebotenen Bildungsfirniss sich aneignen, dem entzückten Alten bei seiner Rückkehr aus dem Unterricht schon durch sein gelehrtes Air gewaltig imponieren, und von ihm könnte es uns denn auch nicht überraschen, wenn er schliesslich die eben erlangten Fertigkeiten selbst dazu missbrauchte, eine thätliche Misshandlung der Eltern als erlaubt nachzuweisen, und wenn er dieser Maxime entsprechend auch handelte.[1])

---

und Pollux beschriebene Gerüste (eine lange, ziemlich breite, hoch in der Luft befindliche Hühnerstange) ganz geeignet, um auf ihm den Sokrates hoch oben, den stieren Blick zum Himmel gerichtet, herumspazieren zu lassen. Aber an einer andern Stelle V. 218 *φέρε τίς γὰρ οὗτος οὑπὶ τῆς κρεμάθρας ἀνήρ*; und V. 868 *νηπύτιος γάρ ἐστ' ἔτι καὶ τῶν κρεμαθρῶν οὐ τρίβων τῶν ἐν Ἅιδε*, (vergl. Pollux a. a. O.) wird doch auch der Hängekorb erwähnt! Der scheinbare Widerspruch löst sich wohl am einfachsten, wenn wir annehmen, dass die Sophisten in den II. Wolken, in solchen Hängekörben sich wiegend, disputierten und perorierten, — ein feiner Spott auf das Luftige, Haltlose, Schwindelhafte ihres ganzen Systems — und dass die Hühnerstange, auf welcher Sokrates in den I. Wolken umherwandelte (vgl. 1432), in dem bearbeiteten III. Stück absichtlich weggelassen wurde. — (Anders beurtheilte übrigens die Stelle des Pollux C. Reisig in Niebuhr's Rh. Mus. II. [1828] S. 197 f. und 454 ff.)

[1]) Die unerquickliche Streitscene zwischen Vater und Sohn

Mit diesem grellen Streiflicht auf die Früchte sophistischer Bildung würde aber auch unsere Kenntniss von dem Inhalte der II. Wolken zum Abschluss kommen, ohne dass sich irgend eine Vermuthung wagen liesse, ob und auf welche Weise hier etwa noch am Ende die schwer verletzte Moral eine humoristische Sühne erhielte.

Indessen ist auch diese Frage immerhin noch von geringfügiger Bedeutung gegenüber einer anderen, deren endgültige Lösung uns als eine der lohnendsten Früchte dieser gegenwärtigen Untersuchung erscheinen würde. Es ist die schon oben erwähnte, in der neueren Zeit so vielfach besprochene Frage: Hat überhaupt Aristophanes den Sohn der Phainarete für einen Sophisten halten, hat er ihn als Haupt dieser Secte auf die Bühne bringen können?

Wenn nach der eben versuchten Darlegung in den I. Wolken in der That Sokrates als das Haupt einer gelehrten Sippschaft von atheistischen Naturphilosophen und Dialektikern dargestellt worden war, so wird dies kein liberaler Beurtheiler der alten attischen Komödie dem Dichter verübeln können. Denn Sokrates bot in diesen Beziehungen — um von den gegen seine naturphilosophischen Studien erhobenen Zweifeln vorläufig abzusehen — dem Komiker ziemlich reelle Anhaltspunkte und die dabei mitunterlaufende Uebertreibung und Verzerrung der wirklich vorhandenen Schwächen des Meisters konnte unbedenklich auf Rechnung der komischen Licenz gesetzt werden.

Anders gestaltet sich aber die Sache für die II. Wolken, falls es uns wirklich gelungen ist, ihre Grundzüge in Obigem wieder aufzufrischen. Hauptgegenstand des Angriffs war in ihr eine verkehrte, gemeinschädliche Zeitrichtung, welcher einerseits der historische Sokrates selber aufs Entschiedenste entgegentrat und welche andererseits in der Persönlichkeit eines Protagoras, eines Prodikos, eines Hippias u. A. Vertreter von ganz

---

1321 — 1451 steht offenbar in engstem Zusammenhang mit der Logoiscene.

ausgeprägter Eigenthümlichkeit und allgemeiner Kenntlichkeit besass.

Lässt sich nun, wenn wir die hegelianische Wirrconstruction, die den Sokrates unter die Sophisten einreiht, einmal als ungeschehen ‚setzen' und von den mühsamen und gekünstelten neueren Erklärungsversuchen, welche sich mit der dem Sokrates zugemutheten Rolle eines Erz- und Obersophisten beschäftigen, gänzlich absehen, lässt sich dann, fragen wir, irgend ein ausreichender Grund angeben, der den Aristophanes bewogen haben dürfte, statt der allbekannten Hauptsophisten zum Nachtheil der künstlerischen Wirkung seines Stückes gerade den Sokrates herauszuheben, ihn nochmals anzugreifen und ihn in einer ihm fremdartigen Umgebung auf die Bühne zu bringen?[1]) Muss man ausserdem gegenüber der Voraussetzung einer wiederholten Verspottung der nämlichen Persönlichkeit nicht mit allem Nachdruck jene von Selbstgefühl getragene Verurtheilung, welche der Dichter in der Parabase unseres Stückes (545) über seine Collegen wegen ihrer stäten und wiederholten Angriffe gegen den Hyperbolos ausspricht, jenes freimüthige Lob der eignen Mässigung hervorheben und in Anschlag bringen? Wir wollen dabei

---

[1]) Alles, was man in dieser Beziehung vorgebracht und immer von neuem wieder nachgeschrieben hat, lässt sich auf drei gänzlich verfehlte Annahmen zurückführen: 1) Wieland Att. Mus. III. Versuch über ein Problem u. s. w. S. 98: ‚Die Protagorasse, Gorgiasse, Hippiasse und ihresgleichen waren zu vornehm (!) dazu' [nämlich um auf die Bühne gebracht zu werden]. 2) Sokrates soll sich am besten zur Verspottung geeignet haben! — 3) C. F. Ranke de vita Aristoph. p. CDXXXIX (die Neueren stimmen ihm meistens bei, z. B. C. F. Hermann Ind. lect. Marburg. sem. aest. 1833 p. VIII. und sem. aest. 1837 p. II. III. not. 6. vergl. Ges. Abhandl. Gött. 1849. S. 259): *‚Gorgiam enim, Protagoram, Prodicum alios in Attica scena tangere quidem, sed non toto dramate ventilare poetae licebat. Elegit igitur Socratem idcirco, quia inter omnes illius aetatis Sophistas solus erat Athenis natus, solus a iuventutis primo initio civis Atheniensis. Videmus igitur eum, si illis annumerabat Socratem, ne potuisse quidem aliter agere [!].'* Und Hippon aus Rhegion bei Kratinos? Die Sophisten bei Eupolis in den Kolakes? Die Sophisten des Ameipsias?

gar nicht besonders geltend machen, dass der bisherigen Auffassung gemäss das Fiasco der I. Wolken gerade dem ungerechtfertigten Angriff auf Sokrates sich zuschreiben liesse, [1]) dass demnach eine neue, noch weniger berechtigte Verhöhnung des Weisen für Aristophanes gleichbedeutend sein musste mit einem moralischen Selbstmordversuch. [2])

Um so bedeutsamer aber sind die zahlreichen, nur auf Sophisten, wie Protagoras [3]) und Prodikos passenden Züge dieses aristophanischen Sokrates, welche — ganz abgesehen von der Streitscene der Logoi [4]) — in dem umgearbeiteten Stücke sich nachweisen lassen.

Dahin gehört es, wenn Sokrates (636 ff.) in der marktschreierischen Weise der Sophisten sich erbietet, Dinge zu lehren, von denen der Schüler noch niemals etwas gehört habe — eine Methode den Unterricht einzuleiten, welche anerkanntermaassen der sokratischen diametral entgegengesetzt war, als

---

[1]) Denn weit wahrscheinlicher dünkt es auch uns, ‚dass das Urtheil nicht darum ungünstig ausfiel, weil man den Aristophanes für das an einem Unschuldigen begangene Unrecht strafen wollte, sondern weil man die Scherze seiner Nebenbuhler unterhaltender und belustigender fand als die seinigen.' Vgl. den Artikel: Aristophanes in den Nachtr. zu Sulzer's Theorie VII. S. 161.

[2]) Was die Namensgleichheit der beiden Stücke betrifft, so erscheint es uns als eine naheliegende Vermuthung, dass Aristophanes etwa lediglich aus gekränktem Künstlerstolz dem zweiten Stück, obwohl es gegen ein andres System und gegen andere Persönlichkeiten und zwar solche von anerkannter Immoralität gerichtet war, denselben Namen wie dem durchgefallenen habe beilegen können.

[3]) L. F. Herbst Des Protagoras Leben und Sophistik aus den Quellen zusammengestellt, in Chr. Petersen's philol.-histor. Studien auf dem akadem. Gymnas. in Hamburg. S. 133 ff. Diese Arbeit ist uns jedoch leider nicht zugänglich gewesen.

[4]) Petersen Allg. Monatsschrift 1852. S. 1117: ‚Es muss auf den ersten Blick auffallen, dass der ganze zweite Theil, der Kampf der gerechten und ungerechten Rede, zunächst nur gegen den Protagoras gerichtet ist.'

Eigenthümlichkeit des Protagoras dagegen ganz ausdrücklich erwähnt wird. [1])

Unmittelbar darauf (638) werden drei propaedeutische Unterrichtsgegenstände vorgeschlagen: Maass, Rhythmos und Orthoëpie, also Dinge, mit denen der historische Sokrates sich schlechterdings nicht befasste, welche aber von den Sophisten eifrig cultivirt wurden. Was insbesondere die Orthoëpie angeht, die in unserem Stücke (658—692) ganz ausführlich tractiert wird, so war sie nach unwiderlegbaren Zeugnissen recht eigentlich die Domäne des Protagoras und Prodikos. [2]) Jenem werden von alten Gewährsmännern ausdrücklich Erörterungen über das Genus der Nomina beigelegt [3]), dergleichen an der vorliegenden Stelle der Wolken travestiert sind, und es ist jedenfalls auch nicht zu übersehen, dass sich gerade hier einige ganz specifisch protagoreische Ausdrücke im Munde des Sokrates [4]) erkennen lassen.

Wenn nun aber andrerseits von Prodikos berichtet wird,

---

[1]) Plat. Protag. 318 D. — Zu beachten ist übrigens, dass im weiteren Verlauf dieser Stelle Protagoras hervorhebt (318 E.): *παρὰ δ' ἐμὲ ἀφικόμενος μαθήσεται οὐ περὶ ἄλλου του ἢ περὶ οὗ ἥκει. τὸ δὲ μάθημά ἐστιν εὐβουλία περί τε τῶν οἰκείων, ὅπως ἂν ἄριστα τὴν αὑτοῦ οἰκίαν διοικοῖ καὶ περὶ τῶν τῆς πόλεως κτλ.* Hier wäre Strepsiades II. demnach vor die rechte Schmiede gekommen. — Zu Wo. 458 ff. vgl. Plat. Prot. 337 D.; zu Wo. 430 ff. vgl. Hipp. min. 363 C. 364 A.

[2]) Plat. Phaidr. 267 C. *Πρωταγόρεια δὲ οὐκ ἦν μέντοι τοιαῦτ' ἄττα; — ὀρθοέπειά γε τις.* — Kratyl. 384 B. 391 C. — Themist. IV. 113. *ἐπεὶ καὶ Πρόδικος καὶ Πρωταγόρας ὁ Ἀβδηρίτης ὁ μὲν ὀρθοέπειάν τε καὶ ὀρθορημοσύνην μισθοῦ ἐκδιδάσκων, ὁ δὲ κτλ.* S. Th. Kock zu Wo. 638. Zeller a. a. O. I[3]. S. 633 f.

[3]) Arist. Rhet. III. 5: *Πρωταγόρας τὰ γένη τῶν ὀνομάτων διῄρει ἄρρενα καὶ θήλεα καὶ σκεύη.* Vgl. Zeller a. a. O. S. 632 f.

[4]) Wo. 659: *τῶν δὲ τετραπόδων ἄττ' ἐστὶν ὀρθῶς ἄρρενα.* — 679: *ὀρθῶς γὰρ λέγεις.* — 650 *ἐπαίονθ' ὁποῖός ἐστι κτλ.* Vgl. Th. Kock zu Wolken 650.

er habe die Synonyma behandelt [1]), so liegt, da auch an unserer Stelle (674 und 680) dieser Zweig der sophistischen Propaedeutik berührt ist, die Vermuthung gewiss nahe, ob nicht etwa in den II. Wolken dem Prodikos eine ähnliche Rolle neben Protagoras zugetheilt gewesen sei, wie dem Chairephon neben Sokrates in den I. Wolken. [2])

Noch ein weiterer erwähnenswerther Zug in der Erscheinung des angeblichen Sokrates ist die Ertheilung des Unterrichts für Geld. [3]) Dass ein solches Sichbezahlenlassen den Ansichten und dem ganzen Verhalten des Sokrates schnurstracks zuwiderlief, ist eine ausgemachte Sache, [4]) dagegen wäre wiederum dieser Zug für eine Schilderung des Protagoras ganz unentbehrlich. [5]) Ja, es musste sogar einen ausserordentlich komischen Eindruck machen, wenn dem würdigen gespreizten Sophistenhaupt statt mit klingender Münze das Honorar, wie es in unserem Stück geschieht, in Mehl oder anderen Naturalien ausbezahlt wurde.

Endlich ist hier noch darauf hinzuweisen, dass in einer feierlichen Anrede (V. 360 f.) [6]) der Chor der Wolken den So-

---

[1]) Plat. Euthyd. 277 E. 305 C. — Kratyl. 384 B. — Protag. 337 A.—C. 340 B. 338 D. Vgl. Lach. 197 D. — Menon 65 E. — Charm. 163 D.

[2]) Vgl. Fritzsche Quaestt. Aristoph. p. 164 sq. und de fab. retr. I. 19 sq. — Ein oder der andere Zug weist freilich auch auf andere Sophisten hin, wie z. B. auf Hippias. Zu Wo. 638 (Maass und Rhythmos) vgl. Hipp. maior 285 C. ff. Hipp. min. 368 D.

[3]) V. 98. 876. 910 ff. 1146.

[4]) Plat. Gorg. 420 C. ff. vgl. Soph. 223 D. ff. — Xenoph. Memor. I. 6, 13.

[5]) Plat. Prot. 348 E. 310 D. 316 B. Menon 91 D. vgl. Theät. 161 D. 179 A. — Athen. III. 113 E. — Schol. z. Pl. Staat X. 600 C. — Diog. IX. 50. 52. — Quintil. III. 1, 10. — Gell. V. 3, 7.

[6]) 358 ff.: *χαίρ' ὦ πρεσβῦτα παλαιογενὲς, θηρατὰ λόγων φιλομοίσων* ‖ *σύ τε, λεπτοτάτων λήρων ἱερεῦ, φράζε πρὸς ἡμᾶς ὅτι χρήζεις.* ‖ (360) *οὐ γὰρ ἂν ἄλλῳ γ' ὑπακούσαιμεν τῶν νῦν μετεωροσοφιστῶν* ‖ *πλὴν ἢ Προδίκῳ, τῷ μὲν σοφίας*

krates seltsamerweise mit dem Prodikos zusammenstellt, obwohl alle vernünftigen Menschen alter und neuer Zeit sich wohl

---

καὶ γνώμης οὕνεκα, σοὶ δὲ, ‖ ὅτι βρενθύει τ'ἐν ταῖσιν ὁδοῖς καὶ τῷφθαλμῷ παραβάλλεις, ‖ κἀννυπόδητος κακὰ πολλ' ἀνέχει κἀφ' ἡμῖν σεμνοπροσώπεις.

Wir wollen diese Stelle schon hier erledigen, um an ihr ein weiteres vorläufiges Beispiel für die Beschaffenheit der ‚Umarbeitung' zu gewinnen. Die ganze Begrüssungsrede der Wolken 358—363 ist offenbar eine Parallelstelle zu der andern 412—419, welche, wie wir oben S. 44 f. gezeigt, ursprünglich in den I. Wolken nicht an Strepsiades, sondern an Sokrates gerichtet war. Die vorliegende Stelle 358 ff. soll nun zwar dem heutigen Wortlaut nach gleichfalls eine Anrede an Sokrates vorstellen, allein der erste Theil derselben lässt allzu deutlich erkennen, dass er an keinen andern als an Protagoras gerichtet sein kann. Wie? wenn nun etwa aus den I. Wolken die an Sokrates gerichtete Begrüssung 412 ff. und aus den II. Wolken die an Protagoras gerichtete (358 ff.) in der Weise in die III. Wolken aufgenommen wären, dass der Schluss beider vertauscht worden? Die Verse 362. 363 könnten in den I. Wolken sehr wohl sich unmittelbar an 417 angeschlossen haben, etwa in der Form: βρενθυόμενος τ'ἐν ταῖσιν ὁδοῖς καὶ τῷφθαλμῷ παραβάλλων ... ἀνέχων ... σεμνοπροσωπῶν. Dagegen möchte in den II. Wolken auf 361 zunächst ein mit ὅτι beginnender, jetzt verloren gegangener Vers gefolgt sein, dann aber die beiden 418. 419. — Für diese unsere Voraussetzung eines ursprünglichen Zusammenhangs von 417 mit 362. 363 in der eben vorgeschlagenen Form scheint uns von grossem Gewicht die Stelle im Symposion des Platon (221 B.), wo ausdrücklich die Worte des Dichters angeführt werden sollen: ἔπειτα ἔμοιγε ἐδόκει, ὦ Ἀριστόφανες, τὸ σὸν δὴ τοῦτο, καὶ ἐκεῖ διαπορεύεσθαι ὥσπερ καὶ ἐνθάδε, βρενθυόμενος καὶ τῷφθαλμῷ παραβάλλων, ῥῆμα παρασκοπῶν καὶ τοὺς φιλίους καὶ τοὺς πολεμίους κτλ., wobei sich das Fehlen der übrigen Worte ganz einfach aus dem Inhalte der platonischen Stelle selbst erklärt. Dem gegenüber könnten wir die Stelle bei Diogenes (II. 11), an welcher V. 362. 363 in der wörtlichen Fassung unserer Wolken citiert werden, nur so erklären, dass, ihre Aechtheit einmal vorausgesetzt, Diogenes auffallenderweise statt wie kurz zuvor aus den I. Wolken, nun auch einmal aus dem bearbeiteten Stücke citiert habe. Wir wollen übrigens gleich hier bemerken, dass die in Frage

niemals einen passenderen Genossen für jenen Sophisten gedacht haben dürften als den Protagoras.

Eine Reihe beachtenswerther Momente würde aber, wenn wir die Logoiscene herbeizögen, ausserdem noch in Betracht zu nehmen sein.

Mit ganz besonderem Nachdruck wird ja bekanntlich Protagoras von den Alten [1]) als der Erfinder oder Vertreter jener Lehre von den beiden Logoi bezeichnet, welche Aristophanes personificiert hat, so dass ihr Wettstreit jedenfalls als eine characteristische Partie der eigentlichen II. Wolken anzusehen wäre. Seine Dialektik, vermittelst deren man über jede Streitfrage, ohne die geringsten Fachkenntnisse zu besitzen, ein scheinbar unanfechtbares Urtheil fällen konnte [2]), war in der That die

---

stehende Stelle des Diogenes dadurch ziemlich verdächtig wird, dass ihre Einfügung für den natürlichen Zusammenhang der bei Diogenes entworfenen Characteristik sehr störend ist. Diogenes ist gerade dabei, die frugale Lebensweise des Sokrates zu schildern; er hat die Stelle Wo. 411—417 in der oben berührten abweichenden Form angeführt; er hat dann noch eine Stelle aus Ameipsias angeführt; nun springt er plötzlich zu der Characterschilderung über in den Worten *τοῦτο δ' αὐτοῦ τὸ ὑπεροπτικὸν καὶ μεγαλόφρον ἐμφαίνει καὶ Ἀριστοφάνης λέγων οὕτως*, folgen dann Wo. 362. 363. In Anbetracht der ganzen Verfassung, in welcher das Werk des Diogenes überliefert ist, dünkt uns hier die Annahme einer späteren Interpolation auf Grund der III. Wolken nicht ungerechtfertigt. Noch zwei fernere Momente scheinen uns beachtenswerth: 1) Die Characteristik des Sokrates in den Worten: *βρενθυόμενος κτλ.* war eine so treffende, dass es sehr erklärlich wäre, wenn sie bei der Bearbeitung, welche durchweg den Sokrates in den Vordergrund stellte, aus den I. Wo. herübergenommen worden wäre. 2) Die Anfügung mit *ὅτι* ist hier gerade keine sehr glückliche.

[1]) Arist. Rhet. II. p. 118 Sp. *καὶ τὸ τὸν ἥττω δὲ λόγον κρείττω ποιεῖν τοῦτ' ἔστιν. καὶ ἐντεῦθεν δικαίως ἐδυσχέραινον οἱ ἄνθρωποι τὸ Πρωταγόρου ἐπάγγελμα.* Diogen. IX. 51. Clem. Alex. Strom. VI. 647. — Senec. Ep. 88, 43. — Cic. Brut. VIII. 30. — Gell. N. A. V. 3, 7.

[2]) Plat. Soph. 232 C—E. — Vgl. Phaidr. 267 A.

dem Bedürfniss des Strepsiades entsprechende, nicht aber die auf Erzielung wahrer Erkenntniss gerichtete Dialektik des Sokrates.

Bei Beginn der Streitscene antwortet der Logos adikos auf die Frage, wer er sei, einfach nur: der Logos. Nun haftete aber bekanntlich dem Protagoras der Spitzname Logos [1]) an, jene Stelle würde daher unter der Voraussetzung, dass Protagoras selber als Logos adikos oder hetton in dem Stücke aufgetreten sei, offenbar eine viel kräftigere Färbung erhalten.

Sodann ist aber, um von anderem vorerst abzusehen, auch hier noch einmal darauf hinzuweisen, wie nicht nur eine Zusammenwerfung der feinen sophistischen Elegants mit den blassen unreinlichen Hungergestalten der Grübler an sich schon ziemlich widersinnig ist, sondern wie uns auch durchaus jeder Anhaltspunkt fehlt, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, in welcher Weise der Dichter das Verhältniss und die Stellung der beiden Logoi zu Sokrates habe characterisieren und motivieren wollen [1]). Waren sie seine Jünger [2]) oder seine Genossen oder gar seine Kostgänger? Nirgends erfahren wir eine Silbe über diesen Punkt.

In Erwägung aller dieser Momente wären wir zwar geneigt, unsere Ueberzeugung bestimmt dahin zusammenzufassen: Die III. Wolken sind eine eigenthümliche Zusammenfügung der I. und II. Wolken, zweier Komödien, welche nur eine sehr geringe Aehnlichkeit besassen und von welchen die erstere nur den Sokrates und seine Genossen persiflierte, während die zweite sich lediglich auf einen Angriff gegen die

---

[1]) Ailian. V. H. IV. 20. — Suid. s. v. Πρωταγόρας. — Schol. Plat. Staat X. 600 C.

[2]) Th. Kock a. a. O. S. 32: ‚In der That, es würde dem Sokrates des ersten Theiles schwer geworden sein, den von ihm erwarteten Unterricht in der Weise dieses [des ungerechten] Redners zu ertheilen; und deswegen vermuthlich hat Aristophanes den alten Pedanten im zweiten Theil in Ruhestand versetzt, wodurch freilich die Einheit des Stückes, das nach seiner ganzen Tendenz ihn als Hauptperson verlangt, beträchtliche Einbusse erleidet.‘

Sophistik, vertreten durch Protagoras und Prodikos, beschränkte — indessen ist doch vor einem solchen Abschluss des Verfahrens noch ein anderes Moment in Betracht zu ziehen.

V. Die indirekte Ueberlieferung.

Die bisherige Erörterung hat es grossentheils unterlassen, auf die indirecte Ueberlieferung Rücksicht zu nehmen; von dieser Seite aus könnten ihr daher vielleicht noch einige Schwierigkeiten bereitet werden.

Was zunächst die bei einigen alten Autoren überlieferten wörtlichen Citate aus den Wolken betrifft, so sind sie weder sehr zahlreich noch von besonderer Wichtigkeit.

Athenaios[1]) citiert einmal vier Verse (1196—1200) unseres Stückes, also der angeblichen II. Wolken, aus den I. Wolken, während er wiederum an zwei anderen Stellen[2]) aus den II. Wolken Verse unseres Stückes (933 und 559) anführt, von denen auch wir von unserem Standpunkt aus vorerst annehmen dürfen, dass sie den aufgeführten II. Wolken angehören.[3]) Dass man nun bei jenem ersten Citat des Athenaios sich nicht, wie es wohl geschehen ist, durch die Annahme eines blossen Versehens helfen dürfe, beweist ein anderes Citat beim Scholiasten zu [Plat.] Axioch. XI p. 187 ed. Bip., wo gleichfalls ein Vers unseres Stückes (1417), als aus den I. Wolken entnommen, angeführt ist.[4]) Ueberhaupt aber ist es durchaus nicht nöthig, weder die Bedeutung jener beiden Citate geflissentlich abzuschwächen, noch auch andrerseits jenen Gewährsmän-

---

[1]) IV. 171 C. Vgl. F. V. Fritzsche de fab. retract. IV. 6 sq.

[2]) VIII. 345 F. VII. 299 B.

[3]) Dasselbe gilt auch von dem Citat des Antiattic. Bekk. 85, 28 = Wolken 1382.

[4]) F. Bücheler a. a. O. 676 will in der Angabe Ἀριστοφάνης Νεφέλαις α' dieses α' einfach streichen.

nern eine allzu subtile Gelehrsamkeit aufzunöthigen, wie etwa durch die Behauptung, sie wollten vermittels dieser ihrer Citiermethode andeuten, dass jene Stellen vom Dichter aus den I. Wolken in die (vermeintlichen) II. Wolken hinübergenommen seien. [1]) Erklärt sich doch jene scheinbare Inconsequenz sehr leicht, sobald man von unserem Standpunkt aus die überlieferten Wolken als eine Contamination aus den beiden aufgeführten Stücken ansieht. Die weitere Frage, ob denn nun Athenaios nur die beiden letzteren oder auch die umgearbeiteten (III.) Wolken gekannt und benutzt habe, lässt sich hier vorerst noch durch die Bemerkung abweisen, dass Athenaios seine Citate keinenfalls alle aus den betreffenden Schriftstellern selber entnommen, sondern dass er sicherlich auch aus verschiedenen abgeleiteten Quellen geschöpft habe.

Indem wir die übrigen, von verschiedenen Schriftstellern aus den Wolken angeführten Stellen [2]) als für die vorliegende Untersuchung wenig belangreich übergehen können, mag noch ausdrücklich bemerkt sein, dass uns eine Ueberschätzung dieser indirecten Beweismittel im Allgemeinen sehr fern liegt. Fast alle Schriftsteller nämlich, welche derlei Citate bringen, haben ja lange Zeit hindurch gleichsam unter der Botmässigkeit der byzantinischen Gelehrten gestanden, haben deren Censur fort und fort passieren müssen; was Wunder also, wenn bei der nicht allzugrossen Gewissenhaftigkeit, insbesondere der älteren Byzantiner, zuweilen Citate, die in grellem Widerspruch mit den vorhandenen Texten der Autoren zu stehen schienen, mancherlei Aenderungen erfuhren [3]) oder wenn selbst neue Citate, die man

[1]) F. V. Fritzsche a. a. O. — W. Teuffel ed. Nub. 1863. praef. p. 12. — Vgl. W. Dindorf fragm. Aristoph. p. 17 und C. F. Ranke comm. de vita Ar. p. CCLXXXIX sq.

[2]) Vgl. W. Teuffel Edit. Nub. 1863 p. 12 sq. — Ueber das Citat bei Pollux X, 156 und Photios. S. 426, 13 s. oben S. 67. Die Combinationen, welche man an die übrigen, in den erhaltenen Wo. nicht mehr nachweisbaren Citate geknüpft hat, können hier füglich unberücksichtigt bleiben.

[3]) Ein Beispiel, wie man noch in späterer Zeit in dieser

den vorhandenen Texten entnahm, der Vervollständigung halber eingefügt wurden. Namentlich mag Athenaios durch solche Interpolationen nicht wenig gelitten haben.

Aber jene directen wörtlichen Citate sind nicht die einzigen, auf die es hier ankommt. Wie? hält man uns entgegen, geht denn nicht aus drei Stellen der platonischen Apologie [1])

Frage verfuhr, bei Fritzsche de fab. retr. IV. 8 not. 9: *Ceterum in Phrynichi Epitome p. 391 Lob., quo in loco Nub. v. 30 affertur, pro vulgata* ἐν ταῖς Νεφέλαις *editio princeps* ἐν ταῖς δευτέραις Νεφ. *exhibet, quod haud dubie probarem, nisi in eodem Phrynichi loco* Ἀριστοφ. ἐν Νεφέλαις *praeberet cod. Parisinus Bachmanni Anecd. II. p. 398.*'

C. 2. ἀλλ' ἐκεῖνοι δεινότεροι, ὦ ἄνδρες, οἳ ὑμῶν τοὺς πολλοὺς ἐκ παίδων παραλαμβάνοντες ἐπειθόν τε καὶ κατηγόρουν ἐμοῦ [μᾶλλον οὐδὲν ἀληθές], ὡς ἔστι τις Σωκράτης, σοφὸς ἀνήρ, τά τε μετέωρα φροντιστὴς καὶ τὰ ὑπὸ γῆς ἅπαντα ἀνεζητηκὼς [καὶ τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιῶν] οὗτοι, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, οἱ ταύτην τὴν φήμην κατασκεδάσαντες, οἱ δεινοί εἰσί μου κατήγοροι· οἱ γὰρ ἀκούοντες ἡγοῦνται τοὺς ταῦτα ζητοῦντας οὐδὲ θεοὺς νομίζειν. — C. 3. τί δὴ λέγοντες διέβαλλον οἱ διαβάλλοντες; ὥσπερ οὖν κατηγόρων τὴν ἀντωμοσίαν δεῖ ἀναγνῶναι αὐτῶν· Σωκράτης ἀδικεῖ καὶ περιεργάζεται ζητῶν τά τε ὑπὸ γῆς καὶ τὰ ἐπουράνια, [καὶ τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιῶν] καὶ ἄλλους ταὐτὰ ταῦτα διδάσκων. τοιαύτη τίς ἐστι. ταῦτα γὰρ ἑωρᾶτε καὶ αὐτοὶ ἐν τῇ Ἀριστοφάνους κωμῳδίᾳ, Σωκράτη τινὰ ἐκεῖ περιφερόμενον, φάσκοντά τε ἀεροβατεῖν καὶ ἄλλην πολλὴν φλυαρίαν φλυαροῦντα, ὧν ἐγὼ οὐδὲν οὔτε μέγα οὔτε σμικρὸν πέρι ἐπαΐω. — C. 10. ἐντεῦθεν οὖν οἱ ὑπ' αὐτῶν ἐξεταζόμενοι ἐμοὶ ὀργίζονται, ἀλλ' οὐχ αὑτοῖς, καὶ λέγουσιν ὡς Σωκράτης τίς ἐστι μιαρώτατος καὶ διαφθείρει τοὺς νέους· καὶ ἐπειδάν τις αὐτοὺς ἐρωτᾷ, ὅτι ποιῶν καὶ ὅτι διδάσκων, ἔχουσι μὲν οὐδὲν εἰπεῖν, ἀλλ' ἀγνοοῦσιν, ἵνα δὲ μὴ δοκῶσιν ἀπορεῖν, τὰ κατὰ πάντων τῶν φιλοσοφούντων πρόχειρα ταῦτα λέγουσιν, ὅτι τὰ μετέωρα καὶ τὰ

ganz deutlich hervor, dass in den Wolken Sokrates nicht nur als atheistischer Naturphilosoph, sondern auch als Lehrer des Hetton logos dargestellt war, dass mithin, falls man selbst unsere scharfe Trennung der Materien beider Komödien acceptieren und nur den II. Wolken die Verspottung der sophistischen Richtung zuweisen wollte, immerhin wenigstens in den II. Wolken Sokrates entweder als theilweiser oder als alleiniger Vertreter des sophistischen Princips aufgetreten sein musste? (Denn da die bearbeiteten III. Wolken keinenfalls zu Lebzeiten des Dichters [† circa Ol. 97, 4] veröffentlicht wurden, die Apologie aber, wenn sie überhaupt als ächt über Wasser gehalten werden soll, möglichst nahe an das Todesjahr des Sokrates (Ol. 95, 1) herangerückt werden muss, so konnte der Verfasser der Apologie offenbar nur die beiden aufgeführten Stücke im Auge gehabt haben.)

.... Und findet nicht die Angabe der Apologie ihre genügende Bestätigung, wenn drei unverächtliche Zeugen aus dem Alterthum: Diogenes, Aelianos und Quintilianus jenen Umstand auch ihrerseits erhärten? In der That, eine auf den ersten Blick verderbendrohende Coalition!

Allein unser Vertrauen auf die gute Sache, die wir verfechten, ist denn doch zu gross, die Unmöglichkeit, dass im 5. und 4. Jahrhundert vor Chr. die Zeitgenossen ihren Sokrates irgendwie mit den Sophisten hätten zusammenwerfen können, erscheint uns a priori viel zu evident, als dass wir selbst vor so bedenklichen Hindernissen zurückschrecken sollten.

Von richtigem Tacte geleitet, hatte schon W. S. Teuffel ehedem (ed. Nub. 1863 p. VIII.) das Moment der Rechtsverdrehungskunst von den ersten Wolken fern zu halten versucht. Allein seitdem von F. Bücheler (Jahrb. 83. S. 675) die Bedeutung des eben erwähnten Zeugnisses der Apologie hervorgehoben und gebührend berücksichtigt war,[1]) musste auch jener

---

ὑπὸ γῆς, καὶ θεοὺς μὴ νομίζειν, [καὶ τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν].

[1]) Vgl. H. Köchly Akadem. Vorträge S. 422.

erstgenannte Herausgeber seine Ansicht, wohl nicht ohne einiges Missbehagen, wieder aufgeben (Ausg. d. Wolken 1867 S. 39) und die Kunst τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν auch bei dem Sokrates der I. Wolken voraussetzen.

Demungeachtet lässt sich die Sache doch wohl noch etwas anders auffassen. Zunächst trennen wir die feindlichen Streitkräfte, indem wir constatieren, dass Diogenes, Ailian und Quintilian nicht als unbedingt gültige Zeugen für den Inhalt der aufgeführten Wolken in Betracht gezogen werden können, insofern ihre Angaben möglicherweise gerade auf das in der späteren Zeit verbreitete und allgemein gelesene dritte Stück gegründet sind. Nur dann, wenn es sich darum handeln wird, mit Hilfe der alten Citate den frühesten Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem die III. Wolken in Ansehen und Geltung standen, sind wir auch auf unserem Standpunkt genöthigt auf diese Zeugnisse Rücksicht zu nehmen. Etwas anders verhält es sich mit den Angaben der Apologie, welcher man als einem zeitgenössischen Actenstück in dieser Frage eine höhere Wichtigkeit beizulegen gewillt sein dürfte.

Nun wäre es freilich eine bedeutende Erleichterung, wenn wir uns auf die Möglichkeit der Unächtheit dieser Schrift beriefen. Diese Möglichkeit ist schon früher behauptet,[1]) alsdann aber wieder eifrig bestritten[2]) und auch neuerlich, allerdings nicht gerade mit grosser Entschiedenheit, in Abrede gestellt worden.[3])

Allein da auf diesem Wege selbst im günstigsten Falle die Bestimmung der Entstehungszeit dieser Schrift vorerst noch erhebliche Schwierigkeiten verursachen wird, so möchten wir

---

[1]) F. Ast Platon's Leben und Schriften. Leipzig 1816. S. 474 ff.

[2]) J. Socher Ueber Platon's Schriften. München 1820. S. 69 ff.

[3]) F. Ueberweg Untersuchungen über die Echtheit und Zeitfolge Platonischer Schriften. Wien 1861. S. 149 f., vgl. 200, 237 ff. C. Schaarschmidt Die Sammlung d. Plat. Schriften. Bonn 1866. S. 376 ff. — Wir kommen später noch auf die Tradition der Plat. Schriften zu sprechen.

auch ohne dieses Auskunftsmittel unsere Sache durchführen. Nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände glauben wir dies am einfachsten zu erreichen durch die Voraussetzung, dass der Text der Apologie hier nicht mehr in seiner ursprünglichen Verfassung vorliegt und dass an den drei bezeichneten Stellen derselben die Beschuldigung der Rechtsverdrehung erst in späterer, byzantinischer Zeit, als man nur noch die III. Wolken las und als man sich gewöhnt hatte, den historischen Sokrates unter dem Bilde des angeblich von Aristophanes in diesen unseren Wolken gezeichneten Weisen sich vorzustellen, eingefügt worden ist. An und für sich betrachtet verliert diese Behauptung viel von ihrer anscheinenden Verwegenheit, wenn man erwägt, dass in Byzanz, wohin ja alle Fäden unserer Ueberlieferung zurücklaufen, ein beschränkter Kreis alter Autoren von einer pietäts- und geschmacklosen Clique halbgelehrter Pedanten, den sogenannten oekumenischen Lehrern, tractiert wurde, welche nicht nur in der Ausgleichung scheinbarer Widersprüche zwischen den Angaben gerade der gelesensten Schriften ein Verdienst suchen mochten, sondern denen es auch auf ein paar Interpolationen mehr oder weniger sicherlich nicht ankam. Aber auch innere Schwierigkeiten z. B. hinsichtlich des Zusammenhangs treten der Auswerfung jenes Zusatzes: *καὶ τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιῶν* nicht in den Weg. — Derselbe ist an allen drei Stellen nur lose eingefügt, auch kehrt er an denselben stets mit einer Art von stereotyper Gleichförmigkeit wieder, während die Beschuldigung atheistischer Naturforschung in ihrer formellen Fassung jedesmal mehr oder minder variirt. Ja, es muss noch besonders auffallen, dass von dem Verfasser der Apologie in dem weiteren Verlauf der Rechtfertigung des Sokrates gerade auf diesen angeblichen Anklagepunkt der Rechtsverdreherei gar keine Rücksicht mehr genommen wird.[1]) Unleugbar aber wird die Stelle c. 2 durch die von uns vorgeschlagene Ausscheidung erst in einen klaren, präcisen

[1]) Sogar nicht einmal bei der Erwähnung der sophist. Pädagogik c. 4.

Zusammenhang gebracht.[1]) Uebrigens ist hier auch noch hervorzuheben, dass in c. 3, der einzigen unter diesen Stellen, wo Aristophanes ausdrücklich genannt ist, nur von einer bestimmten, von der allgemein bekannten Komödie desselben, welche dazu beigetragen habe, den Sokrates in üblen Ruf zu bringen, die Rede ist. Und seltsamer Weise wird nun bei der kurzen Andeutung ihres Inhaltes gerade der für uns so wichtige Vorwurf der Rechtsverdreherei nicht ausdrücklich erwähnt.

Die Wahrscheinlichkeit einer Interpolation dürfte demnach in vorliegendem Falle nicht gänzlich in Abrede gestellt werden können, und mehr als diese Wahrscheinlichkeit zu constatieren, ist auch gar nicht unsere Absicht. Die neuen kritischen Gesichtspunkte, welche wir im Vorhergehenden aus den Angaben der Hypotheseis, sowie aus der jämmerlichen Verfassung unserer Komödie geschöpft haben, sind denn doch viel zu gewichtig, als dass wir zur Abschwächung jenes einzigen scheinbaren Gegenzeugnisses mehr als einer solchen Wahrscheinlichkeit bedürften. Aber selbst für den Fall, dass man uns hierin durchaus nicht beistimmen wollte, so bliebe ja immerhin der oben angedeutete Ausweg, das Zeugniss der Apologie überhaupt einstweilen zurückzuweisen, bis die Frage über ihre Aechtheit definitiv entschieden sein wird.

Da wir das kritische Seciermesser einmal zur Hand haben, so mag es auch gleich noch weitere Dienste leisten.

Dieselbe Operation nämlich, der wir soeben die Apologie unterwarfen, glauben wir mit viel zweifelloserem Erfolg an den betreffenden Stellen der anderen drei Gewährsmänner vornehmen zu dürfen. Betrachtet man nur erst, was leider bei solchen von Hand zu Hand wandernden Citaten nicht immer geschieht, dieselben in ihrem ganzen Zusammenhang, so kommt man alsbald zu der Einsicht, dass der für uns entscheidende

---

[1]) *ἀναζητητικώς . . . τοὺς ταῦτα ζητοῦντας.* Denn unter *ταῦτα* lässt sich hier doch das *τὸν ἥττω κτλ.* nicht wohl miteinbegreifen.

Punkt, der Vorwurf der Rechtsverdrehungskunst, der ursprünglichen Fassung auch jener Stellen fremd war.

Ganz deutlich ergiebt sich dies zunächst bei Diogenes (II. 18).[1]) Hier ist der ächte Text in ähnlicher Weise wie an der oben S. 44 ff. besprochenen Stelle (II. 11) durch eine längere Interpolation unterbrochen. Diogenes redet zu Anfang der Biographie des Sokrates natürlicherweise von dessen früherer practischen Thätigkeit, er erwähnt, dass derselbe Bildhauer gewesen sein soll und führt zur Bekräftigung dessen eine Stelle des Dichters Timon an. Hieran aber hat man in byzantinischer Zeit ein ganzes Sammelsurium von seltsamen, auf die angebliche rhetorische Tüchtigkeit des Sokrates bezüglichen Notizen angeknüpft; darunter auch die für uns in Frage kommende: καὶ Ἀριστοφάνης αὐτὸν κωμῳδεῖ ὡς τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποι-

---

[1]) Δοῦρις δὲ καὶ δουλευσαι αὐτὸν καὶ ἐργάσασθαι λίθους· εἶναί τε αὐτοῦ καὶ τὰς ἐν ἀκροπόλει Χάριτας ἔνιοί φασιν, ἐνδεδυμένας οὖσας. ὅθεν καὶ Τίμωνα ἐν τοῖς Σίλλοις εἰπεῖν· Ἐκ δ' ἄρα τῶν ἀπέκλινε λιθοξόος, ἐννομολέσχης,
Ἑλλήνων ἐπαοιδός, ἀκριβολόγους ἀποφήνας,
Μυκτὴρ ῥητορόμυκτος, ὑπαττικὸς εἰρωνευτής.
[ἦν γὰρ καὶ ἐν τοῖς ῥητορικοῖς δεινὸς, ὥς φησιν καὶ Ἰδομενεύς· ἀλλὰ καὶ οἱ τριάκοντα αὐτὸν ἐκώλυσαν τέχνας διδάσκειν λόγων, ὥς φησι Ξενοφῶν. καὶ Ἀριστοφάνης αὐτὸν κωμῳδεῖ ὡς τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιοῦντα. καὶ γὰρ πρῶτος, ὥς φησι Φαβωρῖνος ἐν παντοδαπῇ ἱστορίᾳ, μετὰ τοῦ μαθητοῦ Αἰσχίνου ῥητορεύειν ἐδίδαξε. λέγει δὲ τοῦτο καὶ Ἰδομενεὺς ἐν τῷ περὶ τῶν Σωκρατικῶν. καὶ πρῶτος περὶ βίου διελέχθη καὶ πρῶτος φιλοσόφων καταδικασθεὶς ἐτελεύτα. φησὶ δ' αὐτὸν Ἀριστόξενος ὁ Σπινθάρου καὶ χρηματίσασθαι. τιθέντα γοῦν τὸ βαλλόμενον κέρμα ἀθροίζειν· εἶτ' ἀναλώσαντα πάλιν τιθέναι. —] Κρίτωνα δ' ἀναστῆσαι αὐτὸν ἀπὸ τοῦ ἐργαστηρίου καὶ παιδεῦσαι τῆς κατὰ ψυχὴν χάριτος ἐρασθέντα Δημήτριός φησιν ὁ Βυζάντιος. Diog. citiert den Timon offenbar nur wegen des Wortes λιθοξόος; an das hier ebenso nebensächliche wie problematische ῥητορόμυκτος fügte man später jene Glossen an.

σῦντα. Dass auch hier der Interpolator das in der byzantinischen Zeit allein verbreitete III. Wolkenstück im Auge hatte, scheint uns zweifellos. Auf den ächten Wortlaut des Diogenes treffen wir offenbar erst wieder bei der Stelle: *Κρίτωνα δ' ἀναστῆσαι κτλ.*, die sich eng an den Anfangssatz anschliesst.

Ebenso deutlich aber lässt sich in der fraglichen Stelle Quintilians[1]) die Hand eines Interpolators erkennen. Ja, die Plumpheit der Fälschung fällt hier bei dem sorgfältigen Stilisten noch greller in die Augen. Oder soll man in der That glauben, dass Quintilian, nachdem er die Argumentation der Gegner der Rhetorik in indirecter Rede wiedergegeben, dieselbe durch jene in die directe Form überspringende Notiz über Sokrates *(Nam et Socrati etc.)* illustriert, und dann erst ausdrücklich noch einmal angemerkt habe (und zwar wieder in indirecter Anführung), dass man auf Seiten der Gegner auch Beispiele von Griechen und Römern anziehe? Abgesehen von dem störenden Wechsel des Subjectes ist der enge Zusammenhang der Worte *‚et his adiiciunt'* mit den in der Stelle *‚eloquentiam ... valet'* vorgebrachten theoretischen Einwürfen ein viel zu augenscheinlicher, andererseits der glossematische Character der ganzen Bemerkung über Sokrates ein viel zu ausgeprägter, als dass man hier auch nur einen Augenblick lang im Zweifel sein könnte.

Wenn aber bei Quintilian die betreffende Interpolation auf

---

[1]) Quintilian. instit. orat. II. 16: *‚Sequitur quaestio, an utilis rhetorice. Nam quidam vehementer in eam invehi solent, et, quod sit indignissimum, in accusationem orationis attuntur orandi viribus: eloquentiam esse, quae poenis eripiat scelestos; cuius fraude damnentur interim boni; consilia ducantur in peius; nec seditiones modo turbaeque populares sed bella etiam inexpiabilia excitentur; cuius denique tum maximus sit usus, cum pro falsis contra veritatem valet. [Nam et Socrati obiiciunt comici, docere eum, quomodo peiorem causam meliorem faciat, et contra Tisian et Gorgian similia dicit polliceri Plato.] Et his adiiciunt exempla Graecorum Romanorumque, et enumerant, qui perniciosa non singulis tantum, sed rebus etiam publicis usi eloquentia turbaverint civitatium status vel everterint.'*

Grund der schon etwas früher gleichfalls interpolierten Apologie gemacht scheint, so dürfte dasselbe auch bei der angezogenen Stelle des Ailian [1]) der Fall sein. Auch hier lassen sich die für uns in Betracht kommenden Worte: *λέγων τε αὖ καὶ τὸν ἥττω λόγον ἀπέφαινε κρείττονα* ohne alle Störung ausheben. Wer sich übrigens bei Ailian selber durch den Augenschein von dem völlig zerrütteten Zustand des ersten Theiles jenes ganzen Capitels überzeugt und dabei noch die Verderbnisse dieses Autors im Allgemeinen in Betracht zieht, der wird weder unser Verfahren ungerechtfertigt finden, noch dem Ailian in vorliegendem Falle überhaupt irgend welche Autorität beimessen wollen.

Man dürfte freilich einwenden, diese Methode sich eines unbequemen Zeugnisses zu entledigen, sei ebenso leicht wie rücksichtslos. Zugegeben das letztere; allein gerade die unzähligen Rücksichten und Bedenken sind es ja, welche unsere ganze Frage so tief in die Wirrniss hineingedrängt und darin festgebannt haben, und es giebt doch auch in der Wissenschaft Fälle, wo endlich einmal energisch durchgegriffen werden muss.

Wir müssen jedoch ausdrücklich noch einmal hervorheben, dass unsere Totalauffassung der Wolkenfrage zunächst noch von diesen scheinbaren Interpolationen im Diogenes, Quintilian und Ailian durchaus unabhängig ist. Will man die letzteren nicht anerkennen, gut denn; wir dürften alsdann vorläufig unbesorgt zugeben, dass jenen drei Autoren die dritten Wolken vorgelegen haben können.

Wir kommen somit zu dem Ergebniss, dass der von uns versuchten Scheidung des Inhaltes unserer III. Wolken in

---

[1]) Ποικ. ἱστ. II. 13 bemerkt er von Anytos und seinen Genossen, sie hätten den Aristophanes überredet: *κωμῳδῆσαι τὸν Σωκράτη, ταῦτα δή που τὰ περιφερόμενα, ὡς ἦν ἀδολέσχης, [λέγων τε αὖ καὶ τὸν ἥττω λόγον ἀπέφαινε κρείττονα] καὶ εἰσῆγε ξένους δαίμονας, καὶ οὐκ ἤδει θεοὺς οὐδ' ἐτίμα, τὰ δὲ αὐτὰ ταῦτα καὶ τοὺς προσιόντας αὐτῷ ἐδίδασκε τε καὶ ἐιδέναι ἀνέπειθεν.*

die Reste von zwei wirklich aufgeführten Komödien, nämlich 1) einer gegen den atheistischen Naturphilosophen und Dialektiker Sokrates (I. Wolken) und 2) einer anderen, gegen die Sophisten, insbesondere gegen Protagoras und Prodikos gerichteten (II. Wolken), von Seiten der indirecten Ueberlieferung aus der älteren Zeit kaum eine ernstliche Schwierigkeit wird bereitet werden können.

VI. Die dritten Wolken.

Es ist bekannt, bis zu welchen übertriebenen Lobpreisungen unserer Wolken man ehedem sich emporzuschwingen liebte.[1]) Ein ungetrübtes, die Schwächen dieses Stückes in ernstliche Er-

---

[1]) Wieland im Att. Mus. II. Vorber. z. d. W. S. 56: ‚Was die dramatische Composition der gegenwärtigen Komödie betrifft, so bin ich mit Brunk . ... und Allen, die schon vor ihm ungefähr das Nämliche gesagt haben, einstimmig, dass die Wolken bei gleichviel Witz, Laune und Genialität fleissiger und feiner gearbeitet, und bei aller Simplicität des Planes, als dramatisches Kunstwerk betrachtet, besser angeordnet, organisiert, gerundet und vollendet sind, als irgend eines seiner übrigen noch vorhandenen Stücke' [!!]. — Weniger auffallend erscheint es freilich, wenn man ebendort hört, dass Mad. Dacier, nachdem sie ihrer eigenen Versicherung nach die Wolken bereits zweihundertmal gelesen, nicht müde werden konnte, sie wieder zu lesen. — Auch F. Fritzsche bemerkt in den Quaestt. Aristoph. p. 115: ‚*Multi saepe mirati sunt quid fuisset, cur judices hasce Nubes, comoediam prope dixerim divinam (nostras enim illi somniabant) tam iniquo afflixerint judicio*, — und p. 107: ‚*Id vero minime in hanc comoediam convenit, tam praeclaram illam, ut ab aliis certatim summis laudibus efferatur, a me omnium optima, secundum Ranas, judicari soleat.*' — Die überschwängliche Ansicht C. F. Ranke's (de Arist. vita p. CDXXVII.) ist oben S. 1 angeführt; man vgl. auch dessen kürzere Vita Aristoph. in A. Meineke's Ausgabe Leipz. 1860 p. XXXII. sq. und C. F. Hermann Ind. lect. Marburg. 1833. p. II.

wägung ziehendes Urtheil, wie es z. B. dem noch jugendlich unbefangenen Blicke G. Hermann's in seiner ersten Ausgabe[1]) sich aufdrängen wollte, konnte natürlich dem gewaltigen Drucke der romantisch überspannten Tagesrichtung gegenüber nicht zur Geltung kommen. Möglichst sinn- und zusammenhanglose Dramen, die allen Regeln und allen Anforderungen der Vernunft wie auch des einfachen natürlichen Geschmackes Hohn sprachen, das waren ja die Lieblingswerke der Romantiker. Es ist daher als ein weiteres, nicht gering anzuschlagendes Verdienst der oben angeführten Untersuchungen von H. Köchly, W. S. Teuffel, F. Bücheler und Th. Kock anzusehen, dass ihre unanfechtbaren Resultate eine Ueberschätzung unseres Stückes, wenigstens von Seiten urtheilsfähiger Kritiker, fortan unmöglich machten und nebenbei auch dem einseitigen kritisch-ästhetischen Conservatismus überhaupt einen tödtlichen Stoss versetzen. Wer nunmehr einen Blick warf auf die so nachlässig vermittelte Einfügung der Logoiscene, auf die gewaltsame, nicht im mindesten gerechtfertigte Unterbrechung der Unterrichtspartie durch die Parabase, auf die deutlichen Spuren zweier Bearbeitungen innerhalb der Unterrichtscene selbst, auf die bedenkliche Beschaffenheit der Parabase, auf die merkwürdige Existenz eines vereinzelten Epirrhema (1113—1130), auf die mit der normalen Gliederung der altattischen Komödie schwer vereinbare Erscheinung zweier syntagmatischer Partien[2]) (889 ff. und 1345—1453) — wer alle diese und die zahlreichen sonstigen Mängel ohne vorgefasste Meinung erwog, der brauchte in der That nicht eben überspannte Anforderungen an ein Kunstwerk des Meisters der alten Komödie zu machen, um zu der Einsicht zu gelangen, dass diese unsere Wolken, als Ganzes betrachtet, ein durchaus schlechtes und stümperhaftes Stück seien.[3])

---

[1]) Lips. 1799 p. XXXIX. sq. (in der 2. Ausg. von 1830 nicht wiederholt): *‚Jam qui partes argumenti Nubium in unius actionis designationem cogere vellet, frustra profecto laboraturus esset. Adeo postrema a primis dissentiunt etc.‘*

[2]) Vgl. Rossbach und Westphal Griech. Metrik 1856. S. 110.

[3]) M. Rapp Geschichte des griechischen Schauspiels, Tübingen

Hiernach aber und im Hinblick auf das von uns zu Ende des vorigen Abschnitts zusammengefasste Ergebniss, ist es fast überflüssig die Frage zu erörtern:

Kann überhaupt noch daran gedacht werden, den Aristophanes selber für den Verfasser der III. Wolken zu halten?

Wie unwahrscheinlich es sei, dass Aristophanes eine wiederholte Bearbeitung desselben Stoffes unter den damaligen Verhältnissen vorgenommen, haben schon die Gegner der Glaubwürdigkeit der V. Hypothesis genügend betont, welche die Möglichkeit einer zweiten Aufführung nicht anerkennen wollten. Und nun gar eine wiederholte Bearbeitung wie diese vorliegende! Wem es aber etwa noch immer nicht als ausgemacht erscheinen sollte, dass der Dichter nimmermehr eine so schmähliche Selbstverstümmelung begehen konnte, wie man sie doch auf Grund unseres Stückes voraussetzen müsste, — nun der mag getrost den Beweis der Echtheit seinerseits zu führen versuchen. Für uns fragt es sich nur noch, wie wir uns die Entstehung der nun einmal vorhandenen nichtaristophanischen Umarbeitung zu denken haben.

Bisher war man, seitdem die Kritik die ungerechtfertigte Ueberschätzung dieser Komödie zu bekämpfen begonnen hatte, auf eine sehr bedenkliche Hypothese gerathen. Man glaubte als ausgemacht annehmen zu dürfen, dass, nachdem der Dichter die Bearbeitung unvollendet liegen gelassen, erst nach

---

1862, nennt es (S. 208) als Schauspiel betrachtet, über alle Begriffe elend, und bemerkt dann S. 210: ‚Wie das Stück vor uns liegt, möchte man sich gern der Nachricht von den zwei Recensionen anschliessen, aber in der Form, dass man sagt, wir haben keine von beiden, sondern nur zerrissene Fetzen von beiden, die ein Compilator zusammengenäht hat, denn nur dadurch würde die Zusammensetzung des Ganzen begreiflich.' Für diejenigen, welche es interessiert, sei hier indessen ausdrücklich bemerkt, dass unsere Untersuchung schon vollständig abgeschlossen war, als uns das Werk von Rapp zu Gesicht kam.

seinem Tode ein pietätvoller ‚Herausgeber' das Ding, so wie er es vorfand oder höchstens mit einigen Zusätzen aus den I. Wolken vermehrt, herausgegeben habe:[1]) ‚So ward er [Aristophanes], nachdem er mehrere Jahre versucht hatte die alte Schuld zu zahlen, der Arbeit des Sisyphos müde und liess die Handschrift liegen, wie sie war. So kam sie, ein Theil der alten Wolken gestrichen, ein Theil der neuen vollständig ausgearbeitet, stellenweise Altes und Neues neben einander, an den, welcher das Stück, wie es heute ist, herausgab. Dass er, was ihm vorlag, in seiner wahren Natur als unfertig erkannte, wird Niemand bezweifeln: aber was sollte er thun? Sollte er das Gedicht zu vollenden versuchen, das der grosse Dichter nicht hatte vollenden können? Sollte er auslassen, was der Dichter noch nicht endgiltig gestrichen hatte? trotzdem, dass dadurch ein fertiges Stück doch nicht herzustellen war? Mit grosser, aber gerechtfertigter Pietät gegen Aristophanes glaubte er dem Publicum die Hinterlassenschaft nicht vorenthalten zu dürfen, die den Kampf der beiden Redner, eine der schönsten Partien in allen Werken des Dichters enthielt, und sie ganz so herausgeben zu müssen, wie er sie vorgefunden hatte, mit der einzigen Ausnahme, dass er einen erträglichen [!] Zusammenhang herzustellen suchte.' Allein musste es einerseits schon an sich bedenklich genug erscheinen, bei dem genialsten Komödiendichter aller Zeiten eine solche, wir dürfen wohl sagen lederne Art und Weise des dichterischen Schaffens vorauszusetzen; ihm überhaupt zuzutrauen: er habe unter Verhältnissen, die es ihm gewissermassen zur Ehrensache machten, die Gunst des allerfeinfühligsten Publicums von neuem zu erringen, die Umarbeitung des durchgefallenen Stückes in so schülerhaft unbeholfener Weise vorgenommen, dass er nur hier und da Flicken aufnähte oder Ecken wegschnitt ohne jegliches Gefühl für die totale Zertrümmerung aller individuellen Characteristik der Personen, so-

[1]) Th. Kock Einl. zu der Ausg. der Wo. §. 49. — Vgl. W. S. Teuffel Ausg. 1867 Einl. S. 8.

wie der einheitlichen Idee des Ganzen, so war es andererseits nicht weniger schwierig, sich mit der nebelhaften Persönlichkeit des fraglichen ‚Herausgebers' zu befreunden, der eben doch im Grunde nichts anderes war als ein bequemer litterarischer Sündenbock. In modernen Zeiten freilich möchte, wenn es sich um den nachgelassenen Papierkorb eines unserer Litteraturheroen handelte, die Sache den angedeuteten Verlauf genommen haben[1]), und litterarische Papierschnitzelsammler, die mit ihren indiscreten Publicationen das Bild so manches grossen Mannes verunstalten und in's Gewöhnliche herabziehen, finden ja leider noch täglich bei dem neugierigeren Theil des Publicums ihre Rechnung. Allein für die voralexandrinische Periode der griechischen Culturgeschichte dürfte die Voraussetzung einer so raffinirten, unnatürlichen litterarischen ‚Pietät' keineswegs rathsam erscheinen. Fehlt es doch nicht an Hinweisen, welche vielmehr auf einen gewissen Mangel an solcher Pietät — schon während der eigentlichen classischen Periode Griechenlands — schliessen lassen. Wir meinen insbesondere den Umstand, dass die Epigonen des Drama ohne Bedenken die Meisterwerke der älteren Dichter umgearbeitet auf

---

[1]) Vielleicht hat dem Urheber jener Ansicht das Schicksal von Hegel's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie vorgeschwebt. Anstatt nämlich eines der drei vorhandenen Hefte abzudrucken und die wesentlicheren Varianten der beiden anderen unter dem Texte anzugeben, hat bekanntlich der erste Herausgeber, K. L. Michelet, ein durchaus unwissenschaftliches und verwerfliches Verfahren eingeschlagen (er beruft sich dabei auf den analogen Zustand der überlieferten aristotelischen Schriften!) und ein blosses Contaminations-Machwerk hergestellt. Er bemerkt darüber (Ges. Werke XIII. (1833) Vorr. S. XI.: ‚Es blieb mir also, wenn Nebeneinanderstellung, um der Vermeidung der Wiederholung willen [!], nicht möglich war, nur die Wahl übrig, welche Darstellungsweise ich welcher vorziehen wollte. So habe ich bald der einen, bald der andern Vorlesung den Vorzug gegeben; sonst aber, wenn es ohne Wiederholung ging, aus mehreren zugleich aufgenommen. Die Aufgabe für den Herausgeber bestand hier überhaupt in der Kunst des Ineinanderschiebens und zwar nicht nur grösserer Stücke verschiedener Vorlesungen, sondern auch, wo es nöthig war, einzelner Sätze u. s. w.'

die Bühne brachten. In Athen wenigstens wurde erst ziemlich spät von Staatswegen durch eine authentische Sammlung der drei tragischen Meister der litterarischen Pietät die gebührende Rücksicht erwiesen. Nur wolle man aber nicht etwa gerade die Thatsache, dass ältere Dramen durch die späteren Dichter umgearbeitet und auf diese Weise Siegespreise gewonnen wurden, für den uns vorliegenden Fall geltend machen. An eine solche Umarbeitung durch Dichterhand kann hier schlechterdings nicht gedacht werden.[1]) Denn selbst ein ganz unfähiger Poet aus jener Zeit würde — falls er sich an die vollendeten Meisterwerke des grossen Komöden herangewagt hätte — seinem Zwecke gemäss doch wenigstens ein auf der Bühne darstellbares Stück geschaffen haben: diese Eigenschaft aber unseren Wolken zuzuschreiben, kennte höchstens den von allen Musen verlassenen Byzantinern einfallen. Unzweifelhaft hat daher F. Bücheler (Jahrb. f. Philol. 83 S. 683 f.) das Rechte getroffen, wenn er bemerkt: ‚Bedarf es noch eines Wortes, dass die zweiten [NB.!], die auf uns gekommenen Wolken nicht aufgeführt wurden, nicht aufgeführt werden konnten? Seltsam genug, dass der Herausgeber das Stück in dieser Form dem Lesepublicum vorführte; der Komiker musste hirnwüthig sein, welcher für dieses Gemisch zweier Dichtungen den Sieg verlangte'. Wir aber gehen getrost noch etwas weiter und behaupten: es war schon eine Versündigung an dem Andenken eines genialen Künstlers nicht minder als an dem Dogma des feinen athenischen Geschmackes, wenn man annahm, jenes Stück habe sich in dem Nachlass des

[1]) Man hat unter anderm auch vermuthet, der Sohn des Aristophanes, der Dichter Araros habe das Stück aus dem Nachlass des Vaters herausgegeben (S. den Anonym. περὶ κωμῳδ. bei W. Dindorf de vit. Aristoph. P. scen. graec. 1869, 25, 93, ferner die Stelle in dem Leben des Aristophanes ebendas. 75 und die bekannte Bemerkung der II. Hypothesis des Plutos). Allein wenngleich die Poesie des Araros schon von den Zeitgenossen als frostig bezeichnet ward (vgl. das Urtheil des Alexis bei Athen. III. p. 123 e), so berechtigt dies doch keineswegs, ihn für den Redactor oder gar für den Verfertiger eines ganz sinnlosen, unaufführbaren Stückes zu halten.

Aristophanes gefunden und irgend ein Dichter oder Litterat — und wäre er auch einer der schlimmsten Sorte gewesen — habe es gewagt, dieses Machwerk dem ‚Lesepublicum' [1]) des alten Athen vorzulegen, zumal in einer Zeit, wo eine ausserordentlich grosse Anzahl vorzüglicher dramatischer Kunstwerke vorhanden war. Weder ein Dichter noch ein Mensch von pietätvoller Gesinnung für die hellenische Litteratur, noch überhaupt ein Mensch mit der geringsten Spur von Geschmack und Einsicht kann einen solchen Unsinn begangen haben.

Wenn man nun aber bei der Feststellung der Autorschaft unserer III. Wolken weder an Aristophanes selber, noch an einen seiner Zeitgenossen denken darf, wenn selbst nach dem oben S. 81 ff. Bemerkten auch das Zeugniss der platonischen Apologie bei der Frage der Zeitbestimmung des Stückes nicht in Betracht kommen kann, erheischt dann nicht die bekannte, auf Eratosthenes und Kallimachos bezügliche Scholienstelle [2]) ganz gebieterisch, dass man die Entstehung desselben

---

[1]) Schon zeitig nämlich hat man sich hinter den gleichfalls unzulässigen Vorwand verschanzt, das Stück sei eine von Aristophanes nicht zur Aufführung, sondern für das ‚Lesepublicum' bestimmte Bearbeitung; vgl. Reisig ed. I. praef. p. IV. — Ranke de vita Ar. p. CCXCI. — Beer, Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristoph. S. 127 ff. und G. Hermann in der Beurt. dieser Schrift S. 76 (Dagegen W. Teuffel Rh. Mus. X. 2 23). — Fritzsche de fab. retr. IV p. 4 Anm. 3 muss wenigstens bei dem Herausgeber diese Tendenz voraussetzen. Neuerdings behauptete auch Göttling Ueb. d. Redact. der Wolken d. Ar. in den Berichten der sächs. Ges. d. W. 1856 S. 19: ‚sie [die 45 Verse der Parabasis] sind vielmehr offenbar vom Dichter bestimmt gewesen als ein Prolog des Dichters selbst für die Umarbeitung der Wolken zu dienen und sind als solcher auch noch besser zu verstehen, wenn die Wolken in dieser Umarbeitung nicht zu einer zweiten Aufführung auf der Bühne, sondern zum Lesen bestimmt waren.'

[2]) Schol. zu den Wolken 552: *δῆλον δὲ ὅτι πρότερος ὁ Μαρικᾶς ἐδιδάχθη τῶν δευτέρων Νεφελῶν.* [*Ἐρατοσθένης δέ φησι Καλλίμαχον ἐγκαλεῖν ταῖς διδασκαλίαις, ὅτι φέρουσιν ὕστερον τρίτῳ ἔτει τὸν Μαρικᾶν τῶν Νεφελῶν, σαφῶς ἐνταῦθα*

wenigstens in die voralexandrinische Zeit verlege? Dem Anschein nach allerdings! Und sogern wir auch das Ansehen der alexandrinischen Gelehrten vor dem Schimpf einer derartigen Düpirung bewahrt sehen möchten, so ist es doch nicht leicht, hier ohne weiteres Aufklärung zu schaffen.

Wie aber auch die Entscheidung über diesen Punkt ausfallen möge, immerhin ist doch von vornherein festzuhalten, dass sie auf das materielle Resultat unserer bisherigen Untersuchung keinen wirklich tiefgreifenden Einfluss üben kann. Ganz makellos war ja das kritische Renommé der Alexandriner bisher ohnehin nicht; sollte es daher sich als evident herausstellen, dass sie im vorliegenden Falle die uns überlieferten Wolken für echt gehalten haben, so werden wir darum keineswegs von unseren obigen Behauptungen in irgend einem Punkte abgehen müssen.

Anknüpfend an die in der Parabase unserer Wolken vorhandene Erwähnung einer Komödie von Eupolis, des Marikas, (551 ff.) findet sich nämlich in den Scholien die Bemerkung, Eratosthenes gebe an, dass Kallimachos die Didaskalien tadele, weil sie die Aufführung des Marikas in's dritte Jahr nach den Wolken verlegten, während hier in den Wolken doch deutlich gesagt sei, dass der Marikas vorher d. h. vor den Wolken aufgeführt worden. Es sei ihm aber entgangen, dass er (der Dichter) in den aufgeführten Wolken nichts derart erwähnt habe; wenn sich indessen jene Stelle in dem späterhin umgearbeiteten Stücke finde, so sei dies nicht anstössig.

εἰρημένου ὅτι πρότερον καθεῖται· λανθάνει δ'αὐτὸν, φησὶν, ὅτι ἐν μὲν ταῖς διδαχθείσαις οὐδὲν τοιοῦτο εἴρηκεν, ἐν δὲ ταῖς ὕστερον διασκευασθείσαις εἰ λέγεται, οὐδὲν ἄτοπον. αἱ διδασκαλίαι δὲ δῆλον ὅτι τὰς διδαχθείσας φέρουσι. πῶς δ' οὐ συνεῖδεν ὅτι καὶ ἐν τῷ Μαρικᾷ προτετελεύτηκε Κλέων, ἐν δὲ ταῖς Νεφέλαις (581) *λέγεται, εἶτα τὸν θεοῖσιν ἔχθρον βυρσοδέψην.*]] Die eingeklammerte Stelle fehlt im Rav. und Ven. *φησὶν* fehlt bei Teuffel ed. 1863 p. 11 und Ausg. 1867 S. 22.

Aus dieser Stelle hat man mit einer gewissen Berechtigung gefolgert, dass dem Kallimachos das bearbeitete Stück ganz allein vorgelegen habe und dass ihm die I. Wolken gänzlich unbekannt gewesen seien. Nun können dieselben aber in alexandrinischer Zeit noch keineswegs gänzlich verloren gewesen sein, wie ja schon aus dem Umstand hervorgeht, dass man später mit Berufung auf sie den Kallimachos zu widerlegen suchte. Der Letztere hat sie also entweder nicht herbeigesucht oder die vorhandenen nicht verglichen. Allein es fragt sich, ob man dem Begründer der wissenschaftlichen Litteraturgeschichte eine solche Leichtfertigkeit in der Ausübung seines speciellen Berufes ohne Bedenken zutrauen darf. Mit welchem Vertrauen soll man denn alsdann überhaupt seiner pinakographischen Thätigkeit, insbesondere seiner Bearbeitung der alten Didaskalien, auf welcher doch höchst wahrscheinlich der grösste Theil der späteren bibliographischen Werke der Alexandriner basiert war, fernerhin entgegenkommen? Hier haben wir es vielmehr ganz unzweifelhaft mit einem tiefer liegenden Schaden der Tradition zu thun.

Was zunächst die fraglichen Verse [1]) der Parabase betrifft, so ist unsere Ansicht über dieselben die, dass Kallimachos sie in den zweiten Wolken (nicht in den uns erhaltenen III.) vorgefunden habe. Erscheinen sie doch in unserer Bearbeitung überhaupt an einer Stelle, die mit grosser Zuversicht den I. Wolken abgesprochen werden darf. Dass sie aber, wie so viele andere Partien der II. Wolken, späterhin in das umgearbeitete Stück aufgenommen, dass sodann auch die Bemerkung des Kallimachos,

---

[1]) 551 ff.: *οὗτοι δ' ὡς ἅπαξ παρέδωκεν λαβὴν Ὑπέρβολος,* ‖ *τοῦτον δείλαιον κολετρῶσ' ἀεὶ καὶ τὴν μητέρα.* ‖ *Εὔπολις μὲν τὸν Μαρικᾶν πρώτιστος παρείλκυσεν,* ‖ *ἐκστρέψας τοὺς ἡμετέρους Ἱππέας κακὸς κακῶς,* ‖ *προσθεὶς αὐτῷ γραῦν μεθύσην, τοῦ κόρδακος οὔνεχ', ἣν* ‖ *Φρύνιχος πάλαι πεποίηχ', ἣν τὸ κῆτος ἤσθιεν.* ‖ *εἶθ' Ἑρμιππος αὖθις ἐποίησεν εἰς Ὑπέρβολον·* ‖ *ἄλλοι τ' ἤδη πάντες ἐρείδουσιν εἰς Ὑπέρβολον,* ‖ *τὰς εἰκοὺς τῶν ἐγχέλεων τὰς ἐμὰς μιμούμενοι.*

welche sich naturgemäss nur auf die aufgeführten II. Wolken bezog,[1]) in den Commentar, den irgend ein Grammatiker zu den III. Wolken anfertigte[2]), mit hineingetragen wurde, wäre die einfachste Lösung des Problems. Freilich ist aber mit dieser unserer Hypothese auch die weitere Annahme unzertrennlich verbunden, dass der Marikas des Eupolis nicht, wie man bisher aus der vorliegenden Scholienstelle folgerte, im dritten Jahre nach den I. Wolken, sondern im dritten Jahre nach den II. Wolken, das ist unter dem Archon Aristion Ol. 89, 4 aufgeführt wurde. Allein dieser Annahme steht, so weit wir bis jetzt ersehen können[3]), gar keine Schwierigkeit im Weg.

Aber Eratosthenes? Sagt er nicht ausdrücklich, dass nur in dem bearbeiteten, nicht in dem aufgeführten Stücke jene Stelle sich vorfinde? Erst in seinen Worten erschiene demnach die eigentliche Klippe für die Hypothese von der nachalexandrinischen Entstehung der III. Wolken! Wir stehen hier allerdings vor einer gefährlichen Stelle und es ist bekannt, dass mit ihr

---

[1]) Alsdann erklären sich auch sehr natürlich die Eingangsworte des Scholion: *δῆλον δὲ, ὅτι πρότερος ὁ Μαρικᾶς ἐδιδάχθη τῶν δευτέρων Νεφελῶν.*

[2]) Es ist nur eine ganz natürliche Consequenz unseres Standpunktes, wenn wir bei den Alexandrinern nicht blos die Bekanntschaft mit den aufgeführten I. und II. Wolken voraussetzen, sondern auch an die Existenz eines besonderen, alexandrinischen Commentars zu einem jeden dieser Stücke glauben. In dem später gefertigten Commentar zu den III. Wolken sind aber Bruchstücke aus diesen beiden enthalten. Ueber die Art und Weise der Entstehung dieses letzteren Commentars wird sich später einige Aufklärung geben lassen.

[3]) Man vergl. A. Meineke histor. crit. com. gr. p. 188 sq. — Alles Obige jedoch vorbehaltlich einer später vorzunehmenden Erörterung über die Echtheit sowohl der ganzen Parabasis als einzelner Partien derselben, da in ihr der Dichter auffallenderweise die Zuschauer in erster Person anredet und auch sonst noch zu mancherlei Bedenklichkeiten Anlass giebt. Wir haben uns bemüht, in dieser ganzen vorläufigen Untersuchung über die Wolken die Parabase möglichst aus dem Spiel zu lassen, indem sie nur dazu beiträgt, die ganze Frage noch mehr zu verwirren.

vor Zeiten schon von einem hochgemuten Kämpen der Aristophanesforschung[1]) ziemlich gewaltthätig verfahren wurde, welcher seltsamerweise behauptete: Eratosthenes habe sich seine Berichtigung des Kallimachos geradezu erdacht und zusammencombiniert. Denn darüber kann sich wohl Niemand mehr täuschen, dass die in dem Scholion gegebene Berichtigung auf Grund wirklicher Vergleichung zweier Wolkenkomödien erfolgte und dass also, wenn man die Berichtigung dem Eratosthenes beilegt, dieser mit vollem Recht und gestützt auf zuverlässige urkundliche Anhaltspunkte den Kallimachos corrigierte.

Stammt denn aber die Berichtigung wirklich von Eratosthenes? Sind wir unbedingt gehalten, sie gerade ihm und nur ihm zuzuschreiben?

Dass Eratosthenes den irrthümlichen Vorwurf des Kallimachos gegen die Didaskalien in seinen Schriften reproducierte, dass dieser Tadel sozusagen unter der Firma des Eratosthenes auch späterhin in die Scholien überging, steht fest. Dass man alsdann die in den Scholien sich anreihende angebliche Aufklärung des Sachverhaltes (λανθάνει δ'αὐτόν κτλ.) gleichfalls als Worte des Eratosthenes fasse, liegt nun allerdings nahe; aber wer nur einigermaassen mit der Textbeschaffenheit der Scholien vertraut ist, wird gewiss nicht behaupten wollen, dass eine Zusammenfassung der ganzen Stellen unbedingt nothwendig sei.

Unserer Ueberzeugung nach rührt vielmehr der letzte Theil des Scholion von einem späteren (byzantinischen) Grammatiker her[2]), welcher entweder als identisch mit dem oben erwähnten

---

[1]) F. V. Fritzsche in seinen Quaestt. Aristophan. 1835 (p. 104: *‚Contendo enim ille ego Comoediae vindex, qui Aristophanis defendendi multas habeam causas gravesque etc.*) p. 139. Anders freilich urtheilte F. später in den Comm. de fab. retr. II. 4; IV. 6, wo er zugiebt, dass Erat. die I. Wo. gekannt haben müsse.

[2]) In dieser Auffassung kann uns auch das augenscheinlich von irgend einem Scholiasten nach λανθάνει δ'αὐτὸν in den Text eingefügte Wörtchen ‚φησί' nicht beirren. Man hatte eben wohl schon frühzeitig eine der unserigen analoge Auslegung dieser Stelle

Grammatiker A, dem ersten Redactor der V. und VI. Hypothesis anzusehen ist, oder welcher ebenso wie dieser die I. und die III. Wolken zu vergleichen im Stande war. Da derselbe jene sechs Verse (551 ff.) der Parabase unseres Stückes in den von ihm zur Vergleichung herangezogenen I. Wolken selbstverständlich nicht vorfand, so glaubte er ohne Weiteres die Lösung des Kallimacheischen, von Eratosthenes überlieferten Zweifels[1]) gefunden zu haben und fügte demgemäss die obige Bemerkung an die Notiz des Eratosthenes an. Auf die einzig richtige Idee, die nämlich, dass Kallimachos (ebenso wie Eratosthenes und die übrigen Alexandriner) jene Verse in den II. Wolken gelesen[2]), und dass sie erst später aus diesen in das umgearbeitete (III.) Stück aufgenommen seien, verfiel der Grammatiker schon um deswillen nicht, weil er von dem Text dieser zweiten verloren gegangenen Wolken eben gar keine Kenntniss hatte, sie überhaupt bei seinem Calcül gar nicht in Betracht zog und weil sein ganzer Ideengang nun einmal in dem Irrthum befangen war, die überlieferten (III.) Wolken seien lediglich eine selbstständige Umarbeitung der ersten von der Hand des Dichters selber. Erst dann, wenn man auf Grund unserer Darlegung von dem Satze ausgeht, dass die III. Wolken im Wesentlichen eine Contamination der I. und II. sind, kommt

---

für möglich gehalten und ihr vorzubeugen gesucht. Da übrigens das ganze Scholion im Rav. und Ven. fehlt, so könnte jenes Wörtchen sogar erst von dem Herausgeber der Aldina eingefügt sein; — eine Annahme, für die es durchaus nicht an Präcedenzfällen mangelt

[1]) Derselbe mochte in den schon vor der Zeit jenes Grammatikers verfassten Scholien der III. Wolken etwa in der Fassung Ἐρατοσθ. — — — κἀθεῖται überliefert sein.

[2]) Ueber die sachliche Bedeutung des Widerspruchs zwischen den Didaskalien und den II. Wolken behalten wir uns eine eingehendere Erörterung vor. Wenn uns nicht alles trügt, so hatten die Didaskalien mit ihren Angaben über die Aufführungszeit des Marikas Recht; die betr. Stelle der II. Wolken (V. 553 ff.) dürfte sich dagegen als eine voralexandrinische Interpolation erweisen, die freilich von Kallimachos als solche nicht erkannt worden war.

also Sicherheit und Klarheit in alle einzelnen Verzweigungen dieser so schwierigen Frage, und es können demnach weder Eratosthenes noch Kallimachos bei unbefangener Erwägung der überlieferten Angaben als Zeugen für das hohe Alter der umgearbeiteten (III.) Wolken zugelassen werden.

Ganz beiläufig mag hier übrigens die Frage eingeworfen werden, ob nicht die Alexandriner, so sorgfältige und schätzenswerthe Untersuchungen ihnen in neuerer Zeit auch gewidmet worden sind, doch noch in manchen Punkten verkehrt beurtheilt werden, indem man, ähnlich wie im vorliegenden Falle, das specifisch alexandrinische Material nicht scharf genug aus den byzantinischen Umhüllungen und Interpolationen aussondert oder vielmehr wegen der Verderbniss der Ueberlieferung nicht immer auf den ersten Blick aussondern kann.

Wie weit wir nun aber, nachdem für die Entlastung der Alexandriner ein nicht unverächtliches Moment gewonnen ist, in die nachalexandrinische Periode heruntersteigen müssen, um den ungefähren Zeitpunkt der Entstehung der III. Wolken zu ermitteln, dazu wird erst der weitere Verlauf unserer Erörterung bestimmte Anhaltspunkte liefern. Aeussere Zeugnisse lassen sich, nachdem die Angaben des Diogenes, Quintilianus und Ailianos oben S. 83 f. ihre richtige Würdigung gefunden haben, kaum noch irgendwo gewinnen.

Einstweilen bleiben wir daher bei dem Ergebniss stehen, dass unser Stück in nachalexandrinischer Zeit verfasst scheint, und versuchen nun einmal von andern Punkten ausgehend den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Nur in dieser Weise, nur indem man bei der Voruntersuchung, statt in der einmal eingeschlagenen Richtung immerwährend zu verharren, lieber zum öfteren die Operationsbasis wechselt und auf immer neuen Bahnen zu dem dunklen, unbekannten Mittelpunkt der Schwierigkeiten vorzudringen sucht, kann es gelingen, auf diesem überaus ungünstigen Terrain sich rasch zu orientieren und einen wahrhaften Erfolg zu erringen.

Namentlich dürften wir keinenfalls, wie es wohl von Manchem gewünscht wird, sofort an die eingehende Detailuntersuchung der Wolken, an die wirkliche Zerlegung derselben in ihre einzelnen Bestandtheile, herantreten, da wir trotz der bisherigen Ergebnisse einen zur richtigen Auffassung der ganzen Frage noch viel zu beschränkten Gesichtskreis mitbringen und gleich den früheren Kritikern zahlreichen Hindernissen gegenüber in erfolglosem Abmühen Zeit und Lust verlieren würden.

Für die Schwierigkeiten, mit denen diese Untersuchung in der That zu kämpfen hat, bevor wir weiter gehen, hier noch ein Beispiel; dasselbe mag zugleich darüber Aufklärung geben, weshalb wir oben mit so grosser Zurückhaltung unsere Vermuthungen bezüglich der Vertheilung des Inhaltes der beiden aufgeführten Wolkenkomödien aufgestellt haben.

Wenn es nach der ganzen früheren Darlegung als ausgemacht gelten kann, dass das uns erhaltene Stück nicht von Aristophanes selbst verfasst ist; wenn es ferner höchst wahrscheinlich ist, dass es im Wesentlichen, in seinen Grundzügen eine Contamination von zwei aristophanischen Stücken ziemlich verschiedenen Inhaltes ist: wer bürgt uns denn dafür, dass der Bearbeiter sich auf eine Zusammenschmelzung jener beiden Wolkenkomödien beschränkt und nicht vielmehr auch von anderwärts her aus der grossen Zahl aristophanischer und nichtaristophanischer Komödien ähnlichen Inhaltes[1]) eine oder die andere Stelle entlehnt habe? Fürwahr, der Nichtswürdige, welcher mit kalter Teufelsfaust jene unsterblichen Kunstwerke des griechischen Dichters zertrümmerte, um Material für sein elendes Machwerk zu gewinnen, er mochte wohl auch vor dem kleinen Diebstahl aus anderen Stücken nicht zurückschrecken. Ist es aber überhaupt die erste Aufgabe der wissenschaftlichen Kritik, auch den auf

[1]) Man vgl. die Fragmente der Panoptai des Kratinos, der Kolakes des Eupolis, des Konnos des Ameipsias (mit dem Chor der Phrontistai) bei Mein. Fragm. com. gr. — und den Schol. zu Wo. 96.

den ersten Blick sehr wenig wahrscheinlichen Consequenzen ihrer Resultate bis auf eine gewisse Strecke sorgsam nachzugehen, so sind wir im vorliegenden Falle um so mehr zu solcher Nachforschung verpflichtet, als hier in der That einige gravierende Indicien vorliegen.

Wir heben einstweilen nur die interessante Parthie der Logoiscene (889—1104) hervor, des Glanz- und Kernpunktes der Wolken, wie man wohl gesagt hat. Pheidippides ist durch die Vermittlung des Sokrates in den sophistischen Unterricht gegeben. Er soll die Rechtsverdrehungskunst erlernen. Die beiden Logoi, in unserem Stück als der Gerechte und der Ungerechte bezeichnet, erscheinen auf der Bühne, geben sich genügend zu erkennen als Repräsentanten der stärkeren und der schwächeren Rede und beginnen alsdann, wie man der Natur der Sache gemäss erwartet, die Debatte über ein ächt eristisches Problem.[1]) Alles weist zu Anfang darauf hin, dass eine sophistische Redeübung zur Belehrung des Schülers vorgenommen werden soll. Es giebt keine Dike, behauptet der Ungerechte und sucht den Gegner, der sie bei den Göttern wohnen lässt, dadurch zu verblüffen, dass er betont, Zeus selber habe sich ja an dem eigenen Vater vergriffen. In diesem Moment, wo die Sache gerade anfängt interessant zu werden, tritt unversehens eine Veränderung ein; von V. 906 an kommt ein anderer Ton, ein anderer Gedenkeninhalt in die Debatte. Zunächst beginnt eine ebenso widerwärtige wie unmotivierte Schimpferei zwischen den Beiden, dann erfolgt der Hinweis auf die jugendverderbende Wirksamkeit des Ungerechten (916 f. 928), endlich eine kleine Balgerei um den Lehrling, in welche der Chor vermittelnd eingreift mit der Aufforderung, die Beiden sollten in geordneter Weise ihre Erziehungsmethode, der Eine die frühere altherkömmliche, der Andere die neue darlegen, damit der Zögling selber entscheiden möge, nach welcher Methode er unterrichtet sein wolle. Es bedarf kaum eines Wortes, um das Unverein-

[1]) Vgl. E. Zeller a. a. O. I. 767 ff., 778 ff.

bare dieser beiden Situationen hervorzuheben.[1]) Zuerst ist der Jüngling den Logoi zu gemeinsamer Unterweisung in der sophistischen Redekunst übergeben, er soll beide Logoi erlernen[2]); dann plötzlich, als ob noch gar nichts derart dagewesen sei, entsteht ein giftiger Streit zweier Schulmeister, des altmodischen und des modernen, darüber, wer von ihnen beiden den Schüler bekommen solle, — anstatt dass uns eine Scene vorgeführt würde ähnlich der in dem Dialog Euthydemos entwickelten, wo es sich in Gegenwart eines Schülers wirklich um die eristische Behandlung sophistischer Doctrinen und Spitzfindigkeiten handelt und wo dieser Schüler ganz naturgemäss auch in die Debatte hereingezogen wird.

Allein man sehe weiter. Der Gerechte beschreibt nun (961 ff.) das Wesen und die Vorzüge der altherkömmlichen, ehrbaren Erziehungsweise in jenen herrlichen Tetrametern, die von jeher Bewunderung erregten. Unter diesen lässt sich natürlich ein Vers wie 991[3]) sofort als ungehörige Einfügung erkennen. Denn hier sowohl wie in den einleitenden Worten der Entgegnung des Ungerechten[4]) (1038—1042) wird wieder Bezug genommen auf die Lehrer der sophistischen Eristik, den Hetton und

---

[1]) K. O. Müller, Gesch. d. gr. Litt. II. S. 236, Anmerk. 2: ‚Aristophanes macht, um beiden Redemanieren einen Gegenstand und Inhalt zu verschaffen [!?], diesen [den Kreitton] zugleich zum Vertreter der alten einfachen und züchtigen Erziehung, jenen [den Hetton] zum Helden der neuen üppigen und übermüthigen Jugend.‘

[2]) 882 ff. 1336. S. d. Anmerkung weiter unten.

[3]) *πρὸς ταῦτ', ὦ μειράκιον, θαρρῶν ἐμὲ τὸν κρείττω λόγον αἱροῦ.*

[4]) 1038 ff.: *ἐγὼ γὰρ ἥττων μὲν λόγος δι' αὐτὸ τοῦτ' ἐκλήθην ‖ ἐν τοῖσι φροντισταῖσιν, ὅτι πρώτιστος ἐπενόησα ‖ καὶ τοῖς νόμοις καὶ ταῖς δίκαις τἀναντί' ἀντιλέξαι. ‖ καὶ τοῦτο πλεῖν ἢ μυρίων ἔστ' ἄξιον στατήρων, ‖ αἱρούμενον τοὺς ἥττονας λόγους ἔπειτα νικᾶν.*

Kreitton, welche doch augenscheinlich nicht Vertreter zweier ganz verschiedener Erziehungsmethoden sein können, vielmehr beide gleichmässig auf dem Boden der modernen Jugendbildung stehen müssen.[1]) Jene einleitenden Verse würden vielleicht angemessen sein, wenn es sich darum handelte, dass die oben berührte eristische Debatte zwischen dem Logos hetton und kreitton fortgesetzt werde; allein nicht davon ist jetzt noch die Rede, sondern, wie gesagt, von der Exposition zweier verschiedener pädagogischer Systeme. Für sich betrachtet erscheinen die Verse 1038—1042 als eine in der Zeit des Aristophanes wenigstens sehr geschmacklose Aufklärung über das Wesen des Hetton; blickt man sodann noch auf den ganzen Zusammenhang, so darf man sie wohl ohne weiteres für Flickwerk des Bearbeiters erklären.[2])

Die eigentliche Erwiderung des Repräsentanten der modernen Pädagogik ist naturgemäss eine sophistische. Zuletzt versucht

---

[1]) Dass in den II. Wolken dies überhaupt vorausgesetzt war, ergiebt sich unter anderm auch aus dem Wunsche des Strepsiades 882: ὅπως δ' ἐκείνῳ τὼ λόγω μαθήσεται, τὸν κρείττον', ὅστις ἐστὶ, καὶ τὸν ἥττονα. Und dass hier nicht etwa ein Missverständniss auf Seiten des bornierten Strepsiades waltet, beweisen die Worte 886: αὐτὸς μαθήσεται παρ' αὐτοῖν τοῖν λόγοιν und die Bemerkung des Pheidippides 1336 ἑλοῦ δ' ὁπότερον τοῖν λόγοιν βούλει λέγειν, welche doch nur dann einen Sinn haben, wenn man es für selbstverständlich hält, dass ein studierter Sophist im Besitze beider Logoi sich befindet.

[2]) Man hat auf die nahezu gleiche Verszahl der beiden Kampfreden hingewiesen (W. Helbig Rh. Mus. XV (1860) S. 261, vgl. A. Rossbach und R. Westphal Griech. Metr. Leipzig 1856. S. 88 ff. 109 f., und somit auf eine vom Dichter beabsichtigte, genaue Responsion geschlossen; allein bei der grossen Unsicherheit, welche bisher noch in Hinsicht des Nachweises einer symmetrischen Gliederung innerhalb der aristophanischen Komödie überhaupt herrscht, — wir kommen später noch auf diesen Punkt zurück, — bei dem absoluten Mangel eines durchgängig erkennbaren und bewährten Erklärungsprincips, können wir jenem Umstande vorläufig keine allzu grosse Bedeutung beimessen. Jedenfalls wird er uns nicht hindern, dem

er den Neuling durch die glänzend geschilderten Vortheile einer frühzeitigen Emancipation der Jugend zu ködern und beseitigt auch den Einwand des Gegners, dass es doch keine grössere Schande gebe als die, für einen Euryproktos zu gelten, durch den Hinweis auf die in allen Berufsarten und Ständen gewissermaassen die Mehrzahl bildenden Kinaeden. Indessen ist hier die Sachlage wiederum nicht ganz einfach und klar. Zwar das hat man schon herausgefühlt, dass zwei Bedeutungen der Euryproktie eigenthümlich zusammengeworfen seien, nämlich die eine, auf der Raphanidosis, der Strafe des Ehebruchs, und die andere, auf der Kinaideia beruhende.

Befriedigend zu erklären aber vermochte man diese seltsame Zusammenwerfung zweier so verschiedener Begriffe bisher noch nicht. Dies wird erst dann möglich sein, wenn wir voraussetzen, dass hier wie überhaupt in der Logoiscene eine Verwebung und Zusammenflickung zweier Themata vorliegt; das eine möchte der Streitscene zweier Pädagogen (Adikos und Dikaios) angehört haben und sich gelegentlich auf die Euryproktie der Kinaeden bezogen haben, das zweite dagegen, welches unter anderm die Euryproktie der ertappten Ehebrecher ins Auge fasst, scheint aus der eigentlichen Debatte des Hetton und Kreitton entlehnt zu sein, in welcher schliesslich dargelegt worden, wie man mit Hilfe der Sophistik auch der Strafe des Ehebruchs entgehen könne. In welcher Weise hier aber im Detail das künstliche Gewebe des Bearbeiters zu lösen sei, das muss der späteren Bearbeitung vorbehalten bleiben.

Nicht das unbedeutendste Moment für unsere Auffassung liegt in den Schlussworten der ganzen Scene. Der Vertreter der altehrbaren Zucht ruft aus (1102 ff.): ‚Wir sind besiegt! Wohlan, ihr Kinaeden, empfangt meinen Mantel, denn ich gehe zu euch über.' Gross war auch hier von jeher die Verlegenheit

---

Einfüger und Bearbeiter dieser Scene eine Reihe von Aenderungen zuzuschreiben, die sich wohl als die unumgänglichsten Consequenzen des Contaminationsversuches ihm gleichsam von selber aufdrängen mussten.

der Erklärer über diesen drastischen Ausgang, mannichfaltig die Art, wie sie die Sache plausibel zu machen suchten.[1]) Wir begnügen uns einstweilen einfach unsere Auslegung zu geben. Der Vertreter der alten Erziehung, der Dikaios, (nicht der sophistische Hetton) befindet sich der Partei der modernen Pädagogik gegenüber, einer Art von philosophischer Clique, die er hier mit dem Worte κινούμενοι (= κίναιδοι) anredet. Der Wortführer dieser Partei, der Adikos, hat mit der Darlegung seines Systems gesiegt; der Schüler, um welchen beide sich gestritten hatten, fällt natürlich den Siegern zu. Aber auch der altmodische Pädagog selber giebt seinen unhaltbaren Standpunkt auf und tritt in die gegnerische Secte ein, indem er als Symbol seines Uebertritts den Kinaeden seinen Mantel übergiebt. Dass das Alles Dinge sind, die im Verlaufe des eigentlichen sophistischen Unterrichts, wie er in den II. Wolken vorauszusetzen ist, durchaus nicht vorkommen können, ist einleuchtend. Hier bedurfte es schlechterdings gar keiner Debatte mehr über die Frage, ob die alte Methode, ob die neue sophistische den Vorzug verdiene. Pheidippides ist den Sophisten zur Unterweisung in ihren Künsten übergeben worden. Wie kann nun auf einmal innerhalb der Sophistenschule ein Vertreter der alten Pädagogik auftauchen, um den Schüler seinen verordneten Lehrern wirklich streitig zu machen? Oder soll man etwa im Ernste annehmen, dieser Principienstreit sei von den Sophisten selber zur Belehrung des Schülers arrangiert, sei ein Theil ihres Unterrichts? Gerade der ernsthafte Schluss der Scene zeigt aber doch, dass es sich hier nicht blos um ein didactisches Scheingefecht, sondern um einen wahrhaften und tiefergehenden Principienkampf, kurz dass es sich um einen selbstständigen drama-

---

[1]) Bei der bisherigen Auffassung scheint noch am natürlichsten die Erklärung von W. Teuffel Ausg. 1867. zu 1104: ‚Um schneller davon laufen zu können, wirft er sein ἱμάτιον unter das Publicum hinein, springt in die Orchestra hinab und zu einem Seiteneingang hinaus.' Aber warum musste er denn in so abnormer Weise die Bühne verlassen?

tischen Stoff handelte. Es kann sonach mit einiger Berechtigung die Vermuthung geäussert werden, dass in dieser so sehr gerühmten und bewunderten Logoiscene Dinge zusammengemischt seien, welche kaum eine äusserliche, oberflächliche Aehnlichkeit besitzen.

Wer mit den aristophanischen Fragmenten genauer bekannt ist, für den bedarf es wohl keines weiteren Winkes mehr.

Die Situation ist nämlich hier genau dieselbe, wie sie, den erhaltenen Fragmenten nach zu schliessen, in den Daitaleis[1]), dem frühesten Stücke des Aristophanes, vorgekommen war: Streit zwischen den Vertretern der alten und neuen Erziehungsmethode, Sieg der letzteren, und es erscheint uns demnach geboten, in der Specialuntersuchung auch den Punkt ins Auge zu fassen: ob nicht etwa der Bearbeiter diese Glanzstelle der Daitaleis gerade da in sein Wolkenmachwerk eingefügt habe, wo in den II. Wolken die eristische Debatte des Kreitton und Hetton ihren Anfang nahm.[2]) Dass bei einer solchen Herübernahme jene vortreffliche Scene der Daitaleis nicht durchaus intakt geblieben, vielmehr Manches aus der ähnlichen Streitscene der II. Wolken ihr eingefügt ward, wäre unter diesen Umständen ebenso selbstverständlich, als dass die eigentliche eristische Debatte der II. Wolken der Hauptsache nach vom Bearbeiter beseitigt werden musste.

Wir hätten also, falls diese unsere Ansicht über die Logoiscene sich bewährte, die interessante Erscheinung einer dop-

---

[1]) F. V. Fritzsche de Daetalensibus Aristoph. comment. Lips. 1831.

[2]) Wir verweisen hier einstweilen noch auf die Stelle V. 894 f., welche ganz parallel ist mit 899 f. Auch noch ein Anderes fällt sogleich auf. V. 1085 erklärt der Dikaios, er wolle, wenn er überführt sei, sich ruhig zufrieden geben. V. 1103 f. aber kündigt er ganz feierlich seine Unterwerfung an. Ersteres passte für den sophistischen Redekampf, letzteres für den pädagogischen Principienkampf.

pelten Contamination anzuerkennen, und es dürfte aus diesem einen Beispiele zur Genüge erhellen, mit welch unerwarteten Schwierigkeiten ein eingehender ernstlicher Versuch der Reconstruction der I. und II. Wolken verbunden ist.

Man wird daher einerseits die Zurückhaltung berechtigt finden, mit der wir oben verfuhren, anderseits es auch nicht für unbillig erklären, wenn wir von dem Leser verlangen, dass er vor dem Eintreten in die Specialuntersuchung der Wolken uns behufs der nothwendigen ‚Erweiterung des Gesichtskreises' auf einem kurzen kritischen Streifzug durch die übrigen Stücke des Aristophanes folge.

Auf die erhaltenen elf Komödien gestützt, behauptet man bekanntlich, es sei dem Aristophanes durchaus nicht auf sorgfältige Characteristik, Einheit der Handlung und Durchführung bestimmter einheitlicher Grundideen angekommen, und seit Jahrhunderten[1]) hat diese dogmatisch fixierte Vorstellung von der Unfähigkeit eines im Alterthum so sehr gerühmten Dramatikers

[1]) In der alten, aber auch heutzutage noch recht lesenswerthen Characteristik des Aristophanes in den Nachtr. zu Sulzer's allgem. Theorie der schönen Künste VII. S. 143 heisst es: ‚Schon die Unsicherheit, die bei der Erforschung und Beurtheilung des Zwecks der aristophanischen Komödie obwaltet und früher von mir berührt worden ist, hat vielleicht in mehreren Lesern den Gedanken erregt, dass der Dichter auf die Anordnung und den inneren Zusammenhang seiner Stücke keinen sonderlichen Fleiss verwandt haben müsse, und so findet es sich auch in der That. Die Gesetze, welche Sophocles und Euripides für die Tragödie entwarfen, Menander auf das Lustspiel übertrug, und die neueren Kunstrichter als wesentlich für das Drama betrachten, sind schlechterdings auf Aristophanes' Versuche nicht anwendbar. Diese sind, von Seite der Zusammensetzung formlose Gestalten, deren Theile schlecht, oft so wenig in einander greifen, dass sie ganz verschiedenen Körpern anzugehören scheinen. In einigen passt das Vordere nicht zum Mittleren und das Mittlere nicht zum Hinteren; in anderen, wo die Verbindung weniger locker ist, fügen sich doch die Scenen mehr an einander, als in einander; aus keinem geht ein durchdachter Plan, oder eine wohlgeordnete Handlung hervor.' Vergl. ebend. S. 150, 152.

gleich einem drohenden Gespenst die Pioniere der ästhetischen Kritik nicht nur von einem tieferen Eindringen in die technischen Fragen dieser Dramen zurückgescheucht, sondern sie auch abgehalten, den für alle hellenischen Kunstschöpfungen allein gültigen Maasstab der höchsten Formvollendung bei Aristophanes in Anwendung zu bringen. Wir aber, durch keinerlei conventionelle Aengstlichkeit und abergläubische Devotion zurückgehalten, sind ‚lüstern, ein Wort mit diesem Geist zu reden.‘

2. Der Plutos.

Das unter dem Namen Plutos erhaltene Drama des Aristophanes pflegt als eine Art von Uebergangsstück zwischen der alten attischen Komödie und der mittleren angesehen zu werden, und es ist bezeichnend, dass gerade dieses schwächste, verwaschenste, witzloseste Product der angeblich aristophanischen Muse, dies Mittelding, das weder Fisch noch Fleisch ist, von den Zeiten der späteren Byzantiner an bis in den Anfang unseres Jahrhunderts mit besonderer Vorliebe tractiert wurde.[1]) Fehlt ihm doch anerkanntermaassen zum grössten Theil alles das, was man sonst als Vorzüge der aristophanischen Komik hervorhebt, der geniale Schwung der Phantasie, die gewandte kraftvolle Sprache, der durchschlagende Witz, die Originalität der Figuren.

---

[1]) (Fr. A. Wolf) Aristophanes' Wolken. Griech. und deutsch. Berlin 1811. Vorr. S. III: ‚Man las bisher zu diesem Zwecke [als Einleitung zu unserm Dichter] vor anderen den Plutus, der durch leichteres Verstehen und unschuldigeren Witz dem neueren Geschmacke sich empfahl. Aber eben in dergleichen Vorzügen spricht sich nicht zur Hälfte seiner Kraftfülle der eigenthümliche Genius des Dichters aus; es sei nun, dass ihn damals höheres Alter oder eine strengere Theatercensur beschränkte, oder dass der Plutus uns in einer allzu gezüchtigten Bearbeitung übrig blieb, oder dass Aristophanes an derselben gar weniger Antheil hatte als einer von seinen Söhnen, der frostige Araros, unter dessen Namen, wie erzählt wird, die spätere Aufführung geschah.‘

Man empfindet sofort, wie sehr es, gegen ältere Stücke gehalten, abfällt. ‚Dabei ist aber diese Veränderung keineswegs durchgängig, so dass etwa schon die neue Gattung ebenmässig ausgebildet vor uns stände; **stückweis** fühlt man sich noch ganz vom Hauche der alten Komödie umweht und man kann sich der traurigen Ueberzeugung nicht erwehren, dass der geniale Komiker die Blüthezeit seiner Kunst überlebt und dadurch in seiner Kunst selbst unsicher und ungleich geworden war' [!]. Diese Bemerkungen eines angesehenen Beurtheilers [1]) der griechischen Litteratur sind in der That völlig zutreffend und von einem feinen Gefühl für das Wesen der antiken dramatischen Kunst eingegeben, ohne dass sie indess bisher dazu beigetragen haben, den über der aristophanischen Ueberlieferung gelagerten Nebel verschwommener ästhetisch-kritischer Anschauungen irgendwie zu lichten.

Eine alte Hypothesis (II.) berichtet, dass das Stück unter dem Archon Antipatros (Ol. 97, 4 = 388) aufgeführt sei; es geht aber auch aus den Scholien zu Plut. 173 und zu den Fröschen 1093 hervor, dass schon zwanzig Jahre früher Ol. 92, 4 (408) eine erste Aufführung des Plutos stattgefunden haben muss. Vorhandene Citate von ungefähr einem halben Dutzend von Stellen, welche sich heutzutage in unserem Stück nicht mehr finden, mussten — bei der bisherigen Auffassungsweise — natürlich zur Bekräftigung jener Nachricht dienen. Schwierigkeiten kommen nun aber in diese Sachlage hauptsächlich erst durch den Umstand, dass in unserem, laut Angabe der Hypothesis Ol. 97, 4 aufgeführten Stücke, dem II. Plutos, auch ein paar Stellen vorkommen, von denen die alten Scholiasten wissen wollen, dass sie ‚aus dem II. Plutos entnommen' seien, wie sie sich denn überhaupt mehrfach ganz unzweifelhaft so ausdrücken, als ob das vorliegende, von ihnen commentierte Stück selber der I. Plutos sei. [2]) Man könnte geneigt sein, daraus zu

[1]) K. O. Müller, Geschichte der griechischen Litteratur. II³, S. 253.

[2]) 1146. 115. 119. 173. 179 (vgl. Hemsterh. z. d. St.). 972.

schliessen, dass schon in sehr früher Zeit eine gewisse Verwirrung in die Ansichten über den Zustand dieser Komödie gekommen wäre und dass das Verhältniss, in welchem die beiden Recensionen, um vorläufig einmal diesen Ausdruck zu gebrauchen, zu einander standen, die Aufmerksamkeit der Erklärer schon damals gefesselt habe. Allein damit wäre an und für sich doch wenig gewonnen. Zwar waren auch schon die früheren unter den Herausgebern der neueren Zeit, so L. Kuster, R. F. Ph. Brunck, Tib. Hemsterhusius, zu der Ueberzeugung gelangt, das uns erhaltene Stück müsse aus beiden Recensionen zusammengearbeitet sein; allein der Sinn für höhere Kritik war bei ihnen überhaupt noch so wenig entwickelt, dass man (ähnlich wie bei der Wolkenfrage) ungeachtet jener Inconvenienzen sich keineswegs zu einer tieferen Ergründung des eigentlichen Sachverhalts angeregt fühlte. Oder kann sich etwa die harmlose Selbstgenügsamkeit einer ganz unkritischen Sinnesweise deutlicher aussprechen als es in einer Bemerkung Brunck's zu V. 115 geschieht: [Fabula] *‚quam habemus nec prior nec posterior est, sed e duabus a Grammatico quodam vetustissimo concinnata. Nobis melius esset, si priorem intemeratam haberemus cum choricis cantibus omnibus.'* Zwar scheint Tib. Hemsterhusius die Schwierigkeiten der Frage tiefer empfunden zu haben; aber sein zu V. 115 gegebenes Versprechen einer eingehenderen Untersuchung des Sachverhaltes [1]) ist unseres Wissens niemals erfüllt worden.

Ohne einen durchgreifenden höheren Gesichtspunkt zu besitzen, begnügte man sich daher meistens, die Schwierigkeiten einzeln mit einer Art von bequemem Schaukelsystem hinüber und herüber zu werfen.[2]) Im Ganzen ging man aber bei der

[1]) *de duplici vero Pluto et Scholiis ad utramque fabulae editionem diversis, quia res est paulo difficilior nodoque non uno intricata, alibi de industria latius agemus.'* Wir machen hier nur beiläufig darauf aufmerksam, dass diese älteren Herausgeber auch ohne Arg eine Contamination der Scholien voraussetzten; später wird dieser Punkt ausführlicher besprochen werden.

[2]) s. z. B. Brunck zu Plut. 960.

Voraussetzung einer Contamination nicht über die ziemlich harmlose Annahme hinaus, dass dieselbe sich nur auf wenige vereinzelte Verse beziehe, dass dagegen der wesentliche Inhalt beider Ausgaben derselbe wäre.[1])

Es ist das Verdienst des scharfsinnigen Kritikers Franz Ritter,[2]) zuerst die schwierige Sachlage wenigstens in ihrem ganzen Umfang dargestellt und auf die Bedeutsamkeit der Frage hingewiesen zu haben. In seiner, hinsichtlich der Methode musterhaften Abhandlung suchte er zu erweisen, dass Inhalt und Sprache unseres Stückes den Character der mittleren Komödie trügen, dass die Chorgesänge beschränkt und an ihre Stelle bei der Aufführung kleine, vom Dichter eingelegte und auf seine Kosten eingeübte Zwischenactslieder getreten seien, die derselbe indessen späterhin bei der Veröffentlichung des Stückes weggelassen habe und dass, da auch das der mittleren Komödie eigenthümliche parodische Element stark hervortrete, dagegen die Zahl der persönlichen Angriffe auf bekannte Männer gering sei, da sodann eine Reihe von Stellen unzweifelhaft nur der zweiten Recension angehören könne (p. 50), da ferner eine Stelle, welche sich jetzt nicht mehr vorfindet, ausdrücklich aus Plutos I citiert werde,[3]) da endlich die Anspielungen auf die Zeitereignisse sich vorzugsweise auf die Zeit vor Ol. 97, 4 beziehen, — dass also nach alledem das vorhandene Stück jedenfalls der II. Plutos sein müsse, welcher sich von der ersten Komödie dieses Namens, bei einer grossen Aehnlichkeit des beiderseitigen Themas, doch sehr wesentlich unterscheide (p. 61). Das ältere Stück leuchte in der vorhandenen Umarbeitung, dem II. Plutos, noch durch (p. 70), wie aus einigen historischen Anspielungen hervorgehe (114—116, 170, 208—210, 256, 348, 350—355, 946—950). Was aber im Grunde den Dichter zu einer so eigenthümlichen Umgestaltung des Stückes

---

[1]) G. H. Bode. Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Hellenen. II. Th. S. 354.

[2]) *De Aristophanis Pluto diss. Bonnae 1828.*

[3]) Schol. zu den Fröschen 1093.

nach Verlauf von zwanzig Jahren bewogen habe, dafür werden nur sehr unzureichende Gründe vorgebracht.[1]) Auch ist hervorzuheben, dass es F. Ritter keineswegs gelang, die beiden Stellen (115. 119) genügend zu erklären, zu welchen die Scholiasten bemerken, dass in dem II. Plutos eine andere Fassung sich fände, ein Umstand, von dem doch in unseren Handschriften, in unserem Stücke, dem angeblichen II. Plutos, sich durchaus nichts nachweisen lässt. Hier ist offenbar die Achillesferse des tapferen Kritikers und keinerlei künstliche Deckung[2]) vermag ihn in diesem Punkte gegen den Todespfeil zu schützen. Die Annahme eines blossen Zufalls, einer Abschreiberwillkür ist hier denn doch nicht ausreichend. Wer Augen hat zu sehen, der muss im vorliegenden Falle jener ungezwungenen Auffassung eines L. Kuster, Tib. Hemsterhusius und R. Brunck beipflichten, wonach nicht allein das vorhandene Stück aus beiden Plutoskomödien contaminirt ist, sondern auch die ursprünglichen, zu beiden Stücken vorhandenen Scholien in eins zusammengearbeitet worden sind.

Gerade die unreflectierte, rein sachliche, aller der folgenschweren Consequenzen uneingedenke Unbefangenheit, mit der

---

[1]) p. 77: *Primum enim, cum Ol. XCVII. an. 4. ipse docere fabulam vellet, aliique eius comoediam spectare cuperent, ac nova forte deesset: nulla ex fabulis suis iam editis Pluto aptior poetae visa est etc. — — —. Magna pecuniae vis post viginti annos plurimis modis cognita erat: Lysander pecunia bellum Peloponnesiacum finiverat, pecunia conducti illi decies mille Graecorum et potissimum Lacedaemoniorum milites una cum clarissimo quoque Graeciae duce virisque prudentissimis Asiam peragraverant; pecuniae causa Agesilaus Asiae urbes invaserat diripueratque; pecunia Persarum adiutus Conon classem Peloponnesiacam ad Cnidum prostraverat etc. etc.*

[2]) p. 54: ‚*Annotatio illa facta est ab antiquissimo grammatico vel potius ex eo conscripta, qui aut utramque Pluti editionem possidebat, aut quod verisimilius est, utriusque fabulae collationem nonnullis in locis institutam legebat: is autem, cum hanc annotationem scriberet, versum illum, ut legebatur in Pluto priore, in exemplum suum recepit, ut annotationis verba ad marginem scripta statim melius intelligerentur [!], atque inde hunc prioris Pluti versum in libros nostros qui exhibent posteriorem irrepsisse coniicio.*'

jene drei Herausgeber hier ihre Meinung aufstellen, ist in unseren Augen eine Bürgschaft des realen Werthes derselben. [1]) Das Ritter'sche Ergebniss dagegen, obwohl es von den späteren Beurtheilern und Herausgebern fast ausnahmslos anerkannt wurde, [2]) lässt sich nun einmal mit der vorhandenen Sachlage nicht völlig in Einklang bringen und es ist daher nur zu bedauern, dass C. F. Hermann [3]) ganz ohne weiteres auf Ritter's Ergebnissen fussend, die Untersuchung weiterzuführen unternahm. Es konnte ihm unter diesen Umständen natürlich nicht, wie er gehofft hatte, gelingen, die Bedeutsamkeit der unabhängig überlieferten Fragmente abzuschwächen und den Nachweis zu führen, [4]) dass sich nur eine geringe Verschiedenheit zwischen beiden Recensionen voraussetzen lasse.

Veranlassung zu dem Hermann'schen Versuch gab aber wohl hauptsächlich die Erkenntniss, dass in Folge der scharfen und bestimmten Darlegung Ritter's die zweite Bearbeitung leicht

---

[1]) Man erwäge ausserdem die schwachen Einwendungen F. Ritter's p. 49: — — *et inde sequitur a nobis legi aut posteriorem, aut fabulam ex utraque, priore et posteriore, ab aliquo grammatico concinnatam. Sed hoc posterius non solum caret auctoritate, sed etiam omni probabilitate. Scire enim nemo et ne divinare quidem potest [!?], quis fuerit ille grammaticus, quando vixerit, quibus rationibus adductus ad illam operam accesserit, qua denique ratione in suo instituto versatus fuerit. Deinde vel maxime mirandum esset, si quis alius, ex duabus Aristophanis comoediis unam conficiens, talem fabulam, qualis est Plutus, tam apte composuerit, ut nihil inepti nihilque repugnans [!?] in ea appareat.*' Und darauf hin bemerkt seltsamerweise C. F. Hermann Ges. Abhandl. S. 45: ‚Wohl hat H. Ritter mit überzeugender Sicherheit nachgewiesen, dass unser Stück, der II. Plutos, nicht etwa ein Gemisch beider Bearbeitungen sei.'

[2]) So auch hinsichtlich seiner Ansicht über den zweiten Plutos von B. Thiersch Arist. Plut. Lipsiae 1830 prolegg. p. CDLIII. n. 1. Verkehrterweise behauptet aber Thiersch nun auch (p. CDLXIX): *‚Sive nunc Plutus superstes est prior, sive posterior, alterutra tota est; posteriorem esse nunc ex consilio manifestum est etc.'*

[3]) Ueber den I. Plutos des Arist. Ges. Abhandl. S. 39 ff.

[4]) Namentlich gegen F. Ritter p. 61, C. F. Ranke de Arist. vita p. CCXCIV und F. V. Fritzsche quaestt. aristoph. p. 111.

als eine der Künstlerehre des Aristophanes sehr wenig zuträgliche Schöpfung angesehen werden konnte. Es galt also eine Art indirecten, freilich eigenthümlichen Rettungsversuches, indem nachgewiesen werden sollte, dass die zweite Recension überhaupt nur ganz wenige Aenderungen erfahren und demnach nicht wohl mangelhafter habe sein können als die erste.

Aber die Ehre des Aristophanes dürfte sich doch auch ohne dieses Hilfsmittel auf directe und im Ganzen ziemlich einfache Weise retten lassen.

Fragt man nach der Grundidee, nach der Tendenz des Plutos, so vermögen die bisherigen Beurtheiler durchaus keine befriedigende Antwort zu geben.[1]) Aehnlich wie die Komödie der Vögel spottet auch der uns erhaltene Plutos in dieser Beziehung der sorgfältigsten, systematischsten Bemühungen.

Aber zu welchem Zweck kommt denn der Gott Plutos hier auf die Bühne? was thut er? welche Handlung hilft er zu Stande bringen?

Auch auf diese Frage giebt es keine klare, einheitliche Antwort. An einigen Stellen[2]) ist von der Absicht einer gleichmässigen Vertheilung des Reichthums die Rede, von einer Beglückung aller Menschen ohne Unterschied; es wäre also eine Art von socialistischer Tendenz in dem Stücke vorauszusetzen. Anderwärts[3]) dagegen ist ganz unzweideutig die Idee einer Belohnung der Gerechten und Frommen mit Hilfe des von seiner Blindheit geheilten Gottes Plutos aufgestellt, und wirklich erscheint im weiteren Verlauf ein Biedermann auf der Bühne, der jenem Plane gemäss plötzlich reich geworden, sowie bald darauf auch ein Bösewicht, der ebenso plötzlich all sein Geld verloren hat, sobald Plutos geheilt war. Hiernach läge also offenbar auch eine moralische Tendenz unserem Stücke

---

[1]) Ganz besonders gilt dies von der Ansicht, welche B. Thiersch a. a. O. prol. p. CDLVII. über die Tendenz des Plutos aufstellt.

[2]) 510 f. 460 f. 1177 f. 225. 262. 285 f. 341, vgl. 520 ff.

[3]) 87 ff. 95 ff. 475. 490 ff. 627 ff.. 751 ff. 774 ff. 804 f. 825 f. 856 ff. 869.

zu Grunde. Diese beiden Richtungen, die socialistische und die moralische, lassen sich aber selbstverständlich unter keinerlei einheitlichen Gesichtspunkt stellen und es kann daher auch nicht daran gedacht werden, dass Plutos bei seiner ganzen Wirksamkeit etwa beide zugleich verfolgt habe. Zudem steht mit der letzteren das Erscheinen der personificierten Armuth, der Penia, wenigstens wie es hier im Stücke motiviert ist, in ganz unvereinbarem Gegensatz: Wie kann, wenn nur die Guten, also ein sehr geringer Bruchtheil der Menschen (vgl. 98 f. 110 f.), bereichert werden sollen, in diesem Plan zugleich die Absicht eingeschlossen sein,[1]) dass die Penia für immer aus dem Lande vertrieben werde? Hätte sie denn nicht auch unter dem neuen, lediglich auf die Moral basierten Regime des Plutos das Recht und sogar die Pflicht zu existieren? Andererseits aber ist ihre Vertreibung augenscheinlich eine unvermeidliche Consequenz jener anderen, auf die Bereicherung aller Menschen gerichteten Tendenz, indem die Erreichung dieses Zieles eben nur dann möglich ist, wenn Penia gänzlich beseitigt worden. Wie will man ferner jene moralische Tendenz, der zufolge der Reichthum nur zur Belohnung der Guten und Frommen verwandt würde, mit dem nichts weniger als moralischen Vorhaben einer Aushungerung und schmählichen Demüthigung der Olympier,[2]) welche gerade mit Hilfe des Plutos bewerkstelligt werden soll, in Einklang setzen?

Und nun das factische Aufhören der Opfer selbst, von dem gegen Ende unseres Stückes (1113 ff. 1177) berichtet wird? Zwar, wenn Alle mit Glücksgütern gesegnet sind, dann ist wiederum diese Idee eine berechtigte, denn alsdann braucht man, wie im Stücke selber auseinander gesetzt wird, auf die Götter keine Rücksicht mehr zu nehmen; wie aber verträgt sie sich mit der anderen Voraussetzung, dass nur die Guten bereichert werden sollen? können und müssen alsdann nicht neben dieser

---

[1]) 462 f. 429 f., vgl. 434. 605.

[2]) 124 ff. 141 f., vgl. 200 f. und am Schlusse die Hermes- und die Priesterscene.

zuletzt genannten Neuerung die Opfer für die Götter ungestört fortdauern?

Solcherlei Fragen und Einwendungen würden ehedem allerdings mit Achselzucken aufgenommen und als splitterrichterliche, hausbackene, doctrinäre Klügeleien abgeurtheilt worden sein; nach den Ergebnissen unserer bisherigen Untersuchung wird man indessen eher geneigt sein, auf Grundlage jener Einwendungen eine genauere Prüfung des Stückes zuzulassen.[1])

Es ist klar, wo hinaus alle diese kurz angedeuteten Spuren uns weisen. Eine Contamination zweier Komödien liegt uns auch in dem angeblich aristophanischen Plutos vor, und zwar nicht etwa eine Contamination, wie die älteren Herausgeber sie sich vorstellten, das heisst eine auf wenige Verse oder kleinere Stellen sich beschränkende Verunstaltung, sondern eine ganz gründliche Durcheinanderwirrung zweier wesentlich verschiedener Stücke, ja eine so durchaus unkünstlerische Verarbeitung eines völlig heterogenen Materials, dass man unter keinen Umständen an eine etwa von Aristophanes selber besorgte Diaskeuase denken kann.

Versuchen wir nun in kurzen Zügen die Entwirrung dieser Verderbniss darzulegen.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit ergiebt sich aus dem Obigen, dass in der einen Komödie die socialistische Tendenz einer

---

[1]) Zufällig finden wir kurz vor Beginn des Druckes an einer Stelle, die wir ehedem wohl allzu flüchtig überschlagen haben dürften, eine höchst erfreuliche Bestätigung unserer Ansicht. A. v. Bamberg hat in der Anzeige von H. J. Heldermann de Aristophanis Pluto in den Jahrb. f. class. Phil. 1867. schon auf den Widerspruch der beiden in V. 475 und 510 enthaltenen Grundgedanken, der ungerechten und der ungleichen Vertheilung des Reichthums, der Idee einer Aristokratie der Tugend und der Idee des Communismus, hingewiesen. Leider ist dieser gründliche Aristophanesforscher hauptsächlich durch die Partie 415—618 abgehalten worden, seinen richtigen Gedanken bis in die letzten Consequenzen zu verfolgen; auch in seinen Exercitationes criticae in Aristophanis Plutum. Berol. 1869 findet sich nichts, was auf eine Wiederaufnahme und Weiterführung desselben schliessen lässt.

Beglückung aller Menschen durch den Gott Plutos eine Hauptrolle spielte, während in der andern ein moralisches Thema, die Bereicherung der Guten, zu Grunde lag. Wer über die Eigenthümlichkeit und das Wesen der griechischen Komödie ein Urtheil besitzt, wird keinen Augenblick anstehen, das erstere Stück demgemäss der älteren attischen Gattung zuzuweisen, das zweite dagegen der jüngeren, welche man in eine ‚mittlere' und eine ‚neue' zu sondern pflegt.

Aber der auf diese Weise in den beiden Grundideen gewonnene Anhalt ist nicht der einzige. Uns dünkt, es sei ganz unmöglich, bei aufmerksamem Durchlesen auch die ausserordentliche Verschiedenheit der zweierlei Bestandtheile an Ton, Ausdrucksweise und Haltung zu verkennen.[1])

Genialer Schwung und fade Schlappheit, gedrungene Darstellung und nichtssagende Breite, blühendes Colorit und welke Farblosigkeit des Ausdrucks- und der Characterschilderung grenzen hier an einigen Stellen so hart an einander, dass die Auflösung des Machwerks dem, der die nöthigen Voraussetzungen und einige Gewandheit mitbringt, fast wie eine Spielerei erscheinen möchte.

Als theoretische Voraussetzung glauben wir mit gutem Recht ein für allemal aufstellen zu dürfen, dass, während im letzten Theile eines contaminierten und umgearbeiteten Stückes die Zusammenfügung eine ziemlich lose und oberflächliche sein kann, sie dagegen zu Anfang, insbesondere im Prologos, weit gründlicher durchgeführt wurde, dass hier Kitt und Mörtel durchaus nicht gespart sein mögen.

Grundlage und Rahmen des uns überlieferten Plutos ist, darüber kann kein Zweifel walten, die der jüngeren Gattung angehörige Plutoskomödie, das moralische, das moralisierende Lustspiel. In dieses sind aber einzelne Partien einer altattischen Plutoskomödie (wohl der eigentlich aristophanischen) eingearbeitet. Der Inhalt der ersteren ist, soweit wir nach den vorliegenden Trümmern urtheilen können, folgender:

---

[1]) Vergl. K. O. Müller a. a. O. oben S. 110.

Der arme, aber leidlich ehrliche (28) Chremylos fragt beim Orakel in Delphi an, ob nicht sein Sohn, um es dereinst in der Welt weiter zu bringen als der Vater, ein Spitzbube werden solle. Die Antwort lautet, Chremlyos möge dem ersten Begegnenden folgen. Dies geschieht und bald stellt sich heraus, dass der blinde, schmutzige Alte, hinter welchem Chremylos und sein Sclave dem Orakel zu lieb geraume Zeit hergelaufen sind, kein anderer ist als Plutos, der Gott des Reichthums selber. Chremylos nöthigt nun denselben in sein Haus einzukehren und verspricht ihm das Augenlicht wieder zu verschaffen, damit er fortan nicht wie bisher auf's Geradewohl umherstolpere und vorzugsweise in die Gewalt der schlechten Menschen falle, sondern nach eigenem Ermessen und wohlerwogenem Urtheil lediglich die Guten belohnen könne. Plutos ist mit diesem Vorschlag einverstanden. Da von der Kunst der profanen Aerzte nicht viel zu erwarten ist, so geräth Chremylos auf den Gedanken, den Alten in den Tempel des Asklepios zu schaffen, um dort seine Heilung von diesem Gotte selber zu erwirken. Unterdessen hat sein Freund Blepsidemos Kunde von dem plötzlich eingetretenen Glückswechsel erhalten, er kommt herbei, erfährt die Sachlage und billigt das Unternehmen. Wirklich fällt dasselbe auch zur Zufriedenheit der Betheiligten aus, wie sich aus dem ausführlichen Berichte ersehen lässt, welchen bald darauf der Sclave Karion der Gattin seines Herrn erstattet. In Kurzem erscheint auch der geheilte Plutos in Begleitung einer grossen Menge Neugieriger und Theilnehmender. Er tritt ein in das hochbeglückte Haus des Chremylos und nun beweisen uns einige komische Situationen, dass er wirklich sein Thun dem ursprünglichen Programme gemäss einrichtet. In dem Hause des biedern Chremylos selber herrscht natürlich Ueberfluss an Gold, Kostbarkeiten und Vorräthen aller Art. Alsbald aber erscheint auch ein Bürger, um dem Gotte seinen Dank darzubringen, ‚ein Mann, unglücklich sonst, jetzt überglücklich.' ‚So bist du, wie man sieht, ein braver Mann?' ruft Karion aus. Selbstverständlich; denn so ist es ja im Programme vorgesehen. Aber auch das Gegenstück bleibt nicht aus, der unvermeidliche

Prügelknabe, der Sykophant. Fluchend und jammernd berichtet er, dass er plötzlich all sein Vermögen verloren habe. Sofort weiss Karion wiederum, dass jener wohl nicht von der feinsten Sorte sei. Diese Scene ist ohne viel Witz und Humor ziemlich breit ausgeführt. Mit ihr endigt, wie uns dünkt, unsere Kunde von dem der mittleren Komödie angehörigen Lustspiel. Unzweifelhaft wird dasselbe ursprünglich noch andre Situationen verwandten Inhaltes dargeboten haben: was aber im vorliegenden Stücke noch folgt, glauben wir demselben nicht zuweisen zu dürfen. Kurz zusammengefasst würden wir also im Grossen und Ganzen zunächst etwa folgende Partien der jüngeren Plutoskomödie aussondern können: 1—52 (?—55), 88—99, 144—180 (?—197), 229—252, [322—334], 335—414, [619—626?], [627—640] 641—958.

Verfolgt man den Wortlaut der von uns herausgehobenen Scenen genauer, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, dass das betreffende Stück nicht allein durchweg den Character der jüngeren Komödie trägt, sondern auch zu den weniger hervorragenden dieser Gattung gehört haben muss. Die Idee des Stückes ist dürftig, die Ausführung mittelmässig, zum Theil trivial, der Dialog flach und voll abgeschmackter Effecthascherei.

Indessen ist immerhin nicht ausser Acht zu lassen, dass das Stück durch die Bearbeitung in vieler Beziehung gelitten haben kann. Weitergehende Vermuthungen über Zeit und Verfasser desselben aufzustellen und zu begründen, dazu ist hier noch nicht der Ort.

Betrachten wir nun die Scenen und die hauptsächlichsten einzelnen Bruchtheile der älteren Plutoskomödie, welche in die eben besprochene jüngere Komödie eingearbeitet sind.

Die characteristischste, wenn auch nicht die gelungenste Partie des überlieferten Stückes ist unstreitig die Hermes- und die Priesterscene (1097—1196). Obwohl beide stark verstümmelt zu sein scheinen, so leuchtet doch auch aus den erhaltenen Resten noch das alte, ächte aristophanische Genie hervor. Ein glücklicher Griff in das Gebiet der mythologischen Travestie und ein paar drastische, launige Züge in der Characteristik der

Personen verrathen hier auch dem weniger geübten Beobachter sofort die Hand des Meisters der komischen Kunst. Hermes der Götterbote tritt auf, anfangs seiner Gewohnheit gemäss und nach Art vornehmer Herrschaftsdiener barsch und hochfahrend. Ist er doch der Ueberbringer einer sehr ernsten Drohung; er soll erklären, Zeus wolle die Volksbeglücker ohne Erbarmen zusammenschmettern, da in Folge ihrer nichtsnutzigen Umtriebe den Göttern seit einiger Zeit keine Opfer mehr gebracht werden. Als Hermes aber einsieht, dass die durch ihn überschickten Drohungen wirkungslos bleiben, — gerade hier nach V. 1117 scheint übrigens manches ausgefallen — wird er allmählig geschmeidiger; sein eigenes, durch den Umschwung der Opferverhältnisse so schwer geschädigtes Interesse dient ihm nun im letzten Grunde als alleinige Richtschnur des Handelns. Er bietet den neuen Machthabern seine Dienste an und diese übertragen ihm denn auch in vornehm herablassender Auswahl unter seinen so mannichfaltigen Qualitäten und Facultäten zuletzt den bescheidenen Posten eines Diakonos.

Unmittelbar nach Beendigung dieser Unterhandlungen erscheint ein Priester des Zeus, der, wie er behauptet, dem Hungertode nahe ist. Weil Alle reich seien (1178), falle es jetzt keinem Menschen mehr ein zu opfern. Auch er will daher den Zeus im Stiche lassen und bei den neuen Machthabern Dienste nehmen.

Mit der Gewalt des Zeus und der Olympier ist es also offenbar vorüber; schon beginnen die Domestiquen und selbstsüchtigen Parasiten zu desertieren gleich den Ratten, welche das sinkende Schiff verlassen. Diese komische Hilflosigkeit der guten alten Götter, dazu das selbstbewusste siegesfreudige Auftreten der Inhaber der neuen Regierungsgewalt, alles macht hier sofort den Eindruck, dass ein wohlangelegter humoristischer Plan geglückt ist, dass das, was jetzt vor unsern Augen vorgeht, nur die Consequenz eines mit allem Bedacht erzielten Umschwunges sein kann.

Sofort muss nun auch jedem aufmerksamen Beurtheiler die grosse Aehnlichkeit in die Augen springen, welche zwischen dieser Situation und der am Schlusse der Vögel dargestellten

herrscht. Dort gelingt es dem verschmitzten Peisthetairos mit Hilfe des neu constituierten Vögelstaates die Götter von dem Verkehr mit der Erde vollständig abzuschneiden und sie schliesslich durch Hunger so mürbe zu machen, dass sie bedingungslos sich seinem Willen fügen müssen; auch dort erscheint in der Gestalt des Herakles ein gewissenloser Legat, welcher bei seinem ausgehungerten Zustand den duftenden Lockungen der Vögelküche nicht lange zu widerstehen vermag und schliesslich mit Vernachlässigung seiner Amtspflicht nur dem eigenen Interesse Rechnung trägt. In jenem Stücke ist diese Situation das Ergebniss eines von den kühnen Abenteurern deutlich ausgesprochenen und theilweise vor unsern Augen seiner Ausführung entgegenrückenden Planes; — ist es darnach nicht mehr als wahrscheinlich, dass auch im vorliegenden Stücke die analoge Schlusssituation durch eine analoge Handlung, durch eine analoge Intrigue herbeigeführt worden sein muss, wenn schon sichere und bestimmte Beweismittel fast gänzlich fehlen? Man wende nicht ein, diese Schlussscene im Plutos könne immerhin bloss eine geniale Digression von dem vorgezeichneten Grundriss des Stückes sein, eine unverächtliche humoristische Beigabe, welche mit dem Kern der Handlung nur locker verknüpft sei. Gerade in dieser laxen, mit den strengen hellenischen Kunstgesetzen unvereinbaren Auffassung wurzelt ja die bisherige Verblendung und die Rathlosigkeit der Aesthetiker und wir müssen dem gegenüber stets als Grunddogma unserer Kunstanschauung betonen: auch die aristophanische Komödie beruht, wenn anders sie den Namen eines griechischen Kunstwerkes verdiente, auf einer wohlangelegten, consequent durchgeführten ‚einheitlichen parodischen Intrigue, nicht auf jener nebelnden und schwebelnden, ideen- und zusammenhangslosen Poetasterflunkerei, welche namentlich die Romantiker, allerdings auf Grund der wenigen überlieferten Komödien, als ein Characteristicum der hellenischen Poesie dogmatisiert haben.

Allein abgesehen von der Unvereinbarkeit einer so rücksichtslosen Vergewaltigung der Olympier mit der ehrsamen moralischen Grundidee des Stückes, der zufolge doch nur die

Guten und Frommen von dem wieder sehend gewordenen Plutos berücksichtigt werden sollen, abgesehen von dem Auftreten der Penia, deren lebhafte Entrüstung im Hinblick auf das moralische Unternehmen unerklärlich ist, abgesehen endlich von den oben erwähnten Stellen, in denen auf eine gleichmässige Bereicherung Aller hingewiesen wird, so brauchen wir nur noch auf einige Punkte des Prologos unser Augenmerk zu richten, um die sichere Ueberzeugung zu gewinnen, dass das freilich stark verstümmelte Gerippe einer selbstständigen, schwungvollen, ächt aristophanischen Plutoskomödie aus jenem Wust von Umkleidung und fremdartiger Beimischung sich mit einiger Anstrengung doch noch herausschälen lasse.

Es finden sich nämlich dort gewisse Andeutungen, aus welchen hervorgeht, dass Plutos von seinen Begleitern in ein Complot gegen Zeus verstrickt werden soll. Indem wir in der vorliegenden Untersuchung natürlich nicht darauf ausgehen können, alle Schwierigkeiten zu heben und in ganz befriedigender Weise zu lösen, übergehen wir zunächst den ersten Theil des Prologos, welcher in der Hauptsache der moralischen Komödie entnommen ist, und setzen die Sonde erst bei V. 113 an. ‚Damit du wissest, was alles für Vortheile dir erwachsen, wenn du bei uns bleibst, so mache einmal deine Ohren auf.' Auf diese Anrede, welche einer der beiden kühnen Gesellen, von denen das Stück eröffnet wird, an Plutos richtet, erwartet man selbstverständlich eine Aufzählung der berührten Vortheile. Statt dessen erfolgt nur das einzige Versprechen, er solle von seiner Augenkrankheit kuriert werden. Doch wir wollen auf diesen Umstand zunächst noch kein Gewicht legen; ebensowenig auch auf die eigenthümliche Ausdrucksweise an dieser Stelle (*οἶμαι γὰρ οἶμαι*) sowie auf die alte Ueberlieferung bezüglich der Abänderung dieser Stelle im zweiten Plutos.'[1]) Nur das scheint uns von Bedeutung, dass Plutos hier offenbar an dem Verkehr mit Zeus

[1]) Schol. zu der St. (115): *διὸ καὶ ἐν τῷ δευτέρῳ μεταπεποίηται·*

Τῆς συμφορᾶς ταύτης σε παύσει, ἧς ἔχεις.

gehindert und bei den Menschen zurückgehalten werden soll. Wenn aber alsdann der schwachmüthige Gott, der sich aus Angst vor Zeus weigert, auf den Willen der Abenteurer einzugehen, wegen seiner Feigheit ausgescholten wird (123 f.), wenn ihm gesagt wird: ‚Glaubst du denn, dass der Thron und die Blitze des Zeus noch einen Batzen werth sind, sobald du dein Gesicht wieder erlangt hast?' wenn alsdann die Richtigkeit dieser Voraussetzung aus dem Umstand bewiesen werden soll, dass Zeus nur vermittelst des Reichthums über die Götter herrsche, sowie dass nur, um Reichthum zu erflehen, die Menschen ihm Opfer darbächten, dass mithin der Vater der Götter, wenn Plutos ihm nicht mehr spendend zur Seite stünde (140), eben nichts, gar nichts zu bedeuten habe, — so enthält jene Stelle in ihrem jetzigen Zusammenhang aufgefasst, doch implicite einen gewaltigen, handgreiflichen Unsinn. Denn kurz zuvor (95 ff.) hat Plutos geäussert, er wolle, sobald er wieder sehend geworden, nur bei den Guten einkehren. Gesetzt also auch, diese Guten wären alle nur Scheinheilige gewesen (107 ff.), welche, nachdem sie ihren Lohn ergattert, Tugend und Frömmigkeit wieder über Bord schleuderten; gesetzt auch, Plutos würde in diesem Falle nicht von seiner Gewalt Gebrauch machen, um ihnen zur Strafe den Reichthum wieder zu entziehen, so würden immerhin doch unzweifelhaft die Schlechten, welche von dem moralischen Plutos keineswegs etwas zu hoffen haben, sich mit Opfern an Zeus wenden. Und was liesse sich nicht sonst noch alles hier anführen, um das Unlogische jener ganzen Partie darzuthun!

Es ist also unbedingt nöthig, jene verächtlichen Aeusserungen über Zeus und seine Gewaltherrschaft aus ihrem jetzigen Zusammenhang herauszunehmen und für sich allein zu betrachten.

Alsdann aber wird man kaum anders können, als sie für Ausflüsse einer den Olympiern entschieden feindlichen Gesinnung, einer nichts weniger als moralischen Weltumsturztendenz, kurz für Bestandtheile der socialistischen Plutoskomödie zu nehmen. Halten wir also daran fest, dass die Stimme des Versuchers, welcher sich

hier dem Gotte Plutos naht, deutlich erkennen lässt, dass die Absicht vorliegt, den Zeus durch einen listigen Anschlag zu isolieren und seiner Gewalt zu berauben,[1]) dass Plutos, der unentbehrliche Zahlmeister des Zeus, als Werkzeug zur Verwirklichung jener Absicht auserkoren ist und dass es vor allem darauf ankommt, ihn auf der Erde zurückzuhalten und ihn auf schlaue Weise durch allerlei Vorspiegelungen zu gewinnen.

Daher wird ihm denn auch, nachdem er gegen Zeus als den Urheber[2]) seiner traurigen Lage tüchtig aufgehetzt ist, die Möglichkeit vorgeredet, dass Zeus gezwungen werden könne, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und so gelingt es zuletzt ihn zu kirren.

Der Versucher drängt ihn (208), sich alle Bedenken aus dem Kopf zu schlagen; er verspricht ihm, wenn er sich eifrig an den Unternehmungen[3]) betheiligen wolle, — nun ja, was denn? ‚Ihm ein Gesicht, schärfer als das des Linkeus, zu verschaffen,' heisst es an unserer Stelle, was wir indessen vorläufig nur mit ausdrücklicher Verwahrung hinnehmen können. Passt doch abgesehen von allem andern sehr wenig hierzu die naive Frage des Plutos (211): ‚Wie wirst du, Sterblicher, dies ausführen können?' Einen Blinden sehend zu machen, dazu reichten jedenfalls die Kräfte eines Sterblichen aus, und Chremylos selber hat ja späterhin (407) einen Augenblick den Gedanken, einem gewöhnlichen Arzt den blinden Gott zur Behandlung zu übergeben, wovon ihn auch nur die Ungeschicklichkeit und das geringe Renommé der vorhandenen Aerzte zurückhält. Erklärlicher dagegen ist diese Frage des Plutos, wenn sie sich in dem ursprünglichen Zusammenhang auf ein verwegenes Unternehmen gegen Zeus bezog.[4]) Dann giebt sich auch

---

[1]) 140 ff. vgl. 580. 589.

[2]) 121. Vgl. 80. 87. Dass die Erzählung von 88 ff. der jüngeren Komödie angehöre, liegt auf der Hand.

[3]) Oder gar ‚an den Staatsgeschäften', ‚an der Verwaltung' — doch wohl des neu zu gründenden socialistischen Gemeinwesens?

[4]) Auch die übermässige Angst des Plutos hat alsdann grössere Berechtigung.

das Folgende in hellerem Lichte. Phoibos hat einen auf das Unternehmen bezüglichen Orakelspruch gegeben.[1]) ‚Also auch er ist mit euch im Einverständniss hinsichtlich eures Planes?' fragt Plutos verwundert (214). Freilich, und die beiden kecken Gesellen wollen die Sache durchgeführt sehen, wenn es ihnen auch das Leben kosten sollte. Uebrigens dürfe es an Helfershelfern nicht fehlen (218) und sogleich wird der Auftrag ertheilt, die benachbarten Landleute zu rufen, von denen jeder seinen gleichmässigen Antheil am Reichthum erhalten soll. Ganz natürlich; denn so bringt es ja die Idee des neuen socialistischen Regiments (dem es durchaus nicht einfällt, auf Tugend und Frömmigkeit zu sehen) mit sich. Aber vergebens fragen wir uns, wozu denn in dem Stücke, wie es jetzt vorliegt, die Helfershelfer nöthig sind? Nirgends findet sich hierüber eine klare und ausdrückliche Andeutung.[2]) Die Ueberführung des Plutos in den Asklepiostempel geschieht wenigstens durch Chremylos und Karion allein. Ganz unverständlich bleibt aber auch in dem jetzigen Zusammenhang die Aeusserung, mit welcher Karion die Landleute empfängt: ‚es sei ein gefahrvoller, entscheidender Moment, in welchem man ihrer Hilfe bedürfe (256). Schon im neunten Verse (261) nach Beginn dieser Scene bemerkt ferner auf die Frage des Chores, zu welchem Zwecke er denn herbeigerufen sei, der närrische Karion: das sage er ihnen ja schon längst; sie aber wollten nicht darauf hören. Der Wunsch seines Herrn sei, dass sie fortan in aller Behaglichkeit ihr Leben hinbrächten. Also von thatkräftigem Beistand bei einem wichtigen Unternehmen wider Erwarten keine Silbe und doch lässt sich ohne eine derartige Voraussetzung das Herbeirufen

---

[1]) Welchen? das ist aus unserem Stücke nicht mehr zu ersehen. Es war übrigens ein sehr humoristischer Zug, wenn das Complott gegen Zeus durch einen delphischen Spruch seine Weihe erhalten hatte. — Dass der zu Eingang unseres Stückes erwähnte Orakelspruch hier nicht gemeint sein kann, da er sich in keiner Weise auf ein kühnes Unternehmen (ja selbst nicht einmal auf die Heilung des Plutos) bezieht, ist einleuchtend.

[2]) 322 ff. wohl blosse Flickstelle.

des Chores gar nicht erklären. Offenbar ist die Hauptsache hier vom Bearbeiter unterdrückt worden, wie denn überhaupt diese ganze Scene, die einzige, in welcher der Chor entschieden hervortritt, schmählich verstümmelt ist. Es wird noch eine Weile fortgeschwatzt, ein parodisches Ballet aufgeführt, aber in der ganzen Partie ist kein Fünkchen Sinn und Witz, am allerwenigsten eine Andeutung über den Gang und die Handlung des Stückes.

Wir glauben es hiernach zum wenigsten im hohen Grade wahrscheinlich gemacht zu haben, dass in dem Prologos — die sogenannte Parodos kann vorerst gänzlich unberücksichtigt bleiben[1]) — Spuren der von uns für das ältere Stück vorausgesetzten Exposition eines götterfeindlichen und zugleich socialistischen Complottes ‚durchleuchten'. Wir verkennen dabei keineswegs die Unsicherheit der geltend gemachten Punkte, noch auch die mancherlei Schwierigkeiten, über welche wir bei unserer Untersuchung ohne weiteres hinwegschreiten mussten. Allein man lasse nicht die eigenthümliche Beschaffenheit unsere Stückes ausser Acht. Kann doch gar nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, dass es dem Bearbeiter, mag er auch ein ganz gottverlassenes, abgeschmacktes Subjekt gewesen sein, doch darauf ankam, seinem Machwerk einen leidlichen äusserlichen

[1]) Sie ist, wie uns scheint, entweder vom Bearbeiter überhaupt erst hinzugedichtet oder aber ganz bedeutend verarbeitet. Die Cyclopenparodie ist jedenfalls von dem Diaskeuasten eingefügt. Die in den Handschriften sich mehrmals (321. 626. 770. 801. 957. 1096) findende Bezeichnung χορου̃ an Stellen, wo ursprünglich offenbar Chorgesänge vorhanden waren, kann unmöglich auf Aristophanes selbst zurückgeführt werden, und auch die hierauf bezügliche Bemerkung der vita Aristophanis: πάλιν δὲ ἐκλελοιπότος κτλ. ist bei dem stark interpolierten Zustand jener Vita ohne alle Beweiskraft. Der erste Plutos hatte unserer Ueberzeugung nach ebenso gut wie die ein paar Jahre später fallenden Frösche einen vollständigen Chor. In dem jüngeren Stück dagegen wird sich wohl jene Bezeichnung χορου̃ der Sitte der Neueren gemäss gefunden haben. Wenn aber der Bearbeiter sie nun gleichfalls beibehalten hat, so darf man hierin nicht etwa ein Mittel sehen wollen, um die Scenen der jüngeren Komödie in unserem Stücke sicher nachzuweisen.

Zusammenhang zu geben, namentlich zu Anfang in der Exposition des Stückes; es wäre daher thöricht, wenn wir bei dem universelleren Zwecke unserer Arbeit schon hier auf eine durchgehende Scheidung und auf eine alle Anstössigkeiten in Betracht ziehende Behandlungsweise des Prologos eingehen wollten.[1])

Ganz anders gestaltet sich auch schon die Sache bei derjenigen Partie, welche nun zunächst dem älteren Stücke zu vindicieren ist, bei der Peniascene.

Es ist im Vorhergehenden schon bemerkt worden, dass die auf eine völlige Austreibung der Penia, der Göttin der Dürftigkeit, gerichtete Tendenz (430. 434. 463. 605) sich zwar mit der Grundidee (Plutos I) einer allgemeinen, gleichmässigen Vertheilung der Glücksgüter (461 vgl. 510. 520. 523) ganz wohl vertrage, keineswegs aber mit jener andern (Plutos II), welche nur die Guten mit Reichthum zu belohnen gedenkt; den deutlichsten Beweis, dass in diesem Falle die Dürftigkeit keineswegs aus dem neuen Staatssystem ausgeschlossen sei, gibt ja das Auftreten des Sykophanten (850 ff.), der plötzlich all sein unrechtmässig erworbenes Gut durch den Einfluss des moralsüchtigen neuen Gottes verloren hat. Wenn nun aber demungeachtet an einigen Stellen der Peniascene ein Zusammenhang mit der moralistischen Tendenz scheinbar auf das Bestimmteste zu Tage tritt, so bedarf es nur einer genaueren Untersuchung der ganzen Partie, um die Bedeutung und die Beschaffenheit jener Stellen in das rechte Licht zu setzen.

Gerade als Chremylos, von seinem Freunde Blepsidemos ermuntert, im Begriffe ist, den blinden Plutos seiner Heilung wegen in den Asklepiostempel zu schaffen (414), tritt die schreckenerregende Gestalt der Penia hervor, scheltend über den ungeheuren Frevel und Strafe drohend für das unerhörte Wagniss. Bestürzt springen die verwegenen Weltverbesserer zur Seite und suchen einen Versteck, indem sie kaum wagen, einen vollen

[1]) Manches lässt sich freilich auf den ersten Blick in seiner wahren Bedeutung erkennen. So z. B. die Stelle 144—180 als der jüngeren Komödie angehörig.

Blick auf das ‚Scheusal' zu werfen. Erst allmählich fassen sie wieder Muth und feuern sich unter einander an. Die ganze Situation ist eine äusserst komische und der Humor der beiden Gesellen trägt die unverkennbarsten Spuren aristophanischen Geistes. Freilich sind die zwei Attentäter aber auch ganz andere Kerle als jene abgeblassten, von Moralsucht angekränkelten Spiessbürger, Chremylos und Blepsidemos. Aus dem Munde der Penia erfahren wir hier nun zum ersten Mal die seltsame Mär, dass man sie gänzlich des Landes verweisen wolle (430) und merkwürdigerweise erklären jetzt auch die beiden Weltbeglückungslustigen ganz dreist, dass der erste Paragraph ihres Programmes die Ausweisung der Penia betreffe (463). Bisher war davon mit keiner Silbe die Rede. Doch sehen wir einstweilen davon ab. Nachdem man sich von beiden Seiten derb ausgesprochen, scheint mit V. 467 ein vorläufiger Ruhepunkt des Streites eintreten zu sollen, insofern Penia den vernünftigen Vorschlag macht, in regelrechter parlamentarischer Debatte die Frage über die Opportunität ihrer Ausweisung, resp. über die Bedeutsamkeit ihrer eignen werthen Persönlichkeit, zu erörtern. Zwar ist die Stelle schon in formeller Hinsicht offenbar nicht völlig in Ordnung, indessen die Schlussbemerkung der Göttin (471): ‚Falls es mir nicht gelingt den Nachweis meiner Unentbehrlichkeit zu führen, dann thut immerhin, was ihr wollt', ist so natürlich und massvoll gehalten, dass man schlechterdings nicht einzusehen vermag, weshalb statt der in Aussicht gestellten ordnungsmässigen Debatte ein plötzlicher Wuthausbruch auf Seiten der beiden Alten erfolgt (472), welche nun in heftigen Schimpfreden gegen die Göttin ihrem Zorne Luft machen. Indess es geschieht nun einmal. Penia sucht sie zu beschwichtigen und — siehe da! nun redet sie so ganz unter der Hand davon, wie sie den Beweis erbringen wolle, dass es doch ein ganz verkehrtes Unternehmen des Chremylos sei, die Gerechten reich machen zu wollen (475). Der Tausend auch, hier gilt es, die Augen aufzumachen! Die Gerechten belohnen soll eine so gewaltige Verirrung, ein gottloses Unternehmen sein? soll die Existenz der Penia völlig in Frage stellen?

Und hatte denn nicht soeben noch Plutos selber bedauert, dass es nur so wenige Gerechte gebe! In der That man darf das nun sich anschliessende Gefasel nur ein einziges Mal genauer ansehen, um von der Unächtheit der ganzen Stelle 472—486 sofort überzeugt zu werden. Nach so mancherlei verwickelten und zweifelhaften Betrachtungen ist es für den Kritiker ein wahrhaft wohliges Gefühl, in dieser Flickpartie den Betrug nun plötzlich so nackt und greifbar vor Augen zu sehen.

Allein es kommt sogleich noch besser. Auch die nun beginnende syntagmatische Streitscene (487 ff.) verräth die plumpe Hand des Bearbeiters in ganz evidenter Weise. Hier fällt schon beim ersten Blick auf, dass nicht nur die herkömmliche einleitende Chorstelle, sondern auch die ganze (erste) Hälfte des Syntagma fehlt.[1]) Zwar der weitaus grössere Theil des Erhaltenen scheint — wenn wir von den Anfangsversen (bis etwa 506) einstweilen absehen — wenig verdorben. ‚Wenn das, was ihr erstrebt, geschähe,' erklärt Penia, ‚wenn Plutos sich gleichmässig vertheilte (510)[2]) [also alle Menschen Reichthum gewännen, und ich selber vertrieben würde], dann würde kein Mensch mehr Kunst und Handwerk treiben, Niemand mehr dem Andern Dienste leisten wollen; Sklaven würden schon darum nicht zu bekommen sein, weil es alsdann Thorheit wäre, wenn einer der Reichgewordenen mit Sklaven Handel triebe oder gar den grossen Gefahren der Sklavenjagd und des Sklaventransportes sich aussetzte. Aber auch die einfachsten Lebensbedürfnisse, der unentbehrlichste Comfort würde, wenn erst Alle reich geworden, eben Allen abgehen'. Solange dagegen sie, die Penia, noch vorhanden sei, da werde durch Dürftigkeit und Eifer der Handwerker zur Arbeit gedrängt. — Auch die Einwürfe von der gegnerischen Seite, die düstere Darstellung der Hungerleiderei, weiss Penia treffend zu beseitigen, indem sie dieselben nur für

[1]) Rossbach-Westphal Griech. Metrik 1856 (III) S. 89. Anmerk. meinen, dass das Antisystema fehle; wahrscheinlicher dünkt uns, dass das Systema (Darlegung der geträumten Herrlichkeit des Socialismus; Angriff gegen die Penia) vom Bearbeiter beseitigt worden ist.

[2]) Ueber die Worte εἰ — βλέψεις πάλιν später noch einiges.

die eigentliche Bettelhaftigkeit gelten lässt;[1]) anders verhalte es sich mit dem Zustand des Armen, anders mit dem des Bettlers. Dann aber betont sie, dass durch die Dürftigkeit ganz andere Männer herangezogen würden als durch den entnervenden und verweichlichenden Reichthum; auch im Staatsleben seien die armen Redner die tüchtigeren und redlicheren. Schliesslich entkräftet sie noch den Einwand, dass ja Zeus selber lieber den Plutos bei sich behalte als die Penia, durch die Bemerkung, Zeus lege offenbar dem Reichthum keine Bedeutung bei, da er bei seinen Festspielen so einfache, werthlose Preise wie z. B. die Olivenkränze für die Sieger aussetze.

Man sieht, diese ganze Vertheidigungsrede der Penia hat einen guten Zusammenhang — sie lässt sich mit Fug und Recht den verwandten Partien der älteren Stücke unseres Dichters an die Seite setzen — die Gründe, die sie für ihre Unabkömmlichkeit vorbringt, sind treffend und unbestreitbar; man fühlt es deutlich, wie der Dichter, für einen Augenblick des witzelnden Tones müde, sich einer ernsteren Stimmung hingiebt. Allein der ganze Aufwand von Scharfsinn und Beredsamkeit im Munde der Penia wird überflüssig, ja abgeschmackt und sinnlos, sobald man daran denkt, dass die Diatribe anstatt gegen die socialistische Alleweltbeglückungstheorie vielmehr gegen das moralische, auf alleinige Belohnung der Guten ausgehende Project gerichtet sei. Und doch scheint auf den ersten Blick dies letztere hier vom Dichter beabsichtigt, denn in den einleitenden Versen des Syntagma (489—506) wird gerade dieser Gedanke auf das bestimmteste ausgesprochen. Freilich wenn man diese letztere Partie wiederum für sich allein betrachtet, so ist es ganz unmöglich den Auseinandersetzungen des biedern Chremylos nicht beizupflichten: ‚Es muss doch Allen klar und verständlich sein', meint er treuherzig, ‚dass es sehr wohlgethan ist, die Rechtschaffenen zu belohnen, die Bösewichter und Gottlosen aber zu strafen. Darauf allein ausgehend, haben wir unser nettes, exquisites, vortreffliches Plänchen gefunden. Wenn wir den

[1]) V. 550. 551 sind der Bearbeitung angehörig.

Plutos sehend gemacht haben, dann wird er gewiss nur zu den Braven gehen, die Bösewichter und Gottlosen meiden. Und dann wird er alle Redlichen und Gottesfürchtigen reich machen. Kann man wohl den Menschen eine grössere Wohlthat erweisen als diese?' — ‚Nein, nein, gewiss nicht!' bekräftigt der Ehrenmann Blepsidemos. — ‚Und dann', fährt jener in seinem moralisch-philanthropischen Eifer fort, ‚ist das Leben heutzutage denn nicht eine Jammerwirthschaft? So viele Schurken sitzen im Reichthum, während die Redlichen in Bedrängniss sind und in Gemeinschaft mit dir, Penia, am Hungertuch nagen müssen. Fürwahr es giebt gar keinen Weg, den Menschen mehr Gutes zu erweisen, als die von uns beabsichtigte Heilung des Plutos.' In der That vortrefflich, alter Knabe! Kein Mensch mit fünf gesunden Sinnen kann gegen so tugendsame Ideen etwas einwenden. Aber vergisst du denn vollständig, dass du selber ein ganz durchtriebener, gottloser Hallunke bist? dass dir vor Allem dein bisschen Habe, den geäusserten Maximen gemäss, zu allererst genommen werden müsste in Anbetracht deiner frevelhaften Auflehnung und geheimen Conspiration gegen den Vater der Götter und Menschen?

Man mag über das von uns früher Vorgebrachte denken, was man will, — hier an dieser Stelle hoffen wir eine glänzende Rechtfertigung unseres Beginnens zu erhalten. Es gehörte, um es kurz zusammenzufassen, wirklich die verbohrteste Stupidität dazu, wenn Jemand, einmal aufmerksam gemacht, nicht einsehen wollte, dass diese einleitende Partie (489—506) eine (auch in stilistischer Beziehung) stümperhafte, triviale Einfügung des Bearbeiters ist, welche mit der Vertheidigungsrede der Penia (507 ff.) auch nicht den allermindesten Zusammenhang hat. Schon die ersten Worte der Göttin (510) weisen ja, wie oben bemerkt und wie gar nicht anders denkbar ist, darauf hin, dass sie lediglich den socialistischen Güterausgleichungsplan bei ihren Gegnern voraussetzt. Welchen Zweck übrigens der Bearbeiter mit der Einfügung jener Stelle verfolgte, ist bei der grossen Verschiedenheit der beiden contaminierten Stücke von selbst einleuchtend. Er hatte es augenscheinlich nicht über's Herz

bringen können, die schöne Peroration der Penia, die er in Plutos I vorfand, gänzlich wegfallen zu lassen. Allein um sie in sein Machwerk einarbeiten zu können, musste er sie nicht allein gehörig verstümmeln, es bedurfte auch einer leichten Verkittung, um dem oberflächlichen Beschauer keinen allzu bedenklichen Anstoss zu verursachen, und dies glaubte er durch die Hinzudichtung jener 18 Verse zu erreichen. Dass er aber die ganze Peniascene an einer so unpassenden Stelle einfügte, ist ein weiterer Beweis für seine Ungeschicklichkeit und Geschmacklosigkeit.

Indem wir nun die Spuren der älteren Komödie weiter verfolgen, müssen wir eine Reihe von Scenen übergehen, die, wie schon angedeutet, nur dem späteren Morallustspiel angehören können. Erst das Auftreten der alten Kokette (959) weist wieder auf den I. Plutos hin. In abgeschmacktem Putz und über und über mit Schminke bedeckt, erscheint dieselbe, um dem neuen Gott ihr Leid zu klagen. Sie hatte, wie aus ihren Jeremiaden hervorgeht, bisher einen armen, aber schmucken und braven Burschen unter ihrer Protection, der ihr angeblich in warmer Liebe zugethan war. Jetzt ist er plötzlich reich geworden und ganz natürlich ‚schmeckt ihm nun der Linsenbrei nicht mehr'; er will von seiner weiland Gönnerin nichts mehr wissen. Während nun dieselbe noch ihrem gepressten Herzen Luft macht, erscheint der Jüngling selber, von einem Gastmahl heimkehrend, in angeheiterter Stimmung und macht sich in Gemeinschaft mit den Anwesenden über die verliebte Alte lustig. Zuletzt treten sie beide in die Wohnung des neuen Gottes ein; er, um demselben aus Dankbarkeit Kränze zu opfern, sie, in der Hoffnung, das verlorene Liebesglück mit Hilfe des Gottes wieder zu erlangen.

Welchem der beiden fraglichen Stücke gehört nun diese Scene an?

Die äusseren Merkmale weisen scheinbar auf das spätere (Plutos II) hin. Denn schon zu Anfang führt die Alte den Grund ihres Unglücks auf den Umstand zurück, dass Plutos sein Gesicht wieder erhalten (968 f.) und bemerkt gleich darauf,

dass ihr Jüngling zwar arm, aber rechtschaffen gewesen sei (975 ff.). Man könnte etwa auch die ironische Bemerkung des Chremylos (1003 f.): es sei klar, dass der Junge nicht übel geartet sei, da er, sobald er reich geworden, dem Linsenbrei keinen Geschmack mehr abgewinne — von dem Gesichtspunkt des zweiten Stückes aus erklären und den jungen Mann für einen der auserkorenen, belohnungswürdigen Rechtschaffenen und Frommen ansehen wollen. Weiterhin spricht die Alte unverholen ihren Tadel über den Gott aus, der ihr diesen Schaden zugefügt, während er doch immer sage, er helfe den Bedrängten, (1025 f.) und sie meint, es sei billig, ihren Schützling zu zwingen, dass er ihr Gutes mit Gutem vergelte, oder er sei nicht werth, irgend einen Deut zu besitzen (1028 f.).

Indessen alle diese Punkte, für sich allein betrachtet, sind doch unter der Voraussetzung, dass überhaupt ein Bearbeiter an unserem Stück herumhantiert habe, offenbar ohne ganz entschiedene Beweiskraft. Als der wichtigste derselben erscheint uns noch die Bezeichnung des Jünglings als eines braven (χρηστός 977), also eines unter die Kategorie der vom II. Plutos ins Auge gefassten Beneficianten gehörigen. Allein bei der Mattigkeit und Verwaschenheit der übrigen Merkmale ist es wohl erlaubt, die etwas spitzfindige Frage aufzuwerfen, ob nicht dieser Wackere, welcher die Zuneigung der liebebedürftigen Alten in so ergiebiger Weise (981 ff.) zu verwerthen verstand, immerhin ein ziemlich anrüchiges Object für die philanthropischen Moraltendenzen des II. Plutos bleibt, und ob daher nicht die Bravheit des Liebhabers hier mehr nebensächlicherweise erwähnt sei, während das Characteristische vielmehr in der Armuth (976 πενιχρός cf. 1005) liege, welche ihn zu dem unappetitlichen Verhältniss bisher genöthigt hatte. Alsdann würde er aber unter die Zahl derer zu rechnen sein, welche bei der gleichmässigen Vertheilung des Reichthums durch Plutos I plötzlich in bessere Verhältnisse gekommen sind, also als ein Repräsentant des neuen socialistischen Gemeinwesens.

Die endgültige Entscheidung dieser Frage wird indessen wohl von einer anderen Erwägung abhängig zu machen sein.

Nach Ton, Darstellung und Humorentfaltung ist die vorliegende Partie unzweifelhaft eine solche, deren Aristophanes in künstlerischer Hinsicht sich nicht zu schämen brauchte. Wenn auch nicht die witzsprudelnde Tollheit in ihrer vollen ehemaligen Frische und Schlagfertigkeit — und es ist dies bei einem dem späteren Lebensalter des Dichters angehörigen Stück auch nicht gerade zu erwarten — so dünkt uns die derbe Komik derselben doch immer noch viel zu saft- und kraftvoll, um in ihr das Produkt eines mittleren oder neueren Komödiendichters anerkennen zu können.

Alles in Allem genommen möchten wir daher diese Scene lieber der älteren ächt aristophanischen Plutoskomödie zuweisen[1]), und sie wäre demnach wohl der einzige Ueberrest derjenigen komischen Situationen dieses Stücks, in welchen die Wirkung des durch Plutos I und seine schlauen Berather herbeigeführten socialen Umschwunges, so weit er die Menschen betrifft, veranschaulicht war. In welcher Weise der Dichter der älteren Plutoskomödie dies auch noch in anderen Scenen versucht habe, ist uns in Ermangelung weiterer Anhaltspunkte völlig dunkel.

Die andere, parallele Ausstrahlung der komischen Peripetie, welche gegen die Götter gerichtet ist, wird, wie wir schon oben bemerkten, in unserem Stücke durch die Hermes- und die Priesterscene vertreten. Beide sind mit dem Gang und der Tendenz des moralischen Lustspiels absolut unvereinbar,[2]) und um jeden, auch den leisesten Zweifel an der Richtigkeit unserer Auffassung sofort niederzuschlagen, bedarf es nur des Hinweises auf jene Stelle (1177), wo der hungernde Zeuspriester mit dürren Worten

[1]) Dafür liesse sich vielleicht auch das Auftreten der Alten in der Schlussscene (Plutos I) geltend machen.

[2]) Vergebens bemüht sich C. Fr. Hermann a. a. O. S. 55 die Sache zu wenden und zu drehen: ‚und selbst die Entsittlichung, welche darin zu drohen scheint, dass ganz den früheren Verheissungen entgegen der Plutos nach Oeffnung seiner Augen allen Cultus an sich zieht, wird durch den Schluss gehoben, wo er dem Privatbereiche entrückt und durch die Verpflanzung in die Hinterzelle des Parthenon unter die Obhut der Burggöttin gestellt wird.‘

erklärt: die Opfer seien eingestellt worden, weil Alle reich seien.

Wir können uns hier übrigens noch nicht mit der Aufdeckung und Beseitigung kleinerer Verderbnisse, die sich durch die Schuld des Bearbeiters in diesen Scenen eingeschlichen haben, beschäftigen; wie z. B. mit V. 1146, wo die Einnahme von Phyle erwähnt wird, oder mit den Eingangsworten der Hermesscene 1097—1106 und anderem der Art.

Dass endlich auch die Schlussscene, die unleugbar arg verstümmelt ist, durchaus nichts mit dem Moralstück zu schaffen haben kann, dass überhaupt die Idee, den Gott Plutos in der Schatzkammer des Athenetempels zu Nutz und Frommen des ganzen Gemeinwesens zu inthronisieren, nur auf dem Boden der alten Komödie erwachsen konnte, und dass sie in dem I. Plutos ursprünglich auch nicht so über Hals und Kopf hereingeschneit kam, wie es im vorliegenden Stücke geschieht, — bedarf keiner langen Begründung. Welchen Ausgang dagegen der Handel mit den Göttern in Wirklichkeit gehabt (denn in unserem Stück wird die Sache einfach mit Gewalt abgebrochen), wie es sich mit der Anwesenheit des Zeus Soter (1189) verhält, in dem man gewöhnlich Niemand anders als den Plutos sehen will, von dem es uns aber nicht gerade unmöglich dünkt, dass es der Herrscher des Olympos selber gewesen, welcher, um der völligen Aushungerung zu entgehen, sich zu persönlichen Verhandlungen mit Plutos herbeigelassen habe, über alle diese Punkte dürfte bei dem jetzigen Zustand des Textes kaum eine sichere Entscheidung zu hoffen sein.

Ein Umstand von Bedeutung ist aber noch kurz ins Auge zu fassen. Die Blindheit des Plutos und deren Heilung war, wie wir sahen, ein integrierendes Moment der jüngeren Komödie. Um die Guten von den Schlechten unterscheiden und demgemäss die Gaben nach Verdienst und Billigkeit ertheilen oder auch wieder entziehen zu können, muss der blinde Gott natürlich vor allem das Gesicht wieder erhalten. Plutos selber äussert sich hierüber ganz bestimmt bei seiner Rückkehr aus dem Asklepiostempel (774 ff.). Ein anderes ist es aber in der

älteren (I.) Plutoskomödie. An und für sich genommen zwingt uns von vornherein nichts zu der Annahme, dass auch hier, um die Tendenz des Stückes zur Geltung zu bringen, der Gott mit einem derartigen Uebel behaftet sein und von demselben erst im Verlauf der Fabel durch allerlei Manipulationen befreit werden musste. Die angebliche Blindheit des Plutos ist zudem auch gar keine so allgemein anerkannte Eigenschaft dieses Gottes;[1]) sie erscheint vielmehr als eine Specialidee des Dichters jener zweiten Plutoskomödie.

Gesetzt aber auch Plutos wäre in dem älteren Stücke von vornherein mit Blindheit behaftet gewesen, so sieht man, soweit wir über Plan und Gang desselben urtheilen können, mit nichten ein, weshalb er erst habe sehend gemacht werden müssen. Die gleichmässige Vertheilung des Reichthums an Alle ohne Unterschied erforderte durchaus nicht so unbedingt eine besondere Scharfsichtigkeit wie andererseits die Sonderung der Guten von den Schlechten. Allerdings sind nun in den von uns herausgelesenen Partien des I. Plutos im Ganzen sechs Stellen[2]) vorhanden — den Prologos wollen wir aus früher erwähnten Gründen hier aus dem Spiel lassen — welche ausdrücklich betonen, dass der Gott sein Gesicht wieder erlangt habe. Indessen die beiden ersteren, der Peniascene angehörig, dürften uns, falls es wirklich nöthig wäre, das Moment der Blindheit im I. Plutos ernstlich in Frage zu stellen, nach dem, was wir oben über die gründliche Verarbeitung dieser Partie herausgefunden haben, kaum ernstliche Scrupel bereiten; die drei letzteren aber stimmen in ihrer äusseren Form so auffallend überein, dass auch sie den Verdacht einer hier stattgehabten Interpolation immerhin zulassen würden.[3]) Eine Stelle aber (1159 f.) möchte doch etwas schwerer in's Gewicht fallen. In der Verhandlung mit Hermes, der mit

[1]) Man vergl. die Schilderung des Pherekrates bei Athenaios XV. 685a.

[2]) 458 ff. 510 f. 968 f. 1113 ff. 1173.

[3]) A. Dindorf in den Poet. Scen. lässt V. 1173 ganz aus dem Texte, indem er die Athetese desselben, welche A. von Velsen (Symb. Philol. Bonn. p. 420) zuerst vornahm, billigt.

Berufung auf seine vielerlei Beinamen den neuen Gewalthabern seine Dienste anbietet, ist der Reihe nach von seinen Eigenschaften als Strophaios, Empolaios resp. Palinkapelos und Dolios die Rede. In keiner von allen findet er Gnade bei den Uebermüthigen. Nun macht er noch zwei Versuche; er bietet sich als Hegemonios (1159) an und als Enagonios (1161). Auf den letzteren Antrag erhält er gar keine Antwort; vielmehr bemerkt eine Person, die offenbar nicht die mit Hermes verhandelnde ist, nach dem Publicum hingewandt, wie gut es doch sei, im Besitze vieler Titel zu leben; jener habe nun doch noch sein Aemtchen gefunden. Und ehe wir uns noch von unserem Erstaunen über diese merkwürdige Art der Geschäftsverhandlung erholt haben, fragt Hermes, ob er unter diesen Bedingungen (auf diesen Titel hin) eintreten könne, erhält aber jetzt seltsamerweise den Auftrag, sofort die Eingeweide der Opferthiere auszuwaschen, damit er sich gleich als richtiger ‚Diakonos' bewähren könne. In welcher Eigenschaft ist er denn nun formaliter angestellt? fragt man verwundert. Es ist einleuchtend, dass der Schluss dieser Partie verderbt und verstümmelt ist und dass, wie schon früher bemerkt, ein fruchtbares komisches Motiv, der Reichthum des Hermes an Beinamen, hier nicht in der des Aristophanes würdigen Weise ausgebeutet scheint. Nun ist auch der Ausdruck ἀγῶνας μουσικούς (1163) alten Zeugnissen zufolge so durchaus unattisch, dass schon H. Stephanus und Tib. Hemsterhusius an der Unverdorbenheit dieser Stelle zweifelten. Was aber den Titel Hegemonios (1159) betrifft, der ja die für uns interessante Aeusserung, dass der Gott nun wieder sehe, hervorruft, so soll er augenscheinlich den allgemeinen Beinamen des Hermes: ‚Pompaios' ersetzen, steht aber bekanntlich auf sehr schwachen Füssen.[1]) Wir vermuthen daher, dass die ganze Stelle 1159—1167 der Bearbeitung angehört und dass hier ursprünglich eine Anzahl anderer Beinamen des Hermes humoristisch behandelt und verwerthet war, die aber — dem Bearbeiter eben nicht mehr in seinen Zusammenhang passten.

[1]) Vgl. B. Thiersch zu dieser Stelle.

Wir würden indessen noch etwas entschiedener bei dieser zweifelhaften, im übrigen nicht besonders wichtigen Sache vorgehen können, wenn wir einen ganz sichern Anhalt an einer Stelle der Parodos hätten. Dort nämlich (253 ff.) giebt der Sklave Karion[1]) den überraschten und ungläubigen Landleuten eine genau detaillirte Beschreibung der Persönlichkeit des Plutos (265 ff.) und — o Wunder, hier ist der entscheidende Punkt, seine angebliche Blindheit, auch nicht mit einer Silbe angedeutet. Wohl heisst es, er sei schmutzig, krumm, elend, runzlicht, kahlköpfig, zahnlos und höchst wahrscheinlich auch — beschnitten, aber dass er blind sei, davon berichtet der Sklave nichts. Weshalb diese so wichtige Eigenschaft, wenn sie dem Plutos I wirklich anhaftete, hier verschwiegen sein sollte, wer vermöchte sich dies genügend zu erklären?

Wir halten es daher nicht für unmöglich, dass von der Blindheit des Plutos und ihrer Heilung in dem älteren Stücke nichts erwähnt war. Alsdann wäre aber wohl anzunehmen, dass dem Gotte die Befreiung von den 265 ff. genannten Uebeln[2]) als Lohn für seine Theilnahme an dem socialistisch-antitheokratischen Complott in Aussicht gestellt worden.

Um es kurz zusammenzufassen, wird demnach in dem I. Plutos die ganze Anlage und der Gang der Handlung etwa folgender gewesen sein:

Zwei Abenteurer (vielleicht nicht wie im II. Plutos Herr und Sklave vgl. 508) haben über einen Plan nachgesonnen, um die Ungerechtigkeit der Vertheilung des Reichthumes unter den Menschen zu beseitigen und Allen gleichen Antheil an demselben zuzuwenden. Apollon hat ihnen ein Orakel gegeben, das sie zu ihren Gunsten deuten und in Folge dessen sie sich eines

---

[1]) Wer an seiner Stelle, falls diese ganze Partie wirklich ächt ist, im I. Plutos mit dem Chore verhandelte, kann hier noch nicht erörtert werden.

[2]) Zieht man auch den Prologos unseres Stückes in den Bereich der Specialuntersuchung, so dürfte die Erwähnung der Ophthalmia (115) ungeachtet der Erläuterung, welche der Scholiast giebt, sich zu Gunsten unserer Auffassung verwerthen lassen.

schmutzigen Alten bemächtigen, welcher ihnen auf Schritt und Tritt nachgegangen ist.[1]) Derselbe giebt sich nach einigem Drängen als der Gott Plutos zu erkennen und wird theils durch Drohungen, theils durch allerhand Vorspiegelungen dazu genöthigt, auf ihre Himmel und Erde umspannenden Reformpläne einzugehen; denn nicht allein dass die Menschen durch gleichmässige Vertheilung des Reichthums beglückt werden sollen, so wird gleichzeitig auch ein energischer Coup gegen das verrottete Regiment der Olympier ausgeführt, indem man den Plutos, der bisher nur wenig aus den eigennützigen Händen des Zeus herausgekommen war, auf der Erde zurückhält, also dem Zeus die Mittel zur Aufrechterhaltung seiner Gewaltherrschaft entzieht, andererseits aber auch ähnlich wie in den Vögeln durch Beseitigung der Opfer den Himmlischen ganz direct zu Leibe geht. Kaum aber schicken sich die Verwegenen zur Ausführung des sauberen Complottes an, da erscheint die Schreckensgestalt der Göttin Penia, deren Existenz natürlich in erster Linie durch die neue Ordnung bedroht würde. Vergebens sucht sie durch Einschüchterung und ernste Vorstellungen die Frevler von ihrem Vorhaben abzubringen.[2]) Taub für alle Gründe und ganz erfüllt

---

[1]) 52 ff.: *ἦν δ' ἡμῖν φράσῃ‖ ὅστις ποτ' ἐστὶν οὑτοσὶ καὶ τοῦ χάριν‖ καὶ τοῦ δεόμενος ἦλθε μετὰ νῷν ἐνθαδί,‖ πυθοίμεθ' ἄν τὸν χρησμὸν ἡμῶν ὅτι νοεῖ.*

So kann der Chremylos der jüngeren Komödie kaum sich ausdrücken, indem laut V. 13 ff. 19. der Alte nicht mit ihnen gekommen, sondern sie hinter jenem hergelaufen sind.

[2]) Bei Athenaios VI 269 C findet sich folgendes Fragment:

τίς δ' ἔσθ' ἡμῖν τῶν σῶν ἀροτῶν ἢ ζυγοποιῶν ἔτι χρεία,‖ ἢ δρεπανουργῶν ἢ χαλκοτύπων ἢ σπέρματος ἢ χαρακισμοῦ;‖ αὐτόματοι γὰρ διὰ τῶν τριόδων ποταμοὶ λιπαροῖς ἐπιπάστοις‖ ζωμοῦ μέλανος καὶ ἀχιλλείοις μάζαις κοχυδοῦντες ἐπιβλύξ‖ ἀπὸ τῶν πηγῶν τῶν τοῦ Πλούτου ῥεύσονται σφῶν ἀρύτεσθαι.‖ ὁ Ζεὺς δ' ὕων οἴνῳ καπνίᾳ κατὰ τοῦ κεράμου βαλανεύσει,‖ ἀπὸ τῶν δὲ τεγῶν ὀχετοὶ βοτρύων μετὰ ναστίσκων πολυτύρων‖ ὀχετεύσονται, θερμῷ σὺν ἔτνει καὶ λειριοπολφανεμιώναις.‖ τὰ δὲ δὴ δένδρη τἀν τοῖς ὄρεσιν χορδαῖς

von der Wichtigkeit ihres Vorhabens, treiben dieselben die Wohlthäterin der Menschen zuletzt mit Gewalt hinweg. Sie schreiten alsdann zur That und wirklich scheint der ganze Plan genau

---

ὀπταῖς ἐριφείοις ‖ φυλλοροήσει καὶ τευθιδίοις ἁπαλοῖς, κίχλαις τ' ἀναβράστοις.

Dasselbe ist angeblich den Persai des Pherekrates entlehnt und F. Ritter de Pluto p. 75 bemerkt dazu: ‚*Totus locus quodammodo similis est Aristophanico Pluti vv. 804—814, ita tamen, ut in hoc bona Pluto autore iam allata memorentur, in Pherecrateo ut mox adventura describantur.*' Indessen wir glauben, es lässt sich doch noch etwas mehr mit diesem Fragment anfangen. Mit dem Eigenthumsrecht, welches Pherekrates angeblich an dasselbe besitzen soll, hat es seine eigene Bewandniss. Dass es überhaupt schon mit den Persai dieses Dichters nicht ganz in der Ordnung ist, beweist die Art, wie sie anderwärts bei Athenaios erwähnt werden. XV. 685 A: *καὶ ὁ Φερεκράτης δὲ ἢ ὁ πεποιηκὼς τὸ δρᾶμα τοὺς Πέρσας;* ebenso III. 78 D., und XI. 502 A: *Φερεκράτης ἢ ὁ πεποιηκὼς τοὺς εἰς αὐτὸν ἀναφερομένους Πέρσας*, [ähnlich der Scholiast zu Aristoph. Frösch en 362]. Man erkennt hieraus auf's bestimmteste, dass der Verfasser jener Bemerkungen an der Aechtheit der ihm unter Pherekrates Namen vorliegenden Stücke entschiedene Zweifel hegte. Ja, wir dürfen mit einiger Zuversicht auf eine hier stattgehabte Diaskeue schliessen, wenn wir andere deutlicher ausgedrückte Bemerkungen des Athenaios vergleichend heranziehen, z. B. VII. 304 B, 313 B: *Ἀγροῖκος ἢ Βονταλίων.* VIII. 358 D: *ἐν Βονταλίωνι ὅπερ δρᾶμα τῶν Ἀγροίκων ἐστὶν ἑνὸς διασκευή.* — IX. 396 f.: *Δίφιλος ἐν Εὐνούχῳ ἢ Στρατιώτῃ, ἔστι δὲ τὸ δρᾶμα διασκευὴ τοῦ Αἱρεσιτείχους.* — Vergl. VI. 241 B (XIV. 663 C). — X. 429 E. — VI. 247 C. — III. 85 E. 110 B. 308 E. 323 A. C. — VI. 325 E. IV. 160 D. u. a. m. Da nun aber andrerseits zwei Stellen unseres Fragments von sehr ehrenwerthen Gewährsmännern dem Aristophanes zugeschrieben werden [Pollux VII. 115: *καὶ ζυγοποιεῖν, ὡς ἐν Πλούτῳ Ἀριστοφάνης* und Grammat. Cramer. anecdot. I. p. 277: *καὶ πάλιν παρ' Ἀριστοφάνει· τὰ δὲ δὴ δένδρα τἀν τοῖς ὄρνεσι* (sic).], so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass jenes Bruchstück am Ende wohl gar aus unserer verlorenen älteren Plutoskomödie (I) stamme, genauer gesagt aus den Erwiderungen, welche in der syntagmatischen Streitscene auf die Vorstellungen der Penia gemacht wurden (s. oben S. 130). Und zwar stellen wir uns die Sache also vor: Die Persai des Pherekrates waren mit einzelnen

nach dem Programme durchgeführt zu werden. Welcherlei drastische Situationen der Dichter aus der Verwirklichung des socialistischen Gütergleichheitsprincips in der menschlichen Gesellschaft hervorgehen liess, davon können wir uns bei der Kokettenscene, dem einzigen Ueberrest dieser Partie, wenigstens noch einen annähernden Begriff machen. Was aber andrerseits die Demüthigung der Götter betrifft, so wird auch sie uns in der Hermes- und Priesterscene ganz unmittelbar vor Augen gerückt. Den Schluss des Stückes bildete die für eine Komödie der älteren Gattung höchst characteristische Verbringung des Plutos in das Staatsschatzhaus.

Mit Zuversicht vermag man selbst aus solchen schmählich verstümmelten Bruchstücken den Schluss zu ziehen, dass diese ächte Plutoskomödie (aufgeführt Ol. 92, 4) eine unseres Dichters würdige Schöpfung gewesen. Dagegen ist die Vermischung zweier verschiedener Stücke, welche das Wesen unserer überlieferten Plutoskomödie ausmacht, ein so geschmackloses und wahnwitziges Unternehmen, dass es weder dem Aristophanes noch einem seiner Zeitgenossen zugetraut werden darf.

Partien jener Plutoskomödie, welche einen verwandten Gegenstand wenn auch in ganz anderer Weise behandelte, zu irgend einer Zeit contaminiert worden. Diese Contamination lag demjenigen Grammatiker vor, welcher das Werk des Athenaios in die uns erhaltene Gestalt gebracht hat; derselbe erkannte zwar nicht den wahren Sachverhalt, indessen mancherlei indirecte Zeugnisse, darunter wohl auch das Fehlen von ganz bestimmt überlieferten Stellen liessen ihn zweifeln, ob er wirklich die Persai des Pherekrates vor sich habe und diesem Zweifel gab er nun wie in vielen ähnlichen Fällen durch jene obenerwähnte Citiermethode Ausdruck. Den Athenaios selber lassen wir absichtlich in dieser Frage ganz aus dem Spiele.

3. Die Vögel.

Bei den Untersuchungen über die Wolken und den Plutos, welche das vorläufige Ergebniss geliefert haben, dass diese Stücke ihre heutige Gestalt nicht blos einer eingreifenden Umarbeitung, sondern auch einer Contamination ganz verschiedenartiger dramatischer Gebilde verdanken, durften wir als Ausgangspunkt eine Reihe von Wahrnehmungen benutzen, die von der Kritik in ganz unanfechtbarer Weise bisher schon festgestellt waren. Beide Stücke hatten schon seit geraumer Zeit den Verdacht einer Ueberarbeitung sehr verschieden auf sich gezogen, ohne dass man freilich den ganzen Umfang der Verderbniss auch nur entfernt zu ahnen schien. Nun sind aber jene beiden Komödien in unserem aristophanischen Nachlass nicht etwa die einzigen, bei denen neben der mehr oder weniger verbürgten Nachricht einer doppelten Aufführung, resp. doppelten Recension, technische und ästhetische Mängel der bedenklichsten Art sich kund thun. Wir erinnern zunächst nur an den Frieden, die Thesmophoriazusai und die Frösche. Aber auch die Ekklesiazusai mit ihrem zwiefachen Thema kommen hier in Betracht. Dass dieselben bei einer systematischen Behandlung uns ganz ähnliche Resultate geliefert haben, brauchen wir sachkundigen Beurtheilern gegenüber nicht erst ausdrücklich hervorzuheben. Nichtsdestoweniger verzichten wir in dieser Voruntersuchung einstweilen auf die Erörterung jener naheliegenden Objecte, um mit einem festen und entschiedenen Schritt die Berechtigung unserer Methode sofort an einem Stücke zu erproben, das zwar

zu den merkwürdigsten und schwierigsten unseres Dichters gehört, bei dem aber noch Niemand auch nur den leisesten Verdacht einer Ueberarbeitung geäussert hat. Gelingt es uns hier, eine genügende Anzahl von Indicien derselben Verderbniss vorzulegen und die Wunderlichkeiten dieses Stückes mit Hilfe unseres neuen kritischen Principes in befriedigender Weise zu erklären, so dürfte es fortan ausser Zweifel stehen, dass diese Methode auch für die Totalität des überlieferten Aristophanesbestandes von grösster Wichtigkeit ist.

‚Aristophanes' Vögel sind die Krone seiner Dichtungen, der Gipfelpunkt seiner Komik; das ist das übereinstimmende Urtheil aller Kunstrichter. Fragt man nach Tendenz und Character des gepriesenen Kunstwerks, so ist keine Komödie unseres Dichters, selbst die vielbesprochenen Wolken nicht ausgenommen, so mannigfaltig ausgelegt, so entgegengesetzt aufgefasst worden, als gerade die Vögel. Sie theilen das allgemeine Schicksal aller grossen Kunstwerke, in denen abgesehen von ihrer allgemein anerkannten Vollkommenheit Jeder noch etwas Besonderes findet, was gerade seinem Wesen entspricht und ihm dort im Spiegel idealer Schönheit entgegenleuchtet. Aeschylos' Prometheus, Sophocles' Antigone, Shakespeare's Hamlet, Goethe's Faust sind solche Dichterwerke, an denen sich der Enthusiasmus und die Reflexion der Kunstkritik nicht zu sättigen und zu erschöpfen vermag: immer neue Schönheiten sucht und findet man, ‚die da hineingeheimnisst worden.' Freilich geschieht es da wohl zuweilen, dass diese verschiedenen Schönheiten sich nicht mit einander vertragen, ja wohl eine die andere aufhebt! Auch mit den Vögeln des Aristophanes hat es eine solche Bewandtniss.'

Diese Worte, mit welchen H. Köchly [1]) eine Besprechung des vorliegenden Stückes einleitet, sind in der That im Stande, eine ausführliche Erörterung aller der verschiedenartigen, über die Idee und die Gestaltung desselben geäusserten Ansichten für unseren Zweck überflüssig erscheinen zu lassen. Wir haben es bei der Be-

[1]) Ueber die Vögel des Aristoph. Gratulationsschrift. Zürich 1857.

trachtung der Wolken nicht versäumt, selbst die entlegensten und ungereimtesten Auffassungen dem Leser vorzuführen, um an einem der hervorragendsten Beispiele den schwerfälligen Entwicklungsgang derartiger Specialfragen der griechischen Litteratur zu kennzeichnen, im vorliegenden Falle aber wäre es geradezu verlorene Mühe wollten wir die gesammte, nicht ganz unansehnliche Litteratur, die sich auch an dieses Stück allmählich angesetzt hat, in ähnlicher Weise behandeln. Wenigstens in der hier zu führenden Voruntersuchung der Vögel wird uns schon der Uebersichtlichkeit der Darstellung wegen eine Nichtbeachtung mancher, vom bisherigen Standpunkt durchaus nicht unverächtlichen Aufstellungen eingeräumt werden müssen. Wer sich indessen von ernstlichen Scrupeln über diese Rücksichtslosigkeit nicht gänzlich frei machen kann, der mag selber in dem genannten Schriftchen die anschauliche und gedrungene Gruppirung der bisher aufgetauchten Ansichten nachlesen;[1]). er wird vielleicht sich leichter beruhigen, wenn er dort aus H. Köchly's Munde die harmlose Parodie des bekannten Goethe'schen Spruches vernimmt:

„Jeder dieser Interpreten
Wird vom andern abgethan,
Hast die Wahrheit Du vertreten,
Ficht ihr Irrthum Dich nicht an.'

Wir beschränken uns also in litterar-historischer Hinsicht Folgendes hervorzuheben:

J. W. Süvern[2]) hat mit Umsicht und Gelehrsamkeit die Vögel in ähnlicher Weise besprochen wie die Wolken. Nicht nur die Idee des Stückes erhält bei ihm einen historischen Hintergrund, er versucht auch, selbst bis in die feinsten Details hinein,

---

[1]) Zu ihnen kommen dann noch die neuesten Besprechungen dieses Stückes: A. S. Vögelin Ueber des Aristoph. Vögel. Zürich 1858. — Heidelberg *In conscribenda Avium fabula, quod sit secutus consilium Ar. etc.* Celle 1860. — S. Loehle *De Aristophanis fab. quae inscribitur Aves.* Heidelberg 1865.

[2]) Ueber Aristophanes Vögel. Abhandlungen der Berliner Akademie aus d. J. 1827, herausgeg. 1830.

Anspielungen auf historische Ereignisse und Persönlichkeiten aufzudecken. Das Ganze ist ihm eine parodische Allegorie des sicilischen Feldzuges (einschliesslich der auf eine Eroberung des ganzen Westens gerichteten letzten Absichten der Athener; die Vögel sind die Athener selbst, die Götter die Spartaner, die Menschen die Bundesgenossen; Peisthetairos ist theilweise Alkibiades u. s. w.) Freilich geht es hier, wie in seiner Erklärung der Wolken, nicht ohne Künsteleien ab, und es lässt sich gar nicht läugnen, dass er in seinem Bestreben nach einer specifisch historischen Exegese in sehr vielen Fällen zu weit gegangen ist. Nichtsdestoweniger war auch diesmal seine Arbeit eine dankenswerthe Grundlage, auf welcher sich jedenfalls mit gutem Erfolg fortbauen liess; und vielleicht wäre, indem man, wenn auch nicht im engsten Anschluss an Süvern, so doch im Sinne und in der Weise desselben weiter geschritten wäre, die Frage über Tendenz, Handlung und Gliederung dieser Fabel schon längst zur wirklichen Entscheidung gebracht worden. Statt dessen aber wurde der natürliche Gang der methodischen Forschung auch hier ganz gründlich unterbrochen, als überschwängliche Romantik von der einen, und sinnverwirrende Hegelei von der andern Seite her sich an die Auslegung des allerrealistischsten unter den realistischen Dichtern der Hellenen machten.

Fr. Schlegel, dem es als oberstes poetisches Princip galt, ‚den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen', gab in der schon früher erwähnten Schrift den Anstoss zu einer laxen, verschwommenen und durchaus unhellenischen Beurtheilungsweise des Aristophanes. Die Vögel haben ihm dabei wohl in erster Linie vor Augen gestanden; konnten sie ihm doch auf seinem Standpunkt allerdings als ein geeignetes dramatisches Exempel für seinen ‚grossen Witz der romantischen Construction' dienen. Auch der geschmackvollere Kenner des Alterthums, A. W. Schlegel (Vorles. III. Ausg. 1. Thl. S. 206) hatte schon das gefährliche Losungswort ausgegeben: diese lustige, geflügelte, buntgefiederte Dichtung, welche durch die

keckste und reichste Erfindung im Reiche des phantastisch Wunderbaren glänze, sei nur ‚die harmloseste Gaukelei, welche Alles berührt, die Götter wie das Menschengeschlecht, aber ohne irgendwo als auf ein Ziel einzudringen.'

H. Th. Rötscher hat hier ungefähr in ähnlichem Sinne gewirkt, wie bei der Verwirrung der Wolkenfrage. Er behauptete,[1]) dass der Dichter in dieser Vögelrepublik — — — die Gegenwart des atheniensischen Staats vorgestellt habe, in welcher alles Objective und Allgemeine von der Willkühr und Einzelheit des Willens und Meinens bereits verschlungen war.

Nicht gerade sehr förderlich erwies sich aber auch J. G. Droysen's Auffassung, welche ganz unverkennbar in die romantische und die hegelianische Richtung hinüberschillert und welche bei der anerkannten Vortrefflichkeit der Droysen'schen Uebersetzung unseres Dichters um so grössere Verbreitung fand. Indem Droysen gegen die etwas einseitig durchgeführte historische Auffassung Süvern's mit allzugrosser Entschiedenheit und mit einer bestechenden Darstellungsweise auftrat,[2]) versuchte er zunächst, diese ganze Richtung überhaupt ausser Credit zu

---

[1]) Aristophanes und sein Zeitalter. Berlin 1827. S. 386: ‚Indem er Alles vor das Forum dieser Vögelwelt zieht, und die entlegensten und heterogensten Gegenstände in den Kreis seiner Betrachtung bannt, bezeichnet der Dichter damit die absolute Macht dieser Welt, der nichts mehr heilig und ehrwürdig. Dieser unendliche Leichtsinn vollendet sich dem Anschauenden endlich in der Ausgleichung mit den Göttern, wodurch Peisthetairos die früher dem Zeus angehörende Macht empfängt. Damit ist aber das einzelne Subject als der absolute Herr von Allem positiv ausgesprochen, indem in dasselbe aller objective Inhalt zurückgeht, und gegen die Subjectivität Nichts auszuhalten im Stande ist, da sie allein als das Unbewegliche in allem Bewegten und Verschwindenden übrig bleibt. Also hat der Dichter dies Gemälde des Leichtsinns und der Auflösung seiner Welt aufgefasst, wogegen auch das alte Princip nicht mehr Widerstand leisten kann, da es bereits von dem Bewusstsein überwunden, und in den Strudel der Willkühr hineingerissen worden ist.'

[2]) Des Aristophanes Vögel und die Hermokopiden im Rh. Mus. f. Philologie. III. IV. B. (1835. 1836).

setzen. Sodann äusserte er in folgender Weise[1]) seine eigne Ansicht über unsere Komödie: ‚Gerade das muss vor Allem aufrecht erhalten werden, dass das Ganze ein vollkommen phantastisches Spiel ist, dass sich alles Wirkliche und Factische durch eine in sich ganz verständige Logik zu lauter Idealität und Ueberspanntheit sublimirt, die doch wieder an allen merklichen Momenten der Gegenwart dicht dahinstreift. Das Ganze erscheint wie eine Fata Morgana, die die Wirklichkeit jedoch wieder durch alle diese verzogenen, körperlosen, wehenden Bilder hindurchschimmern lässt.‘ Und ferner (S. 53): ‚Aber beide (Euelpides und Peisthetairos) sowie die ganze Fabel sind für specielle Personen und Facta zu allgemein, alles Factische und Persönliche gleichsam aufgelöst zu einem allgemeinen Eindruck, einer Stimmung, einem durchaus Innerlichen, in dem die Farben der Wirklichkeit zu einem Lichtton verschwimmen, das ist der Stoff, aus dem diese Komödie geworden ist und darum ist sie so vollkommene Poesie. — — — Dem Zuschauer musste das Stück vorkommen wie ein seltsamer Traum! In demselben sind tausenderlei Dinge des Hier und Heut vorgekommen, und das Wirkliche ist wie Mährchen, das Mährchenhafte wie wahr und wirklich gewesen. Der Zusammenhang der Dinge ist dann nicht ihr äusserliches factisches Verhalten in und zu der Wirklichkeit (?), nicht eine gewisse mechanische Tendenz, die das Kunstwerk zu einem Mittel erniedrigt, nicht ein schliessliches Fabula docet oder das erklärende Wort einer Allegorie, sondern eben jene Stimmung, jene Atmosphäre der Wirklichkeit, jenes Allgemeine, aus dem das seltsame Bild wie ein Traum auftaucht.‘ — Doch genug des Unbestimmten und Allgemeinen, das uns zwar leicht und anmuthig über die Klippen hinwegführt, dabei jedoch den berechtigten Ansprüchen des nüchternen Verstandes allzuwenig Rechnung trägt. Soviel aber steht für uns von vornherein fest,

---

[1]) a. a. O. IV. S. 46. In der Einleitung zu den Vögeln (Uebersetzung von Aristoph. Werken 2. Aufl.) S. 19 mit einigen unwesentlichen Abänderungen wiederholt.

wenn man aus poetischen Rücksichten oder aus Furcht für einen Pedanten und Kleinigkeitskrämer gehalten zu werden, eine nüchterne Prüfung der Sachlage unterlässt, wenn man anstatt das Unerklärbare, Mangelhafte, Unnatürliche, das dieser Komödie in dem überlieferten Zustand anhaftet, einfach als solches zu empfinden und klar und präcis anzuerkennen, fast überall nur Vollendung, nur Harmonie, nur Klarheit, ja Poesie in höchster Potenz[1]) zu erblicken vermeint, so kann man unmöglich zur Anbahnung eines realen Fortschrittes in der Erkenntniss dieser Sachlage etwas beitragen. Diesem Standpunkt gegenüber ist es gut, auch das naive Zugeständniss von A. Bohtz[2]) nicht unerwähnt zu lassen, der mit seiner Beurtheilung unseres Stückes im Ganzen darauf hinauskommt: der Dichter habe wohl in demselben eine Art von Narren-Eldorado darstellen wollen! Ja, ja, eine Narren-Komödie oder auch eine närrische Komödie, das wäre die richtige Bezeichnung!

Beim ersten Blick auf die vorliegende Komödie fühlt man sich allerdings etwas verwirrt durch die Regellosigkeit und scheinbare Zusammenhangslosigkeit der dargestellten Handlung;

---

[1]) Vergl. auch Droysen a. a. O. (Einleitung zu den Fröschen) S. 260: ‚Die Vögel sind in dieser wie in jeder Beziehung ein Beispiel der grössten künstlerischen Vollendung'. — Aehnlich urtheilten dann Andere, wie z. B. Th. Kock Ausg. der Vögel. Berlin 1864. Einl. S. 23: die künstlerische Einheit sei so schön und folgerichtig durchgeführt, dass das Stück schon deswegen die erste Stelle selbst unter den Schöpfungen der aristophanischen Muse verdiene. — Ein treffendes Beispiel für den Einfluss der Droysen'schen Auffassung bietet übrigens folgende seltsame Bemerkung jenes so umsichtigen Herausgebers S. 40: ‚Die Komödie ist danach ein Kind ihrer Zeit und ohne diese nicht zu verstehen; aber sie bewegt sich nicht wie ihre Schwestern in der Zeit, in ihrer Umgebung, sondern richtet ihren Blick, wie man es wohl an besonders begabten Kindern sieht, die deswegen oft selbst von ihren Eltern nicht verstanden werden, weg aus ihrem Kreise einer Welt zu, die nicht diese Welt ist. Es giebt keine unter des Aristophanes Komödien, die so kosmopolitisch wäre, wie diese u. s. w.'

[2]) Das Komische und die Komödie. Göttingen 1844. S. 176.

allein bei ruhiger, klarer Erwägung der wichtigsten Momente findet sich doch alsbald der leitende Faden, der uns allein zu dem Ausgange dieses Labyrinths zu führen vermag.[1]) Zwei Stellen der Exposition unseres Stückes sind es hauptsächlich, an denen der Gang einer einheitlichen Handlung unzweideutig vorgezeichnet wird. Zunächst die Scene V. 162 — 193. Hier erklärt der Abenteurer Peisthetairos dem Epops gegenüber (162 ff. 172. 182 ff. 190), die Vögel müssten, wenn anders sie eine Rolle in der Welt spielen wollten, ihre eigene Zerfahrenheit und ihren Particularismus beseitigen, das vagabundirende Nomadenleben aufgeben und ein einheitliches, gemeinsames Staatswesen gründen. Die feste Ansiedlung in dem ihnen zugehörigen Luftraum sei die erste Vorbedingung der neuen Reichsbildung; alsdann aber müssten sie ihr ganzes Luftgebiet gehörig absperren, wodurch es ihnen jedenfalls leicht würde, in Anbetracht der centralen Lage ihres Staates zwischen den Göttern und den Erdenbewohnern, beide unter ihre Botmässigkeit zu bringen. Denn da der Opferdampf von der Erde nicht mehr ungehindert emporsteigen könnte, wenn einmal das Luftgebiet abgeschlossen sei, so bliebe den Göttern alsdann nur die Wahl zwischen dem gänzlichen Verhungern und der Entrichtung eines Tributs an die Vögel.

Noch anschaulicher erörtert Peisthetairos seinen Plan in der bald darauf stattfindenden Versammlung der Vögel (460 ff.). Nachdem es dem schlauen Demagogen gelungen ist, den süssen Pöbel durch ein einziges, blendendes Schlagwort (‚Einst waret Ihr Könige' 467) zu fesseln, ihm sein Anrecht auf das Imperium mundi aus Geschichte und Tradition unwiderleglich nachzuweisen und ihn für diese Idee mächtig zu begeistern, schlägt er zur Realisirung des Planes folgende Massregeln vor: Gründung eines einheitlichen Staatswesens[2]) im Luftraum, Absperrung

---

[1]) Vergeblicher Erklärungsversuch von Süvern a. a. O. S. 95, wo treffend bemerkt wird, dass ein ‚Flor um den Grundgedanken der Dichtung' gezogen sei.

[2]) μίαν ὀρνίθων πόλιν 550 ff. vgl. 112. In diesem allge-

dieses luftigen Staatsgebiets durch eine gewaltige Backsteinmauer nach dem Muster der babylonischen, sodann Absendung eines Ultimatum an Zeus bezüglich der Abtretung der Weltregierung; im Weigerungsfalle unverzügliche Kriegserklärung und Verhängung einer strengen Grenzsperre (vgl. 1516 ff.), insonderheit auch rücksichtslose Unterdrückung des herkömmlichen Unfugs der Vergnügungsreisen verliebter Götter zu den schönen Erdentöchtern (556 ff.). Dass es hierbei übrigens nur die Absicht ist, die Götter in ein leichteres Vasallenverhältniss, in eine Art bundesgenössischer Abhängigkeit, zu versetzen, etwa wie sie den Mitgliedern der athenischen Symmachie auferlegt war, erhellt aus einigen späteren Aeusserungen unseres Politikers (1610. vgl. 190. 1600. 1606. 1626.)

Andrerseits nun soll den Menschen drunten auf der Erde notificirt werden, dass die Vögel die Regierung der Welt rechtskräftig übernommen hätten und dass nur ihnen fortan die Opfer darzubringen seien. [1])

Was Wunder wenn das ehrgeizige Vögelvolk einem so klaren und wohldurchdachten Programme gegenüber rasch alle Bedenken schwinden lässt und sich der unumschränkten Leitung des beredten Abenteurers willig hingiebt. Die Vögel sind vollständig eingenommen von der Idee, den Kampf gegen die bisherigen Weltbeherrscher, die Olympier, mit allem Nachdruck zu führen; im Vertrauen auf den Beistand des Peisthetairos und hingerissen von ihrem eigenen Chauvinismus, sehen sie den Erfolg für ganz zweifellos an (629 ff.).

Aber auch die Leser des Stückes befinden sich in einer begreiflichen Spannung und erwarten nun die Durchführung dieses wundervollen Komödienvorwurfs.

---

meineren umfassenderen Sinne, nicht in dem engeren von ‚Stadt' (wie es allerdings V. 121. 127 ff. 196. 809 ff. 920. 964. 1034. 1277 ff. 1313 gebraucht ist) fassen wir das Wort πόλις an den beiden erwähnten Stellen sowie auch in V. 1218. 1264. Vgl. 1515.

[1]) 561 ff. Ueber 563 ff. später Genaueres.

Dem Programme des Peisthetairos entsprechend müssten im weiteren Verlauf des Stückes zwei Hauptmomente hervortreten: Die Auseinandersetzung mit den Göttern und die Auseinandersetzung mit den Menschen.

Das Erstere findet in der That statt in drei Scenen, welche wohl zu den vollendetsten Partieen der alten Komödie zu rechnen sind, jedenfalls zu den Glanzpunkten der aristophanischen Kunstleistung. Es sind die Scenen, in welchen zuerst die Götterbotin Iris (1199—1261), dann der hasenfüssige, emeritirte Titane Prometheus in seiner seltsamen Vermummung (1494—1552) und endlich die drei Gesandten Poseidon, Herakles und der Triballe (1567—1694) auftreten. Nicht nur erfährt die Götterbotin von Seiten des Peisthetairos eine so unerhört respectwidrige und summarische Behandlung, dass dessen Befähigung zur Durchführung des tollkühnen, titanenhaften Unternehmens fortan gegen jeden Zweifel gesichert scheint: es beweist auch andrerseits der dieser Göttin von Zeus ertheilte Auftrag, dass der zweite wesentliche Theil des Programmes schon erledigt ist und dass in Folge dessen keine Opfer der Menschen mehr zum Olymp emporsteigen (1262). Ausdrücklich bestätigt dies alsdann, in einem höchst lächerlichen Aufzug erscheinend, Prometheus, der eingefleischte Feind der Götter, welcher mit dem modernen Titanen Peisthetairos auf's lebhafteste sympathisiert, ihn zur Ausdauer anfeuert und noch auf den Kernpunkt des ganzen Unternehmens hinweist, auf die Erlangung der Zeustochter Basileia. Endlich nahen die Gesandten, von den hungernden Olympiern mit Vollmacht für einen schleunigen Friedensabschluss versehen, und es ist nun eine Lust mitanzusehen, wie es dem versatilen Staatsmanne gelingt, unter geschickter Benützung der persönlichen Sympathien und Antipathien der einzelnen Gesandten nach längerer Verhandlung ein für ihn selber höchst befriedigendes Abkommen zu treffen. Beides, das Scepter des Zeus und die Jungfrau Basileia, wird ihm von den Bevollmächtigten zugesichert und es ist somit der schwierigere Theil des Titanenprogrammes in glänzender Weise unmittelbar vor den Augen der Zuschauer durchgeführt. Die Revolution nach oben ist voll-

ständig geglückt, die Vögel und an ihrer Spitze der kühne Abenteurer Peisthetairos befinden sich im Besitze der Weltherrschaft. Ueberall hat Peisthetairos sich als das Muster eines schlagfertigen, selbstbewussten, kein Haarbreit von seinem Ziele zurückweichenden Staatsleiters bewährt.

Wie aber verhält es sich mit der Durchführung der anderen Hälfte seines Planes, welche auf die ausdrückliche Anerkennung der Vogelherrschaft von Seiten der Menschen gerichtet ist? Findet sie in einer ähnlich vollendeten Weise statt? Zwar wird, wie schon erwähnt, indirect mehrfach auf eine Unterwerfung der Menschen unter das neue Regime als auf eine vollendete Thatsache hingewiesen; nirgends aber findet sich eine dramatische Veranschaulichung dieses Punktes. Mitten in die wohlgegliederten und unter sich zusammenhängenden Götterscenen hinein fällt plötzlich jene Partie, welche von den Beziehungen der Menschen zu dem neuen Götterstaate handelt (1269—1469).[1]) Und merkwürdig! In dieser so unerwartet hereingeschneiten Scene selber ist auch nicht mit einem einzigen Worte das, was wir doch vor allem erwarten, die Anerkennung der göttlichen Herrschergewalt der Vögel klar und offen ausgesprochen. Seltsame Dinge sind es vielmehr, die dem überraschten Leser geboten werden. Peisthetairos, welcher in dieser Partie sehr wenig Aehnlichkeit mit der oben geschilderten kraftvollen, humordurchglühten Persönlichkeit verräth, wartet ungeduldig auf die Rückkehr des auf die Erde entsendeten Boten. Nach den erwähnten Paragraphen des Programmes und im Hinblick auf die kurz vorher gefallene Aeusserung des Peisthetairos (1236 f.): die Vögel seien jetzt für die Menschen die alleinigen Götter und ihnen, nicht dem Zeus, seien fortan die Opfer darzubringen, ist man unleugbar zu der Voraussetzung berechtigt, dass der Auftrag des Boten in einer Notificirung des Regierungswechsels, resp. in einer förmlichen und feierlichen

[1]) Nicht ohne dass der zunächst stehende, die Irisscene abschliessende Chorgesang dadurch eine schwere Verstümmelung erlitten hätte.

Aufforderung, die neue Götterdynastie unverweilt anzuerkennen, bestanden habe.[1])

Allein statt einer hierauf bezüglichen Antwort, sei es zustimmenden, sei es ablehnenden Inhalts bringt der zurückgekehrte Herold (1271), indem er sich in ziemlich abgeschmackten, schwülstigen Glückwünschen ergeht, dem Peisthetairos die Mittheilung, die Menschen schickten ihm einen goldenen Verdienstkranz, Alles sei von Begeisterung für die neue Vogelstadt erfüllt, ja es herrsche in allen Beziehungen und Lebensverhältnissen eine wahre Ornithomanie und endlich — man höre! — mehr als zehntausend ‚Colonisten' seien aufgebrochen, um hier oben sich niederzulassen und ein geflügeltes Dasein zu führen. Peisthetairos, der Tyrannos des neuen Götterstaates, erscheint von dieser Nachricht höchlich erbaut. Offenbar kommt ihm dieselbe keineswegs überraschend; er lässt sofort möglichst grosse Quantitäten von Federn herbeischaffen, um die erwarteten Ankömmlinge ungesäumt mit Flügeln versehen zu können, und es ist ein unzweideutiges Zeichen seiner freudigen Erregtheit, wenn er dabei die säumigen Sclaven[2]) zu grösserer Eile antreibt. Auch der Chor giebt seiner Freude über den nun zu erwartenden Bevölkerungszuwachs lebhaften Ausdruck.

Der erste Ankömmling, ein ungerathener Sohn, welcher erklärt, er sei nur in der Hoffnung gekommen, dass er hier seinen Vater ungestraft misshandeln dürfe, wird von Peisthetairos, nachdem dieser ihm Besserung anempfohlen hat, aufgenommen und beflügelt. Als zweiter Colonist erscheint der Dichter Kinesias. Nach einer kurzen, nicht besonders witzigen Unter-

---

[1]) Wir gehen hier nicht weiter auf den seltsamen Umstand ein, dass erst jetzt dieser schon längst abgeschickte Bote (von der Sendung zweier verschiedener Boten an die Menschen ist nirgends die Rede) zurückgekehrt, während der reale Erfolg seiner Sendung den Göttern doch schon seit geraumer Zeit fühlbar geworden ist, und auch allerlei zudringliches Menschenvolk schon längst seinen Weg ins Vogelreich genommen hat.

[2]) deren einer übrigens hier Manes heisst, während früher 657 Xanthias und Manodoros genannt waren.

redung wird er nicht beflügelt,[1]) sondern überflüssigerweise — denn es liegt in jenem Zusammenhang durchaus keine Veranlassung dazu vor — mit Prügeln tractirt. Dass dies Geschick den nun an dritter Stelle erscheinenden Sykophanten betrifft, ist zwar weniger auffallend, dagegen ist der ganze Dialog zwischen ihm und Peisthetairos durchaus nicht geeignet, uns in letzterem den alten humoristischen Titanen wiedererkennen zu lassen.[2]) Schon der Abstich dieser Partie in Ton und Haltung im Vergleich zu den Götterscenen ist ein ziemlich greller. Auch darauf mag einstweilen noch hingewiesen sein, dass es jedenfalls ein sehr erheblicher Widerspruch ist, wenn hier die Menschen durch das Anheften von Federn beflügelt werden, während früher (654 f.) Epops erklärte, diese Verwandlung gehe ganz einfach durch das Kauen einer gewissen Wurzel vor sich, ein Ausspruch, der sich an Peisthetairos und Euelpides wirklich bewährt hatte. Endlich ist es aber auch ganz unerklärlich, weshalb die vorliegende Scene so plötzlich und unmotivirt abgebrochen wird (1469).

Die hinsichtlich dieser ganzen Partie demgemäss aufsteigenden Bedenken lassen sich aber bei einiger Ueberlegung noch durch weitere vermehren. Ist es denn, fragen wir, nicht geradezu widersinnig, wenn die auf ihre unbeschränkte Souveränität eifersüchtigen neuen Götter, insonderheit ihr stolzes Oberhaupt Peisthetairos, von einem solchen Zuschub verkommenen Colonistengesindels erbaut und befriedigt scheinen? Verträgt eine solche Massenadoption sich mit der Würde ihres göttlichen Standes? Oder lässt sich diese Massregel aus dem Mangel an Bevölkerung im Vögelreich erklären angesichts der fabelhaften Berichte (1186 ff. 1178 f.) über die zahllose Menge der von allen Weltenden zum Mauerbau herbeigeeilten Vögel? Und andrerseits, wie können denn die Menschen, welche laut ausdrücklicher Angaben nun nicht mehr den olympischen, sondern den neuen Göttern opfern, allen schuldigen Respect so ganz bei Seite setzen und sich ohne Weiteres in die Reihen der letzteren eindrängen wollen? Deutet denn

[1]) Anders Th. Kock zu dieser Stelle.

[2]) Die Stelle 1432—1452 möchte zunächst völlig auszuscheiden sein.

überhaupt auch nur Einer jener drei genannten jämmerlichen Repräsentanten der Menschen an, dass er sich den neuen Göttern gegenüber stehen fühlt? Doch es ist unnöthig, über die handgreiflichen Disharmonieen dieser Partie viele Worte zu verlieren. Es lässt sich eben einmal durchaus kein vernünftiger Zusammenhang herstellen zwischen der auf Errichtung einer Vögelweltherrschaft gerichteten Tendenz des Peisthetairos und der Idee jener Ankömmlinge, im Gebiete der Vögel gemeinschaftlich mit diesen eine Art von Colonie zu bilden.

Nun wird man mit Recht einwenden, die Colonistenscene stehe ihrem Inhalt nach in sehr engem Zusammenhang nicht nur mit verschiedenen Stellen in der ersten Hälfte unseres Stückes (z. B. 114—161; 194 ff.), an welchen die Tendenz einer Coloniegründung bestimmt hervortrete, sondern namentlich auch mit einem Theile der grossen Parabase, ja sie sei recht eigentlich das natürliche Ergebniss des Inhaltes derselben.

Dort hatte nämlich allerdings der Chor in dem Epirrhema (752 ff.) die Zuschauer und damit gewissermassen auch die Menschen überhaupt zur Theilnahme an dem glückseligen Leben im Lande der Vögel, welches nebenbei als eine Art von Banditeneldorado geschildert wird, förmlich eingeladen. Auch in dem Antepirrhema (785 ff.) waren die Vorzüge und Annehmlichkeiten eines geflügelten Daseins offenbar nur darum so drastisch und mit solchem Wohlbehagen geschildert, um auf die Entschliessung der Angeredeten ermunternd einzuwirken.

Allein anstatt aus dem Inhalt jener epirrhematischen Theile der Parabasis eine Stütze für die an ihrer jetzigen Stelle unhaltbare Colonistenscene zu machen, muss man vielmehr umgekehrt die letztere zur Verdächtigung und Beseitigung jener nicht minder störenden Chorpartie benützen. Betrachtet man aber die gesammte Parabase etwas genauer, so ergiebt sich in der That, dass zwischen den beiden Hälften derselben die Disharmonie ebenso deutlich, ebenso unerträglich ist wie zwischen der Göttor- und der Colonistenscene. Im Beginne der eigentlichen Parabasis (685 ff.) hatte der Chor der Vögel voll hohen Selbstgefühles in schwungvollen Versen die Nichtigkeit und Hinfälligkeit des Men-

schengeschlechtes geschildert; er hatte dann an sein eigenes uraltes Herrscherrecht erinnert, auf die Vortheile, welche aus der Weltherrschaft der Vögel erwachsen würden, hingewiesen und endlich den Menschen, falls sie die neue Götterdynastie anerkennen wollten, reichliche Versprechungen bezüglich ihres Wohlergehens gemacht (717 ff.). Da wendet sich plötzlich derselbe Chor in dem Epirrhema — Strophe und Antistrophe können als ziemlich bedeutungslos hier unberücksichtigt bleiben — mit dem oben erwähnten, höchst seltsamen Verbrüderungsanerbieten an die Zuschauer. Allein der umsichtige Beurtheiler unseres Stückes, einmal auf die ganze Sachlage hingewiesen, wird nun ohne Zweifel unserer Behauptung beistimmen, dass hier an dieser Stelle eine offenkundige, gar nicht verkleisterte Contaminationsfuge zu Tage tritt. Hier müssen wir daher mit festem Griff das schlüpfrige Ungethüm zu packen versuchen und es zwingen, den wahren Kern seiner Proteusnatur zu offenbaren. In dem Epirrhema befinden wir uns nämlich unversehens auf einem ganz fremden Boden. Eben noch in der noblen Gesellschaft von stolzen und doch wohlwollenden Prätendenten der Weltherrschaft, sehen wir uns plötzlich einer Bande gesinnungs- und characterlosen, windigen Gesindels gegenüber, der es darauf ankommt, durch Zusicherung einer ausgedehnten Straflosigkeit Krethi und Plethi zur Ausfüllung der neuen Colonie herbeizulocken.

Das Räthsel löst sich fast spielend, wenn man die sogenannte zweite Parabase vergleichend heranzieht. Dort sind in der Strophe (1058 ff.) sowie im Epirrhema (1071 ff.) die Vögel sich ihrer Göttlichkeit noch völlig bewusst, sie ergehen sich in frohen Betrachtungen über die zu erwartenden segensreichen Folgen ihrer Herrschaft und erlassen kraft der frisch erlangten Gewalt strenge Verordnungen gegen die Vogelsteller und gegen andere Feinde und Peiniger des neuen Göttergeschlechtes. Dort herrscht unbedingt derselbe Ton, dieselbe Anschauungsweise, das nämliche selbstbewusste Herrschergefühl wie im Beginne der eigentlichen Parabasis (686 ff.), und es scheint uns somit unzweifelhaft, dass erst der Bearbeiter, wer weiss um

welcher Caprice willen, diese ursprünglich zusammengehörigen Stücke der eigentlichen Parabase der Vögel auseinandergerissen und mit Partieen der Parabase einer andern Komödie vertauscht habe. Sobald man aber die epirrhematische Syzygie (1058—1117) an Stelle der entsprechenden vier Stücke (737—800) der grossen Parabase zurückversetzt, wird die letztere augenscheinlich in ihrem alten prächtigen Zusammenhang wieder hergestellt. [1])

So hätten wir denn in der Colonistenscene und in der zweiten Hälfte der grossen Parabase ziemlich unzweideutige Spuren einer schändlichen Contamination und Verpfuschung dieser Komödie blossgelegt und auf diese Weise den Schlüssel zur Lösung des grossen Problemes gewonnen. Und zwar geht diese Lösung nicht wie bei den meisten bisherigen Versuchen Anderer so zu sagen auf Kosten des gesunden Menschenverstandes vor sich, noch macht sie das ‚herrliche Meisterwerk' zu einer Narrenkomödie; sie stützt sich vielmehr wiederum wie bei der Behandlung der Wolken einfach auf die nüchterne Voraussetzung, dass, wie in jedem Drama überhaupt, so auch in einer aristophanischen Komödie eine gewisse Einheit der Idee und ein vernünftiger Zusammenhang unbedingt sich kund thun müssen.

Erst nach Ausscheidung jener disharmonischen Partieen, welche offenbar einer ganz anderen Komödie entnommen sind, kommt

---

[1]) Diese einfache Darlegung macht vielleicht schon jetzt allen den abenteuerlichen Vorstellungen und Combinationen ein Ende, welche über die Parabasen der uns erhaltenen Komödien aufgestellt worden sind. Unserer Ueberzeugung nach konnte ein so durchaus organisch gegliedertes und an feste Compositionsgesetze gebundenes Kunstwerk, wie es die alte griechische Komödie wohl war, nur eine einzige Parabasis an einer ganz bestimmten Stelle der dramatischen Entwicklung zulassen. Wenn aber dennoch in den uns erhaltenen Stücken neben der ganzen noch halbe Parabasen und selbst fragmentarische Theile von solchen vorkommen, und zwar völlig regellos an Stellen, die das Einfügen einer solchen chorischen Leistung geradezu unerklärlich erscheinen lassen, so weist dieser Umstand eben einzig und allein auf die Thatsache einer form- und geschmacklosen Umarbeitung hin.

nun einigermassen Klarheit in die Gestaltung des vorliegenden Stücks; erst jetzt ist es möglich, von einer Idee desselben zu reden, und es lässt sich schon jetzt auch unschwer erkennen, dass der den olympischen Göttern Concurrenz machende Vögelstaat nichts anderes ist, als eine prächtige Parodie des von den Tragikern vielfach verherrlichten Titanenthums, das Ganze also eine eigentliche Titanenkomödie mit parodischem Character. (Vergl. bes. 629 ff.).

Dieses Stück (welches wir als Komödie A bezeichnen wollen) ist aber in nichtswürdigster Weise versetzt und verquickt bald mit grösseren, bald mit kleineren Partieen, welche einer andern, den bei der Gründung von Colonieen getriebenen Schwindel karikirenden Komödie (B), also einer Colonistenkomödie angehören.

Fassen wir nun von diesem neuen Standpunkt aus noch einige wichtigere Partieen unseres Stückes ins Auge.

Welcher von jenen beiden Komödien gehört das grosse Epeisodion (904 ff.) zwischen der ersten und zweiten Parabase an? Dasselbe hat insofern eine gewisse Aehnlichkeit mit der Colonistenscene, dem wichtigsten Ueberrest der Komödie B, als auch hier eine Anzahl von Individuen auftritt, die von dem neuerstehenden Staatswesen Vortheile zu ziehen hoffen. Während es nämlich dort sich darum handelt, die Repräsentanten der nichtsnutzigen, auswanderungslustigen Menge, deren ausgesprochene Absicht ist, in der neuen Colonie sich niederzulassen, entweder aufzunehmen oder abzufertigen, erscheint in der vorliegenden Scene eine Reihe officieller Schmarotzer und Blutsauger, wie sich deren nicht wenige bei neuen Unternehmungen regelmässig einzustellen pflegen. Der Poet, der sich rühmt, die kaum aus den Windeln gekrochene Stadt schon seit undenklicher Zeit besungen zu haben und der sich zuletzt mit einigen abgetragenen Kleidungsstücken abfinden lässt, der verschmitzte Orakelpriester, dem es vor Allem um die Erlangung einer guten Mahlzeit zu thun ist, der überspannte Staatsbaumeister Meton, der dickbauchige Vogt, endlich der juristisch gebildete Urkundenverfertiger, — alle diese höchst characteristischen Figuren dienen

dem Dichter dazu, die Plackereien zu persifliren, von denen jedes neue Unternehmen begleitet ist. Wollte man nun annehmen, diese Scene habe ursprünglich der Komödie A angehört, so müsste man sie für eine mit der Haupthandlung wenig oder gar nicht zusammenhängende humoristische Digression erklären.

Allein der Zuschauer der Titanenkomödie hätte sich alsdann in seinen Erwartungen und Voraussetzungen jedenfalls gewaltig incommodirt gefühlt, wenn er mit der gleichen Spannung wie bisher dieser Scene gefolgt wäre. Denn nirgends ist hier etwas von dem Respect und von der Anerkennung zu bemerken, welche doch das neue Götterregiment für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, nirgends der stolze Ton, der in der Parabase (man vergleiche auch die Volksversammlungsscene 462 ff.) durchklingt; nirgends eine auch nur entfernte Hindeutung auf die göttliche Stellung der Vögel. Der Poet, Meton, der Episkopos, der Psephismatopoles, — sie alle sind vollständig unbekannt mit den Velleitäten der neuen Dynastie; ja der Orakelpriester beruft sich, um die Güte seiner Waare ausser Zweifel zu setzen, einfach auf die alte Gottheit und Peisthetairos, der Götterfeind, stellt sich ganz auf den gleichen Standpunkt (961 ff.); er fertigt den Zudringlichen nicht etwa mit dem Ausspruch irgend eines Vogelgottes ab, sondern lediglich unter Berufung auf Phoibos Apollon (981 f.).

Also nicht allein die Haltung dieser ganzen Scene ist mit den Voraussetzungen der Titanenkomödie schwer vereinbar, sondern es wird in ihr auch geradezu auf einen Punkt, der mit der Titanenkomödie an sich unbedingt nichts zu thun hat, auf eine neu gegründete Stadt mehrfach hingewiesen (921. 965. 956 f. 1034 f.) und Peisthetairos unter Anderm auch mit dem Gründer der Stadt Aitne zusammengestellt (926). Kurz das vorliegende Epeisodion (904—1057) gehört der Komödie B an. Wenn nun aber diese Scene[1]) doch allem Anschein nach in ihrer ursprüng-

[1]) Es ist übrigens gar nicht zu verkennen, dass zwischen der eben besprochenen und der Colonistenscene eine Art von Parallelismus besteht.

lichen Fassung wenig alteriert wurde und im Grossen und Ganzen als eine nicht unverächtliche Reliquie der altattischen Komik anzusehen ist, so möchte bei der unmittelbar vorausgegangenen Opferscene vielmehr das Gegentheil der Fall sein. Hier hat die Umarbeitung Schwierigkeiten geschaffen, die nicht gerade auf den ersten Blick zu lösen sind. Ohne nun der später anzustellenden Specialuntersuchung vorgreifen zu wollen, müssen wir wenigstens einige bedeutsame Punkte erörtern.

Gleich nach Beendigung der Parabase treten Peisthetairos und Euelpides auf (801 ff.); sie sind voll Verwunderung über die Metamorphose, welche mit ihnen vorgegangen ist, nachdem sie auf Geheiss des Epops die flügelerzeugende Wurzel (654) verzehrt haben. Nun soll's an die Arbeit gehen. Zuerst geben wir der Stadt einen Namen, meint Peisthetairos (809 ff.), dann opfern wir den Göttern! Zwei wunderliche Vorschläge im Munde des Titanen! Der Stadt einen Namen geben! Welcher Stadt denn? fragen wir. Wozu denn überhaupt dem Staate der Vögel noch einen besonderen, wohlklingenden Namen?[1]) Und nun gar die schwindelhaft-marktschreierische Bezeichnung ‚Wolkenkukuksheim'! Freilich wenn Peisthetairos als der Gründer einer Schwindelcolonie anzusehen ist, dem vor Allem daran liegt, tüchtig Reclame zu machen und Einwanderer herbeizulocken, alsdann erklärt sich die Sache ohne Schwierigkeit. Dann begreift man auch, warum dieser antike Barnum, weit entfernt mit titanischen Gelüsten den Olympiern gegenüberzutreten, auf ein gutes Einvernehmen mit den Göttern ein grosses Gewicht legt und selber den Vorschlag macht, dass die Athene als Schutzpatronin auch dieser neuen Stadt anzuerkennen sei (828). Dem anderen, ächten Peisthetairos, dem Prätendenten der Weltherrschaft, solche Aeusserungen in den Mund zu legen, wäre unstreitig der grösste Unsinn.

[1]) In der zu dem Titanenstück gehörigen Gesandtschaftsscene ist der einleitende Vers (1565) überflüssige Zuthat des Bearbeiters. — Uebrigens deutet schon V. 183 f. an, dass in der Komödie A das Staatswesen der Vögel keines specifischen Namens bedarf; es heisst eben einfach das Reich der Vögel.

Wir erkennen also auch hier wieder die Spuren der Contamination auf's deutlichste.

Diese kleine Episode (809—836 [823 καὶ — 825 A?]) gehört der Komödie B an. Erst bei 837 treffen wir wieder auf den Titanen Peisthetairos, welcher nun seinen Genossen auffordert, beim Mauerbau thatkräftig mitzuwirken. Und in der That die Aufführung der Grenzmauer, welche das Luftgebiet, den Staat der Vögel da wo er das Gebiet der Götter berührt, absperren soll, ist in der Titanenkomödie jedenfalls der wichtigste Punkt. Ihre Bewachung nimmt die ganze Aufmerksamkeit der Vögel in Anspruch (1119. 1124 ff. 1158 ff.). Von dem Bau einer eigentlichen Stadt kann hier, wie wir nochmals hervorheben müssen, kaum die Rede gewesen sein. Das Volk der Vögel soll in dem ihm zugehörigen Luftgebiet[1]) ein Staatswesen gründen, soll mehr als früher zusammenhalten und die gemeinschaftlichen Interessen kräftig wahrnehmen. Der Bau der Grenzmauer — eines humoristisch persiflirten Titanenwerkes — hat dabei nur den Zweck, die Götter durch eine Grenzsperre zur Nachgiebigkeit zu zwingen (1162 ff.), nicht etwa dass sie als Bollwerk für eine neuerbaute Colonialstadt dienen sollte. Dies scheint uns die einzig vernünftige Vorstellung von dem Beginnen des Titanen Peisthetairos zu sein; alles, was auf wirkliche Stadtgründung, auf Colonialverhältnisse, auf das Herbeilocken von Einwanderern u. dgl. sich bezieht, hat mit jener Tendenz absolut gar nichts zu thun, ist ein fremdartiges, gleichsam einer niederern Sphäre entnommenes Element.

Nachdem also Peisthetairos der Titane seinem Genossen noch aufgetragen hat, einen Herold zu den Göttern, einen andern zu den Menschen zu schicken (843 ff.) und nachdem er den Zaudernden durch Schmeichelei ermuthigt und angespornt, beginnnt mit 848 die schwierige Opferscene. Scheinbar im Einklang mit der obenerwähnten Stelle (809 f.) erklärt jetzt Pei-

---

[1]) Vergl. oben S. 150 und V. 1514 f. vgl. 1172 ff. 1140. 1191. 1208. Iris ist durch die Thore der Mauer nicht in die Stadt, sondern in das Luftgebiet hereingeflogen.

sthetairos, er wolle den neuen Göttern ein Opfer bringen (848 f. 862, vgl. 903. 1034. 1056). Dass es das Einweihungsopfer für die neugegründete Stadt sein solle, sagt er hier nicht; erst späterhin wird Aehnliches angedeutet. Es fragt sich also: haben wir es hier mit dem Titanen Peisthetairos oder mit dem Coloniegründer zu thun? — Es wäre an sich vielleicht nicht viel dagegen einzuwenden, wenn man die Möglichkeit betonte, der Dichter habe gelegentlich der Gründung des neuen Staatswesens (Komödie A) eben einfach eine der herkömmlichen Einweihungsceremonien parodieren wollen, es sei dies lediglich eine komische Digression des jovialen Komöden. Allein nachdem wir bisher in dem Glauben standen, Peisthetairos und seine Umgebung repräsentierten selber die neue Götterdynastie, welcher von nun an die Menschen opfern sollen, wäre es doch auch wiederum unserem Illusionsvermögen zu viel zugemuthet, wenn man verlangte, wir sollten nun mit einem Mal jene Vorstellung gänzlich abwerfen. Wie kann denn, fragt man unwillkürlich, Peisthetairos, das gewaltige Haupt des neuen Götterstaates, selber ‚den neuen Göttern' ein Opfer darbringen?[1]) Und nun gar die ironischen Bemerkungen (869. 874. 877), mit welchen derselbe Peisthetairos weiterhin das Gebet des Priesters begleitet![2])

---

[1]) Ueber die Kluft, die in dieser Scene plötzlich zwischen Peisthetairos und den neuen Göttern entsteht, schwingt sich H. Köchly a. a. O. S. 14 mit grosser Eleganz hinweg: ‚wem anders kann es [das Gebet] gelten, als den Fürnehmsten unter den Vögeln selbst, wie wohl sonst auch niedere Gottheiten höheren zu opfern pflegen?' — Ja, aber gehört denn Peisthetairos selber nicht auch zu diesen ‚Fürnehmsten'? Und andrerseits was soll bei jener Auffassung aus den hier angerufenen, adresselosen Vogelheroen werden, die doch jedenfalls nicht zu den ‚Fürnehmsten' gehören? —

[2]) Man hat schon längst mit Recht an denselben Anstoss genommen. Aber unzureichend bemerkt Th. Kock z. d. St.: ‚Die Zwischenbemerkungen zu dem Gebete des Priesters kann nicht Peithet. machen, da die neuen Götter für diesen als ihren Erfinder (!) nichts Ueberraschendes haben können'. Der Grund des Anstosses ist einfach der, dass Peisthetairos als Haupt der neuen Götter diesem Opfer vernünftigerweise nicht wohl als Mitopfernder beiwohnen kann; es wäre dies eine allzu unmotivierte Selbstironie.

Wir wollen in der Kürze versuchen hier den Finessen des Bearbeiters auf die Spur zu kommen.

Die Gebetscene zerfällt in zwei Theile. Die eine Partie von 865—880 erfleht das Wohlergehen der neuen Stadt und zwar werden hier nicht die Vögel an Stelle der Götter angerufen, sondern es sind die alten olympischen Götter, welche gewissermassen dem Verständniss und der Anschauungsweise der Vögel nahe gerückt und angepasst sind (903). Wie eine hellenische Colonie im Barbarenlande — und die Komödie B ist ja weiter nichts als die Persiflirung der Gründung einer solchen [199 f.] — die hellenischen Götter gleichsam barbarisieren muss, um die an der Niederlassung sich betheiligenden Eingeborenen zufrieden zu stellen und den berechtigten Eigenthümlichkeiten derselben einigermassen Genüge zu leisten, so werden hier, wo Menschen und Vögel zusammenleben, die alten Götter, die bisher nur anthropomorphisiert waren, nun auch ornithomorphisiert. Und insoferne kann man diese Götter freilich mit einigem Rechte als ‚neue' bezeichnen. Dieselben sind aber keineswegs als wirkliche Vögel aufgefasst; vielmehr sind es Doppelwesen, Olympier in Vögelgestalt, damit beide Elemente des neuen Volkes, das der Menschen (Hellenen) und das der Vögel (Barbaren) fortan ihre gleichmässige Vertretung im Olymp besitzen. (Vgl. 563—570, welche Stelle aus ihrem Zusammenhang auszuheben ist.) Es liegt demnach auf der Hand, dass diese erste Partie des Gebetes sehr wohl in die Colonialschwindelkomödie (B) sich einreihen lässt.

Nun zur zweiten! Mit V. 880 ist das eigentliche Einweihungsgebet zu Ende. Trotzdem erfolgt noch eine weitere Anrufung. Aber bei genauer Betrachtung ergiebt sich, dass dieselbe nicht allein schon in ihrem Anfang abgerissen und verstümmelt, sondern dass auch ihr Inhalt ein wesentlich anderer ist. Jetzt werden nämlich nicht mehr jene Doppelwesen, sondern

---

Aehnliches gilt auch bezüglich des Vorschlages, jene Bemerkungen dem Chore zuzutheilen. Wo in aller Welt wären denn alsdann die angerufenen Götter zu suchen?

die reinen und ächten Vögel angerufen.[1]) Dieselben sind hier also in der Vorstellung der Opfernden an die Stelle der alten olympischen Götter getreten, sind in der That selbst Götter. Und dies stimmt alsdann mit der Aeusserung, welche Peisthetairos an einer andern Stelle (1236 f.) thut: die Vögel allein seien jetzt für die Menschen die eigentlichen Götter. Die Götter können sich aber doch nicht selber ein Opfer darbringen; solches kommt lediglich den Menschen zu. Peisthetairos, das Haupt der neuen Götterdynastie, kann also in diesem Punkte unmöglich mit den Menschen gemeine Sache machen. Und wirklich steht auch Peisthetairos, wie sich aus einer sorgfältigen Erwägung der Worte ergiebt, gerade in dieser vorliegenden Partie keineswegs auf Seiten der Opfernden, sondern er erscheint, wie uns bedünkt, als einer der Angerufenen (890 ff.), indem er den Opfernden, welche keine anderen als Menschen sein können, als Gott gegenübertritt.

Er sorgt für das Wohl seiner Mitgötter und weist mit ächt despotischer Unzufriedenheit und um die neuen Unterthanen von vornherein gut zu gewöhnen, auf die Unzulänglichkeit des Opfers hin; ein feiner Zug, der an sich schon zur Genüge beweisen dürfte, dass Peisthetairos nicht selber das Opfer veranstaltet haben kann. Zugleich ist diese Aeusserung despotischer Willkür für den Peisthetairos, wie wir ihn aus den Götterscenen kennen, höchst characteristisch und angemessen. Die Verse 868 und 881—893 (894 ist natürlich ebenso wie 1057 Zusatz des Bearbeiters, 903 dagegen zur Komödie B gehörig) bilden sonach den Rest einer Gebetsscene der Titanenkomödie A, einer Scene, deren Pointe wohl nicht zum kleinsten Theil in der Anstelligkeit des Priesters liegt, dem die Litanei auf die ‚neuen' Götter jetzt ebenso glatt und geläufig vom Munde geht wie ehedem seine Sprüchlein zu Ehren der Olympier.[2]) Angerufen

[1]) Vielleicht gehört hierher auch der gewöhnlich als Interpolation behandelte Vers 868. Vergl. das Gebet in Thesmoph. 331.

[2]) Dieser Opferscene gehören auch vielleicht die Worte: *οἱ γὰρ ἥρως ἐγγύς εἰσιν* an, welche von mehreren Grammatikern aus den

werden natürlich die Vögel als die ‚neuen Götter'; die Anrufenden aber können, wie schon erwähnt, keine andern als die Menschen sein, und zwar stellen wir uns die Sache etwa in der Weise vor, dass die Menschen eine Festgesandtschaft (πομπή 850) unter der Führung eines Herolds oder überhaupt eines officiellen Vertreters abgeschickt hatten, um durch diese, sei es nach vorausgegangenen Unterhandlungen, sei es ohne dergleichen, ihre Zustimmung zu der neuen Ordnung der Dinge ausdrücken zu lassen. Die Verse 848—850 sind vielleicht die Schlussworte der feierlichen Rede des Vertreters der Menschen; mit 851 beginnt der den Zug geleitende [πέμψαντα?] Priester seine Thätigkeit. Schliesslich scheint es übrigens den Vertretern der Menschen doch noch gelungen zu sein, die Unzufriedenheit des neuen Regenten zu beseitigen, denn derselbe bemerkt späterhin (1188), dass die Opferhandlung einen für die Vögel erwünschten Verlauf genommen habe. Doch bedarf gerade jene kleine Partie (848—865) noch einer eingehenden Untersuchung.

Es wäre aber jedenfalls von grosser Bedeutung, wenn sich — was wir hier einstweilen nur andeuteten — wirklich constatieren liesse, dass der letzte Theil der Gebetsscene ein Rest gerade jener nicht mehr erhaltenen Partie der Komödie A sei, in welcher unserer Voraussetzung nach das Verhalten der Menschen gegenüber den Ansprüchen und Verheissungen der neuen Götter geschildert worden sein muss. Und in der That scheint der schwache Hinweis, den die Opferscene bietet nicht allein dazustehen.

Die Volksversammlungsscene (451 ff.), in welcher die Vögel von Peisthetairos zunächst über ihr Anrecht auf die Weltherrschaft aufgeklärt, weiterhin über die Mittel zur Erlangung derselben verständigt werden, hat nicht nur in ihrem ersten Theil unverkennbar mancherlei Aenderungen und Verderbnisse erfahren, auch das Ende derselben ist allzu gedehnt und überladen. Namentlich nimmt bei V. 585 die Situation mit einem Male einen andern

---

Vögeln des Aristophanes citiert werden, ohne dass sie in dem uns überlieferten Stück vorhanden wären.

Character an; die breite Ausmalung der mannigfaltigen Vortheile, welche den Menschen unter der Regierung der Vögel erwachsen werden, ist schon an und für sich seltsam, da die Scene den bisherigen Voraussetzungen nach doch fern von den Menschen im Reiche der Vögel spielt und eigentlich gar kein Repräsentant der ersteren zugegen ist. Nun findet aber merkwürdigerweise dieser Auftritt seinen Abschluss in dem Ausruf des Euelpides [?]: ‚Potz Tausend, die Vögel sind denn doch weit geeigneter als Zeus über uns zu herrschen' (610). Ueber uns!? — ‚Euelpides denkt augenblicklich nicht daran [!]', meint Th. Kock zu dieser Stelle, ‚dass er die Menschenwelt für immer verlassen hat. Ebenso Peisthetairos im Folgenden.' Ja, und was lässt auch der nonchalante Dichter nun gar den klugen Peisthetairos (612 ff.) alles zusammenfaseln! Er, der geistvolle Erfinder des riesigen Umsturzplanes, steht nun auf einmal der ganzen Geschichte wie ein eben aufgeklärter Spiessbürger gegenüber, erzählt sich selber vor, wie angenehm das Leben unter der neuen Dynastie sein werde und stellt sich ganz auf gleiche Stufe mit den übrigen Vertretern des beschränkten Unterthanenverstandes. Wir glauben nach alledem auch hier keinen Fehlgriff zu thun, wenn wir die Vermuthung aussprechen, dass in dem letzten Theil auch dieser Scene ein umgearbeitetes Bruchstück aus jenem vom Bearbeiter gänzlich beseitigten Epeisodion vorliegt, welches das Verhalten der Menschen gegenüber dem neuen Götterregiment veranschaulichte. Der Bearbeiter hätte also hier, indem er im Allgemeinen die Form des Syntagma wahrte, die Person des Peisthetairos zur Abwechslung einmal mit derjenigen des Vertreters der Menschen, welchem die Vortheile der neuen Weltordnung eben plausibel gemacht worden sind, verschmolzen. Dass eine solche Einfügung von fremdartigen Bestandtheilen nicht ohne eingreifende Aenderungen vor sich gehen konnte, ist selbstverständlich. [1]) Indessen lässt sich die Unsicherheit dieser Ver-

[1]) Wir heben also zunächst die ganze Stelle 582—626 heraus. Sodann aber im Vorhergehenden noch die Stellen 563—570, 514—519, 488—498, welche theils dem Colonialstück, theils der fraglichen Scene der Komödie A entlehnt zu sein scheinen. Man hat zwar

muthung nicht leugnen, und wir würden kaum gewagt haben, sie auch nur in dieser beiläufigen Form zu äussern, wenn nicht früherhin schon analoge Fälle, wie z. B. in dem Syntagma des Plutos, mit grösserer Evidenz constatiert worden wären.

Im Allgemeinen aber dürften die bisher gewonnenen Resultate ausreichend sein zu der erforderlichen Unterstützung unserer ganzen Auffassung des Stückes und wir glauben nicht, dass man von uns verlangen wird, schon hier in dieser vorläufigen Untersuchung auch noch die Contaminationsspuren im ersten, der Exposition gewidmeten Theile der Komödie aufzudecken oder gar die Reste der beiden zusammengeschmolzenen Komödien genau zu sondern. Müssen wir doch ganz offen bekennen, dass auch hier gerade in den ersten Scenen des Stückes die Ausscheidung der verschiedenartigen Bestandtheile eine ungleich schwierigere ist, unzweifelhaft aus dem mehrfach erwähnten Grunde, weil der Bearbeiter zu Anfang seines Contaminationswerkes mit grösserer Sorgfalt zu Werke ging als im weiteren Verlaufe desselben. Es wird daher erst durch die künftige Specialuntersuchung festgestellt werden können, ob wirklich, wie wir annehmen, die Prologstelle V. 30—48 und ebenso die ganze Partie V. 194—222 und 114 bis 161 der Exposition der Komödie B angehören;[1]) ob ferner

---

gemeint (W. Helbig im Rh. Mus. XV. S. 251 ff.), die genaue Responsion von zweimal 63 anapästischen Tetrametern in unserer Scene könne nicht auf Zufall beruhen; allein da sich doch auch nicht der Schatten eines Grundes anführen lässt für den Umstand, dass gerade die Zahl von 63 Versen sich hier wiederholt und angesichts der gänzlichen Erfolglosigkeit aller bisher auf die Herstellung von durchgreifenden Symmetriegesetzen in den aristophanischen Stücken gerichteten Bemühungen (Oeri de respons. ap. Arist. Bonn. 1865), können wir jener vereinzelten Erscheinung auch diesmal durchaus keinen besonderen Werth beimessen. Vergl. oben S. 103. Anm. 2.

[1]) In Bezug auf letztere Stelle ist hervorzuheben, dass bei V. 162 nicht nur äusserlich die Fuge sich deutlich bemerkbar macht, sondern dass es auch eine allzu ungereimte, ja kunstwidrige Vorstellung ist, dem Peisthetairos könne sein welterschütterndes Titanenproject plötzlich so ganz en passant in den Sinn gekommen sein, nachdem er zuvor geraume Zeit allein und mit Andern sich den Kopf zerbrochen, wo es sich am besten wohnen lasse. Wer empfindet nicht das Ge-

durch die Voraussetzung einer Contamination die Abnormität der Parodos des Chores (28 Choreuten statt der gewöhnlichen 24) ihre Erklärung findet, ob endlich die Widersprüche wie z. B. zwischen der Stelle V. 309, wo dem Anscheine nach (man möchte denn diese Worte für den Ausdruck übermässiger Angst halten) Peisthetairos und sein Gefährte von den Vögeln schon erkannt und bedroht sind, und dem folgenden, wonach erst V. 326 die eigentliche Erkennung stattfindet, in derselben Voraussetzung ihre Lösung finden. Auch werden alsdann nicht wenige Zusätze und Flickversuche des Bearbeiters wie z. B. die schon oben (S. 161) erwähnte verwirrende Ortsbezeichnung V. 1565 [1]) oder die über-

---

zwungene einer Erklärung, wie sie z. B. Th. Kock giebt in d. Einleit. § 48: ‚Der Dichter sieht sich ebenso wie sein Don Quixote und Sancho in der neuen Welt erst um; er muss die Augen erst an das wunderbare Licht gewöhnen, das ihn überall umströmt. Welch wunderliche Gestalten das! welch wunderbare Lebensweise! Da kommt ihm, wie seinem Peithetairos, ganz plötzlich und überraschend (φεῦ, φεῦ 162) die Einsicht, wie leicht dieser Gedanke zu der prächtigsten Komödie, die jemals gesehen worden ist, entwickelt werden kann.‘ — Aecht romantisch allerdings, aber eben darum nicht hellenisch!

[1]) [τὸ μὲν πόλισμα τῆς Νεφελοκοκκυγίας] ὁρᾶν τοδὶ πάρεστιν, οἳ πρεσβεύομεν. — Oder es sind wohl nur die Worte τῆς Νεφ. verderbt? —

A. Schönborn Die Skene der Hellenen S. 321: ‚Die Bühne ist jetzt leer, und während der Chor ein Spottlied singt, welches auf die dargestellte Handlung keine Beziehung nimmt, erfolgt zwischen 1553 bis 1564 die Aenderung der Scenerie. — — — Das am meisten Auffallende ist aber freilich die Umänderung der Scenerie, während der Chor in der Orchestra anwesend ist, wozu sich ein Analogon nicht beibringen lässt. — — Die Handlung geht nämlich nach Nephelokokkygia über, von wo früher nur Boten kamen, und wohin Boten gingen etc.‘ — Ganz verkehrt! In der Komödie B ist der Schauplatz natürlich von vornherein an der Stelle, auf welcher die Colonie gegründet wird, und im zweiten Theile des Stückes (vergl. 809 f. 964. 1034) muss die hintere Bühnenwand von Anfang an die Gebäude der neuen Stadt vorstellen. Denn wenn es sich dort um Namengebung und Einweihungsopfer handelt, ist der Bau natürlich schon vollendet. Die Scenenveränderung mag hier während der Parabase vor sich

triebene und ganz unwitzige Ausmalung des Mauerbaues (1130 ff.) auszuscheiden und wohl auch ein Theil der Stelle 638—675 [801—808 Flickstelle?] dem Prologos zuzuweisen sein. Endlich aber wird es auch noch einer sorgfältigen Besprechung der Schlussscene bedürfen.

Als vorläufiges Ergebniss unserer Untersuchung aber stellen wir den Satz auf: Die Vögel des Aristophanes in ihrem jetzigen Zustand scheinen eine Contamination zweier Komödien von verschiedener Tendenz zu sein. Die eine derselben (A) fassen wir als eine Titanenkomödie, bestimmt, gewisse dem Publikum wohlbekannte Tragödien dieser Richtung zu persiflieren, die andere (B) dagegen als eine Colonialschwindelkomödie, deren Stoff einem bestimmten historischen Vorgange entnommen sein dürfte. [1])

Die Verarbeitung des ziemlich verschiedenartigen Materials war wohl eine plumpere, also weniger eingreifende und zerstörungslustige, als bei den Wolken und es ist daher einerseits leichter die Contaminationsfugen aufzudecken, andrerseits sind uns hier aber auch gerade wie im Plutos einige werthvolle Bruchstücke der altattischen Komödie von grösserem Umfang und in unverdorbenerer Gestalt erhalten.

---

gegangen sein. Das Anerbieten des Meton kommt ebenso gut post festum wie der Spruch des Orakelpriesters [964]). Anders in der Komödie A. Hier ist von Anfang bis zu Ende der Schauplatz vor der Wohnung des Epops. Dies luftige Felsennest (54. 175. vgl. 824. 844 u. a.) ist das Centrum des neuen Staatswesens. Allerdings kommen Boten von einem ausserhalb der Scene befindlichen Orte und andere gehen dahin ab; allein dieser Ort ist nicht die neue Colonie Nephelokokkygia, sondern die Grenzmauer, um deren Bau allein es sich in jenem Stücke handelt. Die Götterbotin Iris z. B. hat heimlich die Mauer passiert und treibt sich geraume Zeit in dem Luftgebiet (nicht in der Stadt) herum, ehe sie vor der Wohnung des Epops erscheint.

[1]) Ob dabei auch etwa an die Parodierung eines Stückes wie Aischylos' Aitnaiai zu denken sei, mag vorerst noch dahingestellt bleiben.

4. Die Wespen.

Die Wespen haben bisher nicht nur von Seiten der philologischen Erklärer, sondern auch von Seiten der Aesthetiker und Litterarhistoriker mancherlei Zurücksetzung erfahren. Mit Unrecht; denn gerade dieses Stiefkind hätte vielleicht bei liebevoller Behandlung den Kritikern schon längst hinsichtlich der Beschaffenheit unserer Aristophanestradition die Augen zu öffnen vermocht.

Wenn es bei anderen aristophanischen Stücken nämlich erst einer ernsteren kritischen Reflexion bedarf, um mitten unter der Fülle seltsamer, oft geradezu widerstreitender und einander aufhebender Eindrücke zu der heilsamen Einsicht zu gelangen, dass hauptsächlich in dem Mangel einer einfachen einheitlichen Idee der Grund aller Schwierigkeiten und Unklarheiten liege, so bietet sich dagegen bei den Wespen diese Erkenntniss sofort auch dem oberflächlichen Leser in der harmlosesten und ungezwungensten Weise.

Das Stück zerfällt geradezu in zwei locker zusammengereihte Hälften, deren jede gewissermassen eine kleine Komödie für sich bildet.

Die erste Hälfte allein verdient aber den Namen einer Wespenkomödie.

Ein alter Philheliast hat sich in seine Passion für das Leben im Gerichtshof so bedenklich verrannt, dass er Hauswesen, Familie und alle Pflichten seines Privatlebens darob vernachlässigt. Der verständige Sohn, welcher einsieht, dass er seinen Vater um jeden Preis von dieser Krankheit kurieren müsse, hält nun

denselben im Hause eingesperrt. Durch seine und der beiden Sclaven Wachsamkeit werden alle Entweichungsversuche des Alten vereitelt. Auch der Entsatz, den die Herren Collegen vom Gerichtshof, das bissige und zornmüthige Wespenvölklein, am frühen Morgen bringen wollen, wird abgeschlagen. Dann kommt es zu einer ruhigen und verständigen Besprechung und es gelingt nun dem Sohne durch geschickte Darlegung der Umstände sowohl den Vater als auch die Collegen von der Thorheit ihrer zeitraubenden und lächerlichen Passion zu überzeugen. Da aber das Richten dem Alten einmal zur anderen Natur geworden ist, so wird vor dem Hause ein kleiner Privatgerichtshof improvisiert, in welchem jener, froh ob der mancherlei Bequemlichkeiten, die ihm hier geboten werden, sich ganz behaglich einrichtet. Hier kann er fortan seiner Neigung leben, ungehindert und ohne sein Hauswesen gänzlich vernachlässigen zu müssen. Ein Hundeprocess wird in aller Form in Scene gesetzt und in höchst belustigender Weise vor unseren Augen zu Ende geführt. Der Alte ist offenbar mit der neuen Einrichtung ganz zufrieden; er ergreift diese Lappalienpraxis mit einem Ernst und mit einer geschäftlichen Energie, die einen ebenso feinen wie herben Spott auf das Gerichtswesen von Seiten des Dichters involvierte; nicht die leiseste Spur deutet an, dass er einen Abstand zwischen sonst und jetzt empfinde oder dass er gar seine ganze Natur völlig umgekehrt habe. Der Zweck des Sohnes ist erreicht, mithin die Handlung des Stückes völlig zum Abschluss gelangt.

In der zweiten Hälfte dagegen erscheint nun ein knauseriger, mürrischer Alter — angeblich der nämliche Philheliast — welchen der wiederum verständige Sohn soeben in einen honetten und geniessbaren Menschen umzuwandeln bestrebt ist. Mit vieler Mühe gelingt es ihm, denselben zuerst äusserlich respectabel auszustaffieren; alsdann gibt er ihm Anleitung zu einem anständigen Benehmen in feineren Kreisen, schliesslich nimmt er ihn zu einem Gastmahl mit. Allein der so wohlgemeinte Bekehrungsversuch hat ganz unerwartete Folgen. Der Alte, dem Anschein nach vordem das Muster eines nüchternen, schäbigen Philisters, schlägt nun in das gerade Gegentheil um.

Schon während des Gastmahles treibt er es am tollsten mit Saufen, Fressen, Schreien und Prügeln; dann entführt er den Gästen eine Flötistin, prügelt unterwegs die ihm begegnenden ehrsamen Bürger, fängt Händel mit einer Brodverkäuferin an, verhöhnt alle, welche Genugthuung von ihm verlangen, und selbst nachdem der Sohn ihn mit grosser Anstrengung ins Haus geschafft hat, erscheint er nicht lange nachher abermals, von toller Tanzlust besessen. Er ruft nun tragische Balletmeister zum Wettkampf auf. Sofort nahen die zwerghaften Karkinossöhne und der Tanz beginnt. Da plötzlich bricht das Stück ab. Ob der Alte gesiegt hat oder unterlegen ist, ob ihn ein Schlagfluss getroffen oder ob der besorgte Sohn ihn von neuem ins Haus geschafft, ob eine Wendung zum Besseren bei ihm eingetreten oder ob dem Laster hier in der That ein glänzender Sieg verblieben — darüber fehlt jegliche Kunde.

Es ist augenscheinlich, dass diese zweite Hälfte ein besonderes (aber vielfach verstümmeltes und zerarbeitetes) Stück ist, von dem wir annehmen dürfen, dass es in seiner ursprünglichen Gestalt ganz andere Voraussetzungen und auch einen vernünftigeren Abschluss gehabt habe.

Das Lustspiel also, welches uns seit alter Zeit als Wespenkomödie überliefert worden, ist alles andere eher denn ein einheitliches Drama. Angenommen einmal, es sei das unverfälschte aristophanische Stück, welches in Athen unter dem Archon Amynias Ol. 89, 2 über die Bühne ging, was wäre alsdann das Resultat, um nicht zu sagen die ‚Moral' der komischen Handlung? Der mit dem athenischen Erbübel der Richterwuth behaftete Alte sollte angeblich gebessert werden. Dies gelingt auch bis zu dem Grade, dass er, die Thorheit seiner Neigung einsehend, wenigstens nicht mehr sein Hauswesen über der Befriedigung derselben gänzlich vernachlässigt und sich mit einem ziemlich harmlosen Ersatz für seine bisherige Passion begnügt. Nun will der zärtliche Sohn auch noch weitere Experimente mit dem emeritierten Heliasten vornehmen. Allein diese misslingen aufs gründlichste. Der Alte ergiebt sich dem Trunk, lässt sich die gröbsten Excesse zu Schulden kommen und scheidet von

den Zuschauern in einem an Tollheit grenzenden Zustand. Wenn irgendwo, so hätte hier, wie schon bemerkt, das Laster glänzend gesiegt und der aus dem Theater heimkehrende athenische Spiessbürger konnte, falls er das vorliegende Stück wirklich auf den Brettern gesehen hätte, mit Recht ausrufen: Hat doch der Glatzkopf heute einmal uns Richtern einen guten Dienst erwiesen! Und die Herren Söhne werden uns fortan wohl ungeschoren lassen mit ihren naseweisen Bevormundungsgelüsten.

Das Stück in seinem jetzigen Zusammenhang ist also geradezu sinnlos. Mag auch in der überlieferten Fassung scheinbar eine gewisse äusserliche Verknüpfung der beiden Partien vorgefunden werden, ein innerer Zusammenhang zwischen ihnen ist nicht vorhanden. Am Schlusse der ersten Hälfte angelangt, wird man durch keinerlei sachliche Anhaltspunkte zu der Erwartung berechtigt, dass eine Fortsetzung des Stückes folgen müsse, so wenig wie man in der zweiten Hälfte zu dem Bewusstsein kommt, dass gerade ein solches Wespenstück vorausgegangen sein müsse.

Und es wird dieser Umstand nicht etwa hier zum erstenmal hervorgehoben. Sowohl Racine in seinen Plaideurs, — einer Nachbildung der Wespen — als auch ein alter französischer Uebersetzer unserer Komödie, Poinsinet de Sivry, lassen mit dem den Franzosen eigenthümlichen feinen Geschmack die zweite Hälfte des Stückes einfach als nicht zu der ersten passend weg. Sehr richtig hebt der von keinerlei romantischen und hegelianischen Einflüssen inficierte Franzose hervor,[1]) dass mit der Been-

---

[1]) Poinsinet de Sivry (nach L. Seeger. Einl. z. Uebers. d. Wespen, Frankfurt 1846. S. 32): *‚Nous portons du reste de la comédie des Guêpes le même jugement qu'en a porté Racine, et qu'en portera tout homme de goût. Ici finit réellement l'action. Tout ce qui suit est une superfétation, un appendice inutile, un hors d'oeuvre monstrueux. Philocléon a prononcé sur l'attentat commis dans sa maison : son rôle est fini. Aristophane a pu avoir ses raisons pour représenter ensuite ce juge comme un débauché, comme un ivrogne, comme un escroc. Ces traits ont pu lui paraître essentiels à la peinture d'un juge d'Athènes. Mais rien de tout cela ne convient à nos moeurs. Et surtout il nous*

digung des Hundeprocesses auch die Handlung des Stückes abgespielt, dass der letzte Theil nichts als ein unnatürlicher Auswuchs sei. Allein wenn schon uns Neueren dieses seltsam angeklexte Hors d'oeuvre unerträglich ist, in wie viel höherem Grade müsste es für das kunstsinnigste und urtheilsfähigste Publicum der Welt, für die Athener, unerträglich gewesen sein, und getrost hätte daher der allzu höfliche und tieferführenden kritischen Untersuchungen natürlich abholde französische Uebersetzer wenigstens in der Weise weiter argumentieren dürfen: dass Aristophanes in den Wespen, wie sie uns nun einmal vorliegen, ein dramatisches Stümperwerk der traurigsten Sorte geliefert habe. Immerhin wäre ein solches unumwundenes Eingeständniss, wenn es von Seiten auch der anderen Beurtheiler und Erklärer gemacht worden wäre, vortheilhafter und wohl auch erfolgreicher gewesen als die jämmerlichen Quälereien, mit denen man das Ding als ‚Kunstwerk' zu halten und sogar herauszustreichen suchte. Und schlimm genug muss es denn doch mit der Erklärbarkeit des Stückes beschaffen sein, wenn selbst eine so kernige Natur wie L. Seeger,[1]) um eine Rechtfertigung des Dichters zu Stande zu bringen, zu ganz offenkundigen Sophismen greift: ‚Der Sohn hat so den Alten dahingebracht, das Richten ein für allemal bleiben zu lassen,[2]) er hat seinem Leben allen Inhalt, auch den letzten Schein von Bedeutung genommen. Ist es nun ein Wunder, wenn diese total ausgeleerte Figur in dem neuen Leben, das sie beginnen soll, hohl, platt und gemein auftritt? Nachdem er das Richterhandwerk aufgegeben, ist an Philokleon gar nichts mehr: es ist in ihm wüste und leer und nur der Geist des Weines schwebt noch über ihm und lässt ihn

---

répugnerait de conduire une action théâtrale par-delà les limites reelles de son plan'.

[1]) Einleitung zu der Uebersetzung der Wespen S. 34.

[2]) Eine ziemlich oberflächliche Auffassung, die auch von Andern getheilt worden. Nicht zum Aufgeben der Richterpassion, sondern nur zu einer unschädlichen Bethätigung derselben wird der Alte überredet. Und der Sohn selber verwahrt sich ja ausdrücklich gegen den Verdacht, als ob er dem Vater das Richten überhaupt verleiden wolle (764 ff.).

zu gleicher Zeit sein eigenes früheres Treiben und das der Partei, zu der er übergetreten ist, parodieren.'

A. W. v. Schlegel verdient daher immerhin Lob und Anerkennung, dass er in diesem Falle, einem gesunden, noch nicht völlig verromantisierten Triebe seines Genius folgend, bemerkt[1]): ‚Die Wespen sind nach meinem Urtheil das schwächste Stück des Aristophanes'; jedoch wird man den Gründen, die er für sein Urtheil angiebt, nicht vollständig beistimmen können.[2])

Vergebens sucht J. L. Klein[3]) über den Kern des Schlegel'schen Urtheils mit einem schlechten Witz hinwegzukommen. Und wenn auch K. O. Müller[4]) meint: ‚Unstreitig gehören die Wespen zu den vollkommensten Stücken des Aristophanes', so vermag er keinenfalls mit diesem blossen Ausspruch die zahlreichen und gewichtigen Bedenken, welche dieser Auffassung entgegenstehen, zu beseitigen.

Der äusserlichen Verknüpfungsmomente beider Hälften unseres Stückes sind nur wenige und auch diese unschwer als Producte der Bearbeitung nachzuweisen. Während aus verschiedenen Aeusserungen des Sohnes evident hervorgeht (z. B. 340 ff.[5])), dass es lediglich seine Absicht ist, den Vater vom Besuche der Gerichtshöfe abzuhalten und ihm daheim ein seinem Alter zukommendes behagliches Leben zu bereiten, ohne dass er darum das Richten vollständig aufgeben müsste (761 ff.) — eine Tendenz, die in der ersten Hälfte unseres Stückes zur Genüge erreicht wird — könnte man auf den ersten Blick aus der Stelle 503 ff.

---

[1]) Vorlesungen über dramatische Kunst I. S. 205 f.

[2]) ‚Der Stoff ist zu beschränkt, die dargestellte Narrheit erscheint als eine seltsame Krankheit ohne genugsame allgemeine Bedeutung, und die Behandlung ist zu lang ausgesponnen.'

[3]) Geschichte des Drama. Leipzig 1865. II. S. 143.

[4]) Gesch. d. gr. Litterat. II, 2. S. 239. Was M. über die glückliche Wahl der Maske des Chores sowie über die Possierlichkeit des Hundeprocesses bemerkt, ist natürlich unanfechtbar, kann aber sein Urtheil über die Totalität der Komödie nicht begründen.

[5]) Nach der Ausg. von J. Richter. Berlin 1858.

die Folgerung zu ziehen geneigt sein, dass hier doch auch ein vorläufiger Hinweis auf die später eintretenden Excesse des Alten, auf sein Schlemmerleben sich kund gäbe. Allein den richtigen Maasstab zu Beurtheilung des dort geäusserten Wunsches (‚der Vater möge ein vornehmer Prasser à la Morichos werden') würde — die Aechtheit der Stelle vorausgesetzt — alsbald die kurze Bemerkung des Scholiasten, dass er ironisch zu fassen sei, liefern. Wenn sich sodann am Schlusse der eigentlichen Wespenkomödie (1003 ff.) ein paar Worte der Hindeutung auf das nun angeheftete zweite Stück finden, so kann dies selbstverständlich gar nicht weiter in Betracht kommen, da man dem Bearbeiter immerhin ein Minimum von Selbstthätigkeit zutrauen muss.

Bedeutsamer dagegen ist ein anderer Verknüpfungsversuch, nämlich die Erscheinung eines Nebenchores von Knaben, welche zuerst während der Parodos den Hauptchor als Laternenträger begleiten (248 ff.), späterhin aber am Schlusse des Ganzen sich als die tanzgeübten Söhnchen des Karkinos producieren. Ueber die verschiedenen, durch die Einfügung dieses Nebenchores hervorgerufenen Fragen haben alte und neue Erklärer des Stückes sich in anerkennenswerther Weise abgemüht[1]); was aber das Auftreten des Knabenchores in der ersten Hälfte unseres Stückes (248 ff. und 290 ff.) betrifft, so sucht man vergebens nach einer nur einigermaassen befriedigenden Motivierung dieser doch immerhin ungewöhnlichen, die Kosten der Aufführung erheblich vermehrenden Unregelmässigkeit. Derselbe bewirkt in der Parodos des Hauptchores, weit entfernt den komischen Totaleindruck zu fördern, geradezu eine höchst störende und unnatürliche Unterbrechung. Und es lässt sich auch nicht zu seiner Rechtfertigung anführen, dass durch denselben der Geiz der athenischen Richter veranschaulicht werden sollte. Denn weder ist dies ein nach-

[1]) Vergl. G. Hermann de choro Vesparum. Lips. 1843. — J. Richter Aristoph. Vesp. Berl. 1858. proleg. c. III. p. 51. seq. — C. Beer Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes. Leipz. 1844. S. 49 ff.

weisbar hervorstechender Characterzug dieses Standes, noch wäre zur Darstellung desselben ein derartiges Parachoregema erforderlich gewesen.

Allein die Knaben sind ja als Laternenträger unentbehrlich? — Keineswegs. Aus den Andeutungen des Bdelykleon (218 f.), sowie namentlich aus den eigenen Worten des Hauptchores (246 f.) geht vielmehr mit unbestreitbarer Evidenz hervor, dass die Choreuten ihre Laternen selber tragen. Dazu kommt noch, dass dieser Nebenchor hier durchaus keine eigentlichen chorischen Leistungen aufweisen kann. Ja es steht gar nichts im Wege, die Episode 290—316 (die übrigens auch ihrerseits in ganz ausnehmend geschmackloser Weise den Zusammenhang stört) für sich allein betrachtet als eine gewöhnliche Dialogpartie zu fassen. Sie mochte in einem andern Stücke eine Besprechung zwischen einem Vater und seinem Söhnchen[1]) dargestellt haben, wobei es dem Dichter galt, die Knauserei eines alten Hausvaters zu veranschaulichen.

Aehnlich verhält es sich mit der Episode 248—265. Sie ist entweder eine anderswoher entlehnte, gewöhnliche Dialogpartie zwischen einem Vater und seinen Söhnen oder Flickwerk des Bearbeiters.[2])

Noch ist mit einem Worte das angebliche Wiederhervortreten der Knaben 408 ff. zu berühren. Man hat eine besondere Gewandtheit des Dichters in der Art, wie er sich hier des Knabenchores vorläufig entledigt, erkennen wollen: ‚Werft die

---

[1]) Vielleicht waren es auch ihrer zwei, da wegen der parodischen Stelle 311 f. in 301 die Mutter keineswegs eingeschlossen zu sein braucht, wie man wohl gemeint hat.

[2]) Freilich scheint aus einer einzelnen Stelle dieser Partie (254 f. vgl. dagegen im folgenden στερηθείς — — τυρβάσεις, wo nur ein Einzelner angeredet scheint,) ein Argument gegen die erstere dieser beiden Auffassungen gezogen werden zu können; allein bei einem bearbeiteten Stücke, wie es das unsrige ohne Zweifel ist, kann eine solche vereinzelte Hindeutung nicht in's Gewicht fallen. Jedenfalls muss es auffallen, dass zu Anfang dieser Partie (von 248 an) plötzlich das Metrum wechselt. 266—272 dürften im Hinblick auf den Inhalt der folgenden Strophe der Bearbeitung zuzuweisen sein.

Mäntel weg, ihr Knaben', soll der Chor rufen, ‚lauft und meldet dies dem Kleon'. Allein abgesehen von der Abnormität dieses technischen Auskunftsmittels (der Gerufene erscheint nämlich in der That gar nicht), so genügt es, nachdem wir in der Parodos den Nebenchor beseitigt haben, an vorliegender Stelle unter *παιδία* nicht die Söhne der Richter, sondern gewöhnliche Sclaven zu verstehen[1]).

Was es endlich mit dem Auftreten der zwerghaften Tänzer am Schlusse des Ganzen auf sich habe, wird sich später ergeben.

Es ist sonach klar, dass die zunächst hervortretenden äusserlichen Verknüpfungspunkte der beiden aneinandergeflickten Stücke sehr schwächlicher Natur sind. Wenn es nun aber auch auf den ersten Blick den Anschein hat, als ob mit Hilfe jener formellen Bindemittel zwei ganz verschiedene Stücke einfach an einander gehängt seien, so findet man doch bei eingehender Untersuchung des ersten Theiles, dass hier auch verschiedenartige Partien in einander geschoben sind, mit anderen Worten, dass auch das eigentliche Wespenstück durch Contamination gelitten hat.

Ein gewichtiges Beweismittel für diese Thatsache gewährt uns ähnlich wie bei den Vögeln die Beschaffenheit der Parabase unseres Stückes.

Sieht man dieselbe etwas genauer an, so wird sofort die Verschiedenartigkeit auffallen, welche sich in dieser Chorpartie bei einer Vergleichung des Tones und Inhalts der lyrischen Theile (Ode und Antode 1060—1069 und 1091—1100) einerseits und der epirrhematischen (1070—1090 und 1101—1121) andererseits kund giebt. Hier haben wir in der That des Pudels Kern und es springt bei sorgfältiger Erwägung alsbald in die Augen, dass jene beiden lyrischen Theile einem ganz anderen Stück angehören müssen als die epirrhematischen. Dort in den Strophen haben die Aeusserungen des Chores etwas ausgeprägt Greisenhaftes, Abgelebtes, Erinnerungsschwärmendes, hier in den Epirrhemata leuchtet die Wespennatur der Redenden aus jeder

[1]) Vergl. Frösche 37. Wolken 132.

Zeile, aus jedem Gedanken. Der Stempel des Thiercharacters ist ein ganz unverkennbarer; an diesen Bestien ist sozusagen jeder Zoll eine Wespe. Dort hinwiederum betont der Chor, dass sein ‚schwanenweisses' Haar von der Fülle der Jahre gebleicht, seine Körperkraft geschwunden sei, — hier rühmt er seine Wespengestalt, seine Wildheit im Zorn, die Gefährlichkeit seines Stachels. Dort singt er von seiner ehemaligen Tapferkeit in den Seeschlachten, seiner Tüchtigkeit im Rudern, hier werden gleichfalls die in den Perserkriegen erworbenen Verdienste hervorgehoben, aber immer unter vollständiger Wahrung des Wespencharacters der Redenden. Sie geben sich als Repräsentanten des attischen Wespenstammes, als die allein berechtigten und wahrhaften autochthonen Wespen.

Attische Wespen sind es nach ihrer Auffassung gewesen, deren Nester einst von den Persern ausgeräuchert worden, worauf sie auf's höchste gereizt über den Erbfeind hergefallen seien und ihn mit dem Stachel tüchtig bearbeitet hätten. Der Chor versetzt sich hier also wie in den Vögeln ganz in den Character der von ihm dargestellten Thiere und da andererseits in diesen ächten Partien der Wespenparabase gar keine Andeutung vorkommt, dass diese Wespen sich als ‚Wespengreise' fühlen und führen, so ist es in der That dringend geboten, die eigenthümliche Vorstellung, der Dichter habe uns hier einen Chor weissbehaarter, altersschwacher Wespen vorführen wollen, aufzugeben. In der Vermischung dieser zwei Begriffe, der Greisenhaftigkeit und der Wespennatur der Richter, scheint uns aber das Grundübel der jetzigen Verfassung der ersten Hälfte unseres Stückes zu beruhen.

Wir unterschätzen dabei nicht, dass man, auf den Wortlaut des erhaltenen Lustspiels gestützt, eine Reihe von Stellen[1]) gegen unsere Auffassung geltend machen kann, in denen mehr oder weniger entschieden das höhere Alter betont wird. Wie viele derselben wirklich auf die Wespenkomödie fallen, kann hier noch nicht so ohne weiteres festgestellt werden. Aber so viel ist doch

[1]) Vgl. J. Richter prolegg. p. 95 sq.

von vornherein klar, dass diese völlige Gebrochenheit und Urgreisenhaftigkeit, die allerdings mehrfach sich kund thut, durchaus nicht als Characteristicum der athenischen Richter gelten kann. Mit dem dreissigsten Jahre war jeder Bürger für den Gerichtshof wählbar.[1]) Sollen nun etwa lediglich die Greise am Richten ein ganz absonderliches Vergnügen gefunden und sich vorzugsweise dazu herbeigedrängt haben, so dass man zuletzt einen Geschworenen sich nur noch mit weissem Kopfe vorstellen konnte? J. Richter (a. a. O. p. 95) vermuthet Derartiges. Allein er befindet sich dabei nicht nur im Widerspruch mit der Notiz eines von ihm selber erwähnten Scholiasten (z. Vögel 107), sondern auch mit allem, was wir sonst über die Vorliebe der Athener für das Leben im Gerichtshofe erfahren (vgl. Wesp. 651 f. 800 ff.).

Durch jene strenge Scheidung innerhalb der zweiten Hälfte der grossen Parabase[2]) haben wir nunmehr aber auch den Schlüssel zum Verständniss der Parodos erlangt. Auch in ihr macht sich nämlich ganz derselbe Gegensatz bemerkbar. In einem Theile der Anfangsverse erscheinen die Choreuten als schwerfällige, gebeugte, hüstelnde Greise (230 ff. [233. 34]). Dann erst treten sie als bissige, wespengestaltige Richter hervor. Und wirklich lässt sich das närrische Unternehmen des Bearbeiters, den einem andern Stücke entlehnten Chor von abgelebten, mattherzigen Greisen mit dem Chore der gleichfalls nicht mehr jungen,

---

[1]) Die Notiz des Schol. zum Plut. 330, wonach der Richter mindestens ein Alter von fünfundsechzig Jahren aufzuweisen hatte, ist einfach absurd und wohl von Niemand angenommen. Dieser Scholiast hat sich seine Bemerkung einfach aus den Wespen abstrahiert. Uns erscheint daher gerade diese Notiz als eines von den interessanten Beispielen, aus denen der Einfluss der vorhandenen Komödien auf die ganze Anschauungsweise und den wissenschaftlichen Horizont der Byzantiner erhellt.

[2]) Die Besprechung der Parabasis im engern Sinn, in welcher der Thiercharacter des Chores ignoriert wird, muss in Anbetracht der verschiedenen hierbei in Betracht kommenden Fragen über Lebensverhältnisse des Dichters, Aufführung anderer Stücke u. s. w. vorerst noch unterbleiben. Uebrigens nehmen sich, beiläufig bemerkt, die beiden Verse 650 f. fast wie der Anfang einer Parabasis aus.

aber noch streitlustigen und thatkräftigen Wespen zusammenzuschmelzen, auch im weiteren Verlauf des Stückes mehrfach nachweisen. Dabei aber müssen wir im Grossen und Ganzen auf Grund verschiedener Indicien als eine Eigenthümlichkeit dieses Gerontenchores einstweilen voraussetzen, dass er aus alten Ekklesiasten, aus passionierten Marktbesuchern, bestanden habe.

Nimmt man nun die Zusammenflickung zweier verschiedener Stücke im Princip als richtig an, so müsste man nach den anderweitig gemachten Erfahrungen zunächst erwarten, dass auch diesmal die erste Hälfte des Stückes gründlicher umgearbeitet sei, als die zweite; und in einem nicht geringen Maasse scheint sich bei schärferem Eindringen diese Voraussetzung zu bewähren.

Gleich in der ersten Scene erregt die in modernem Prologstil gehaltene Partie (54—135) erheblichen Anstoss. Dass sie, wie man hervorgehoben hat, eine gewisse Aehnlichkeit mit der Exposition der Ritter besitzt, kann ihr natürlich in unseren Augen nicht als Deckung dienen, und ebenso müssen wir jede vergleichende Heranziehung der euripideischen Prologe vorerst ablehnen.

Sie ist, unbefangen betrachtet, im Grossen und Ganzen ebenso überflüssig als witzlos; im besten Falle besteht sie aus Fragmenten einer Dichtung der jüngeren Komödie, vermischt mit den Zusätzen eines poetasternden Schulfuchses. An derartige Adressen weisen uns gleich Anfangs (57) die gelehrten Hindeutungen auf die megarische Komödie, die Bemerkungen über die Nüsse werfenden Sclaven, über die Gefrässigkeit des Herakles, über das Ungeschorenbleiben des Euripides und Kleon [1]) — alles armselige Reflexion; ferner die frostigen Wortspielereien (75 ff.); die zusammengestoppelten, hier gleichsam in einen einzigen geschmack- und gewürzlosen Brei gerührten Richteranecdoten, end-

[1]) Ueberdies hat derselbe Xanthias eben erst (38 ff.) dem Kleon einen tüchtigen Puff versetzt, und das ganze Stück hindurch kommen mehr oder weniger kräftige Angriffe auf Kleon vor. Sind doch sogar die beiden Hauptpersonen je nach ihren Beziehungen zu dem Demagogen geradezu benannt.

lich die nicht allein überflüssige, sondern allen höheren Kunstanforderungen geradezu hohnsprechende Schlussexposition (133 ff.): Der Alte dort oben heisst Philokleon, hier dieser sein Sohn aber Bdelykleon u. s. w., nach deren Mittheilung der redselige Xanthias urplötzlich einschläft.

Es wird sich an einer andern Stelle Gelegenheit finden, die prologartigen Partien der aristophanischen Stücke im Zusammenhang zu behandeln.

Wer sich indessen von diesem Polichinellsermon unseres Stückes nicht gern trennen mag, den wollen wir, um hier nicht in weitläufige Ausführungen verstrickt zu werden, einstweilen darauf hinweisen, dass allem Anschein nach der wirkliche und ächte Aristophanes, wie es dem guten dramatischen Dichter geziemt, schon hinlänglich dafür gesorgt hat, dem Publicum auch ohne einen solchen Sermon sofort in ganz kunstmässiger Weise von den Personen und den näheren Umständen der Handlung genügende Kenntniss zu verschaffen; sowohl die beiden Sclaven (136) als auch der Sohn (137) und der Vater (163) werden zu Anfang des eigentlichen Stückes im Dialog selber mit ihren Namen genannt. Hier bei V. 136 also könnte unter Hinzunahme von V. 1—7 [1]) unserem Geschmacke nach und im Hinblick gerade auf diese unverkennbaren Merkmale der künstlerischen Technik die ächte Wespenkomödie begonnen haben. Von hier aus ergeben sich aber auch beim Weiterlesen die übrigen, zum Verständniss des Stückes erforderlichen Voraussetzungen in ungezwungenster Weise. Wenn irgend einen Dichter, so dürfen wir den Aristophanes a priori als einen Feind der weitläufigen und undramatischen Erörterungen ansehen, und nun gar nahezu hundert Verse des reinsten Gewäsches — ohne jeglichen Fortschritt, ja ohne allen Anfang der Handlung!

Wir müssen es unterlassen, schon hier auf die Bedenken einzugehen, die durch den Widerspruch in den Aeusserungen des Sclaven 155. 165 (vgl. J. Richter zu 367) hervorgerufen werden,

[1]) Wie viel etwa von der Stelle 8—53 dem Gerontenstück zuzuweisen sei, kann erst später erörtert werden.

sowie weiterhin durch die seltsame Logik in V. 211 f. und durch die ebenso seltsame Frage des Bdelykleon in V. 208.

Wir wollen uns sodann auch nicht umständlicher mit der an sich ziemlich effectvollen Eselepisode (168—202) befassen, welche indessen unserer Ansicht nach erst von dem Bearbeiter an dieser Stelle in die Wespenkomödie eingefügt ist. [1]) Sie veranlasst zum mindesten eine unorganische, daher kunstwidrige Häufung der komischen Situationen. Ausserdem aber lässt sie sich nicht recht in Einklang setzen mit dem bisher angenommenen scenischen Apparat, indem angeblich die ganze Wohnung sorgfältig mit Netzen umspannt war. [2])

Erwägt man nun, dass der Schwerpunkt der komischen Situation in der einleitenden Scene jedenfalls in der Darstellung der Fluchtversuche liegt, welche der unruhige Wesperich macht, dass gerade der Thiercharacter des Alten (366. 160. 208) hier zu Anfang des Stückes als ein ganz neues humoristisches Element noch stark in den Vordergrund geschoben und ausgebeutet wird; erwägt man ferner, dass die Odysseusparodie, wie sie in der Eselepisode hervortritt, doch ein von jenem Thiercharacter unabhängiges komisches Motiv ist, dass also der Dichter sich eigentlich auch hier wieder einer von jenen irrationellen Zusammenhäufungen ganz verschiedenartiger komischer Situationen schuldig gemacht habe, so gewinnt unsere Vermuthung von vornherein wohl einige Wahrscheinlichkeit. Diese Episode mochte der ähnlichen Exposition des Gerontenstückes angehört haben, wo sie den Schluss des Prologos bildete, indem auf den Hilferuf des nunmehr in ganz sicheren Gewahrsam gebrachten Alten (187 ff., wo ursprünglich natürlich nicht *συνδικασταί* stand) der Chor der greisen Ekklesiasten anrückte.

Dass die ganze Stelle 248—272 und 290—317 ohne Störung wegfallen könne, ist oben bemerkt worden. Von dem zwischen-

[1]) Dass diese Einfügung eine ganz unvermittelte ist, liegt auf der Hand.

[2]) A. Schönborn Die Skene der Hellenen. Leipzig 1858. S. 324: ‚Nicht nur die Fenster, auch das ganze Haus war mit Netzen umhangen'. Vergl. 131 und die Schol. zu 164. 367 ff.

liegenden Chorliede mag wohl nur 277—280 [281] und 286 —289 der ächten Wespenkomödie angehören. Dagegen wird im Uebrigen bis zu V. 365 das Meiste dem andern Drama entlehnt sein,[1]) dessen Exposition selbstverständlich mit jener der Wespen nicht geringe Aehnlichkeit gehabt haben muss. (Der Alte wird wohl von dem Sohne an dem Besuch der Volksversammlung gehindert sowie an der Verübung von Sykophantenstreichen und sonstigem Unrecht 1096. 505 vgl. 322. 340 [*με συκοφαντεῖν* statt *μ' ὦνδρες δικάζειν*?] 342).

In sicheres Fahrwasser kommen wir erst bei dem verstümmelten Chorlied 365, wo der Alte vom Chore als Bienchen angeredet wird und wo er sich kurz und gut entschliesst, das Netz durchzunagen. Weiterhin aber machen sich dann bald wieder mancherlei Hemmnisse bemerkbar.

Der Streit, welcher sich zwischen den Wespen und den Wächtern ihres Genossen entspinnt, hat bei V. 430 ff. offenbar seinen Höhepunkt erreicht. Mit vorgestrecktem Stachel machen die hitzigen Bestien sich zum Angriff fertig, sie wollen die Feinde kurz und klein stechen. Und dass angesichts der Erbitterung dieser gefährlichen Kampfhähne die Situation eine äusserst kritische sei, ersieht man schon aus den überaus ängstlichen Bemerkungen des Sclaven Xanthias (426 f.). Philokleon wird noch von einigen Knechten, die der Sohn herbeigerufen, festgehalten und sucht unter lautem Geschrei den Kampfesmuth des Entsatzheeres immer heftiger anzufachen. Nun wird's aber losgehen! denkt man. Doch nein! Wieder einmal ein merkwürdiger, unerklärlicher Umschwung. Statt zum Angriff zu schreiten, lässt der Chor (441 ff.) eine ächt greisenhafte, saft- und kraftlose Jeremiade über die Unbilden, die dem Alter zugefügt werden, ertönen. Weiterhin (453 f.) versucht er auch sich ein wenig aufzuraffen, aber wie es den Anschein hat, bringt er es nur bis zu dem komischen Unternehmen, den Gegner, der indessen schon von 435 ff. an nicht die geringste Furcht mehr beweist, durch

[1]) Der Witz mit dem *ὀπίας* 353 ist ein sehr auffallendes Seitenstück zu dem *καπνίας* 151.

Grimassen einzuschüchtern. Da endlich geschieht (456), was man schon unmittelbar nach V. 437 erwartete: die Wächter hauen auf das nunmehr wirklich anrückende Ungeziefer ein und zwar mit dampfenden Feuerbränden, welche Xanthias und Antikleon wohl rasch aus dem Hause geholt haben.

Also wieder das seltsame Hervortreten des Greisenthums an einer Stelle, wo es mit dem Character der Wespen gar nicht vereinbar ist. Auch die Partie von 441 (433?)—455 wird demnach aus der Wespenkomödie auszuscheiden sein.

Die wenigen, bisher berührten Punkte dürften indessen für eine vorläufige Characterisierung der Art und Weise der Bearbeitung genügen; auf alle Contaminationsfugen, welche hier und weiterhin in der syntagmatischen Streitscene vorhanden sind, können wir jetzt unmöglich eingehen. Ueber die letztere gleichfalls nur ein paar orientierende Bemerkungen.

Nach einem längeren Gezänk zwischen Bdelykleon und dem Chore (474 ff.), bei welchem die Anschuldigung des Hochverrathes und der Verschwörung gegen die Souveränität des Volkes dem ersteren mit einem Nachdruck entgegengehalten wird, der sich aus den Voraussetzungen unseres Stückes kaum rechtfertigen lässt, erklärt endlich der Alte ganz unzweideutig (510 f.), dass ihm nichts in der Welt über ein niedliches Prozesschen gehe. Darauf meint der Sohn: Leider finde nun einmal Jener in Folge alteingewurzelter Gewohnheit an derartigen Händeln Gefallen. Wenn er indessen ihm jetzt nur einige Aufmerksamkeit schenken würde, so solle er bald überzeugt werden, dass er sich mit jenen Liebhabereien auf ganz verkehrtem Wege befinde. ‚Ich thäte also Unrecht, indem ich zu Gericht sitze?' fragt hinwiederum der Alte.

Soweit ist die Sache klar und verständlich. Man erkennt sofort, dass hier die Einleitung zu einer theoretischen Discussion über die guten und die schlimmen Seiten des Richterstandes begonnen hat. Ohne Bedenken darf man annehmen, der Alte werde nun die ersteren mit humoristischer Einseitigkeit herausheben, der Sohn die letzteren.

Statt dessen kommt zunächst ein Abschnitt (515 ff.), der wieder eine ganz fremdartige Färbung auf das Bisherige wirft. ‚Du

merkst gar nicht,' antwortet unmittelbar auf jene Frage der Sohn, ‚wie sehr du von denen zum Besten gehalten wirst, die du selber beinahe vergötterst; du ahnst nicht, dass du nur ein Sclave bist.' Der Alte: ‚Dummes Zeug, ich herrsche ja über Alle'. Der Sohn: ‚Nein, pure Einbildung, ein Knecht bist du. Belehre uns doch einmal, welche Ehrengabe, welcher Profit dir zu Theil wird, dir, der doch den Ertrag von ganz Hellas für unsere Stadt einheimst.'

Hier liegt wiederum die Contamination deutlich vor Augen. Nicht die Richter als solche, sondern der Demos von Athen, die Ekklesiasten, empfingen die Zölle und Abgaben aus Hellas; nur bei den letzteren konnte vernünftigerweise davon die Rede sein, dass sie von den Demagogen, die sie für ihre ergebenen Creaturen hielten, factisch beherrscht wurden. Diese Partie scheint uns also aus der Gerontenkomödie in das Wespenstück eingearbeitet.

In der ersten Hälfte der nun folgenden Streitscene (546—641) mögen die Einfügungen weniger zahl- und umfangreich sein; sie gehört in der Hauptsache der Wespenkomödie an. Anders liegt die Sache bei der zweiten Hälfte. Es ist eine schlechterdings unerlässliche Forderung, wenn man erwartet, dass der Sohn, seinem ganzen Verhalten und seinen Tendenzen entsprechend, der von dem Alten soeben vorgebrachten Lobrede auf das Richterthum nun seinerseits die Schattenseiten und Nachtheile dieser zeitraubenden Passion entgegenstellt. Die einfachste Logik nicht minder wie die in anderen aristophänischen Stücken vorhandenen Analogien verlangen an der vorliegenden Stelle eine auf das Wesen der angegriffenen Thorheit, auf die humoristischen Kehrseiten der Geschworenengerichte eingehende Gegenrede. Aber nichts von alledem wird uns in den Worten des Sohnes geboten. Zunächst ist bezeichnend die Stelle 652—685, wo durchaus keine Argumente gegen die verderbliche Richterwuth vorgebracht werden, sondern wo allem Anschein nach den altersschwachen Ekklesiasten der Staar gestochen werden soll bezüglich der Art und Weise, wie sie in der Volksversammlung von den demagogischen Schreiern hintergangen werden. Diese letzteren seien es, die sich vom Ertrage des Staatssäckels

mästeten, denen aus ganz Hellas Geschenke in Hülle und Fülle zuflössen. Das souveräne Volk, der eigentliche Herrscher werde mit seinem armseligen Sold und mit schönen Redensarten abgefunden; es bleibe arm, ja es werde absichtlich von den Demagogen in Armuth gehalten, damit es ein um so gefügigeres Werkzeug in ihren Händen sei.[1])

Nur die kleine Stelle 686—697 bringt wirklich ein Argument gegen das Richten und ist also wohl der Wespenkomödie entlehnt. Das Folgende dagegen scheint wieder dem Gerontenstück angehörig (etwa bis V. 736). Dass hier die Ekklesiasten und nicht die Richter angeredet werden, erhellt ganz evident aus V. 703. 706. 709. 712. 716. Natürlich fehlt es hier nicht an formellen und rein äusserlichen Uebertünchungsversuchen. Ein schlagendes Beispiel gleich zu Anfang 655 ff. Um die alten Ekklesiasten gegen ihre Leiter aufzuhetzen, wird ein kurzer Ueberschlag der Staatseinkünfte vorgelegt. Sie belaufen sich angeblich auf circa 2000 Talente. Von dieser Summe werden sodann gewisse Ausgaben abgezogen und der sehr grosse Ueberschuss als eine sichere Beute der gewissenlosen Demagogen bezeichnet. Es liegt auf der Hand, dass es hierbei dem Komiker nicht in den Sinn kommen konnte, die Summe der Ausgaben irgendwie zu hoch anzuschlagen. Gerade das Gegentheil erforderte ja der Humor. Nun ist an unserer Stelle unter den Ausgaben nur der Betrag des Richtersoldes aufgeführt; scheinbar im Einklang mit den Anforderungen des Wespenstückes. In Wirklichkeit aber ist die Summe von 150 Talenten für diesen einen Posten eine so unsinnig hohe, dass man durchaus nicht begreift, wie sie vom Dichter aufgestellt sein kann.

Die Sache klärt sich aber alsbald auf, wenn wir mit Hilfe

---

[1]) Insbesondere scheint es auf Kleon gemünzt, dessen Partei die Geronten der Ekklesia bildeten. Auch die Beschuldigung des hochverrätherischen Strebens nach der Tyrannis, die dem Bdelykleon mehrfach gemacht wird, erklärt sich nunmehr schon weit ungezwungener; vor allem aber die Bezeichnung Δημολογοκλέων (342) — bisher eine *crux interpretum!* Desgleichen auch die unsinnige Verderbniss von V. 414 (405 ff. = 464 ff. Gerontenstück).

unserer Hypothese die ganze Partie nicht speciell an die Heliasten, sondern an die Ekklesiasten gerichtet sein lassen. Alsdann wird es sofort klar, dass hier ursprünglich nicht blos der Richtersold, sondern überhaupt die wichtigsten Posten des Besoldungsetats angeführt waren, wie Ekklesiastensold, Heliastensold, Rathsherrnsold, Theorika u. s. w. und dass also wohl vor 663 eine Lücke anzunehmen ist. Für alle diese regulären Ausgaben wäre die Summe von 150 Talenten durchaus nicht eine unverhältnissmässig niedrige gewesen [1]), obwohl wir nicht bestreiten wollen, dass der Dichter, um den Ueberschuss zu vergrössern, absichtlich den Betrag der Ausgaben verringert, den der Einnahmen dagegen erhöht habe.

Schwierigkeiten hinsichtlich der Scheidung der verschiedenen Bestandtheile machen sich indessen hier wie anderwärts hauptsächlich darum etwas mehr geltend, weil in den beiden Stücken nicht nur die Hauptcharactere eine gewisse Aehnlichkeit besassen, sondern auch die Beziehungen zwischen den Heliasten und Ekklesiasten an sich schon ziemlich enge sind.

Wir übergehen sodann die Frage, in welchen Beziehungen das Wespenstück zu dem mehrmals als Retter angerufenen Kleon gestanden, inwiefern die Namen Philokleon und Bdelykleon in unserem Stücke wirklich gerechtfertigt sind und einige andere Punkte derart. Nur glauben wir schon jetzt mit vollem Recht behaupten zu dürfen, dass manche Scenen des ursprünglichen Wespenstückes vom Bearbeiter ausgeworfen sind, insbesondere gegen den Schluss zu, wo der einfachsten Berechnung nach noch eine Reihe komischer Situationen sowie ein befriedigender Abschluss vorhanden sein mussten.

Die Scene des Hundeprozesses gehört zwar zu den vollendetsten und brillantesten Schöpfungen der aristophanischen Muse und scheint auch ziemlich gut erhalten; jedoch konnte sie offenbar nicht für sich allein die zweite Hälfte des ursprünglichen Stückes ausfüllen.[2]) Wir glauben nun die Andeutung eines zweiten vor jenem Tribunal behandelten Rechtsfalles in der Erwähnung

[1]) G. F. Schömann Griech. Alterth. I. 439 f.

[2]) In den ursprünglichen Wespen stand die Parabase wohl vor 760.

der Magd Thratta (826 ff.) zu erkennen. Dieselbe soll einen Topf haben durchbrennen lassen.[1]) Und dies Vergehen kommt dem Bdelykleon, während er über einen geeigneten Prozessfall für den Vater nachdenkt, zuerst in den Sinn. Allein ehe er noch mit seinem Vorschlag recht zu Wort kommen kann, wird die Sache wieder abgebrochen. Späterhin wird der Frevel des Hundes Labes ruchbar[2]) und nun ist im weiteren von der Thratta keine Rede mehr. Die Erwähnung derselben wäre aber demnach schon aus den einfachsten Rücksichten der dramatischen Oekonomie zu missbilligen. Ein humoristisches Motiv halb angedeutet und dann gar nicht verwerthet! — Es ist übrigens auffallend, dass in dem Hundeprozess (Labes von Aixone hat sich laut der Anklageschrift 895 ff. dadurch vergangen, dass er mit dem gestohlenen Käse fortgelaufen und ihn in einem Winkel allein aufgefressen) als Belastungszeugen allerlei Küchengeräthe (darunter eine Käseraspel) und die ‚übrigen durchgebrannten Töpfe' citiert werden (936 ff.). Was die letzteren hierbei zu thun haben sollen ist schwer ersichtlich; dagegen dürften sie allerdings in dem Prozess gegen die fahrlässige Thratta von höchster Bedeutung gewesen sein. Zieht man noch in Betracht, dass späterhin (963 ff.) eine Käseraspel auch von Seiten der Vertheidigung als Entlastungszeuge vorgeführt wird, und ferner, dass gerade dies Zeugenverhör nicht nur sehr ungeschickt in den Gang des Prozesses eingeflochten, sondern merkwürdigerweise auch auf die Vernehmung der besagten Käseraspel beschränkt ist, so fragt sich, ob hier nicht eine Verderbniss geringeren Umfanges anzunehmen sei.

Demungeachtet aber und trotz einiger anderer Verunstaltungen, die sie durch den Bearbeiter erfahren hat, giebt uns die Scene des Hundeprozesses einen untrüglichen Anhaltspunkt zu der Voraussetzung, dass Aristophanes in der ursprünglichen Wespenkomödie, von der uns leider nur verstümmelte Bruch-

[1]) Nicht wie J. Richter bemerkt: *‚lentem sive aliud quid, quod in olla coqueretur, adussit. Infra 939 προσκεκαυμένα paullo diverso sensu de ollis igne fumoque nigris dictum.'*

[2]) Derselbe wird allerdings jetzt als *πρῶτον τἀδίκημα* (839) bezeichnet.

stücke erhalten sind, den keineswegs ‚spröden' Stoff in der anziehendsten und belustigendsten Weise behandelt habe.

Was nun die zweite Hälfte unserer sogenannten Wespenkomödie betrifft, so ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass in ihr mehrere Partien eines von den Wespen verschiedenen Stückes vorliegen. Zunächst wird man hierbei natürlich an dieselbe Geronten- oder Ekklesiastenkomödie denken, von welcher einzelne Bruchstücke in die erste Hälfte, in die eigentlichen Wespen, ‚hineingeheimnisst' sind. Wir wurden dort zu der Annahme gedrängt, dass in der Gerontenkomödie ein leidenschaftlicher Besucher der Volksversammlung in ähnlicher Weise bekehrt werden soll wie der Wespenvater. Allein nach den ersten Scenen dieser zweiten Hälfte zu urtheilen, handelte es sich in dem andern Stücke auch um Versuche, die der besorgte Sohn zur Heilung des Geizes und der Ungeselligkeit des Vaters anstellt. Wenn wir es nun nicht mit einer Bearbeitung zu thun hätten, sondern allen einzelnen Andeutungen unbedingten Glauben schenken dürften, so liesse sich aus der Stelle V. 1129 f. entnehmen, dass der Alte sich dem Sohne bereits zur Verpflegung übergeben, dass wir mithin in diesen ersten Scenen uns ungefähr schon in der Mitte des anderen Stückes befänden. Indessen von jener Stelle abgesehen trägt hier alles übrige zunächst weit eher den Character eines neu beginnenden Stückes. Der Sohn versucht dem Vater ein anständiges Mäntelchen und besseres Schuhwerk anzuziehen. Letzterer sträubt sich aus Leibeskräften gegen die ungewohnte Bekleidung. Endlich scheint die Metamorphose erreicht und es soll nun der Unterricht in der höheren Conversation, in den feineren gesellschaftlichen Formen beginnen, damit der Sohn bei dem Gastmahl, das beide besuchen wollen, mit dem Alten Ehre einlegen könne. Allein wenn wir schon die Zwangsankleidungsscene nur mit stetem Kopfschütteln hingenommen haben, so müssen wir nunmehr doch ausdrücklich bemerken, dass hier in dieser letzteren Scene der Ton zusehends matter wird. Es fehlt mit Ausnahme einer sogleich zu erwähnenden Stelle durchweg an jener drastischen und packenden Characteristik der Situation und der Personen, die eine der

Haupteigenthümlichkeiten unseres Dichters bildet. Die Witze sind ziemlich abgeblasst oder unnatürlich; Vater und Sohn verfallen zuletzt fast in die Rolle von gewöhnlichen Bedienten, die über die üblen Folgen eines Räuschchens debattiren; — kurz es ist gar nicht zu verkennen, dass alle diese Scenen zum grossen Theile dem Character der alten Komödie wenig conform sind. Nur die kleine Partie 1208—1250 macht sich sofort durch ihr eigenthümliches Gepräge bemerkbar. Allerdings handelt es sich auch hier just wie im Vorhergegangenen darum, einen ungehobelten Alten in gesellschaftlicher Tournüre zu unterweisen. Allein dieser Alte ist mit einem Mal ein ganz anderer Patron. Es ist nicht mehr der mürrische, ungelenke Schwachkopf, sondern ein jovialer, gewandter und aufgeweckter Jubelgreis, der seinen Lehrmeister durch Anstelligkeit und Humor geradezu übertrumpft. Hier haben wir es auch nicht mehr mit leeren Abstractionen und matten Fictionen, sondern wiederum mit dem realen Inhalt des attischen Lebens zu thun, wie es aus so vielen ächten Partien der aristophanischen Stücke hervorleuchtet. Kleon wird mit derbem Griff geschüttelt; neben ihm bekommen noch andere politische Tagesgrössen ihren wohlgezielten Hieb. Kurz die ganze Stelle ist ebenso unzweifelhaft aristophanisch wie ihre Einfügung an vorliegender Stelle ungeschickt (Widerspruch zwischen 1250 und 1251 vgl. 1264).

Dagegen lässt sich kaum leugnen, dass alles Uebrige sehr wohl mit den Tendenzen und der Haltung der jüngeren attischen Komödie in Einklang stehe. Die nun folgende umständliche Relation des Sclaven Xanthias über das Benehmen des Alten während des Gastmahles ist ihrem Ton und Inhalt nach mit völliger Zuversicht dieser späteren Komödiengattung zuzuweisen. Demnach müsste also die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch hier eine mehrfache Contamination vorliege. [1])

---

[1]) Eine weitere Frage wäre dann die, ob die schon früher von uns aus der Parodos ausgeschiedene Partie (291—317) mit diesem Fragment einer jüngeren Komödie in Beziehung gestanden habe, indem auch dort ein knickeriger und griesgrämiger Alter erscheint.

Erst mit dem Erscheinen des betrunkenen Alten (1326 ff.), der bei einem Gelage eine Flötenspielerin entführt und unterwegs allen erdenklichen Unfug angerichtet hat, dringt uns wieder mit unverkennbarster Deutlichkeit der Parfüm des ächt aristophanischen Humors entgegen. Zwar ist es hier wieder einmal ein Parfüm von der allerkräftigsten Sorte, aber dafür wird auch in wenigen genialen Strichen eine urwüchsig komische Situation hingeworfen.[1])

Es ist vielleicht noch nicht genügend beachtet worden, dass aus den Worten des Alten hervorgeht, dass Vater und Sohn gewissermaassen ihre Rollen vertauscht haben. Der Alte fühlt sich offenbar nicht blos verjüngt (1333 f.); er giebt sich nicht nur wie ein in den Flegeljahren stehender Thunichtgut, sondern er spricht auch von dem Sohne gleichwie von seinem Vormund. Der entführten Flötistin verspricht er, dass er sie zu seiner Kebse machen werde, wenn erst sein gestrenger Herr Sohn gestorben sei (1351 f.). Jetzt könne er noch nicht über sein Vermögen verfügen, da er noch nicht mündig wäre. Gar ängstlich hüte ihn daheim der griesgrämige Sohn; natürlich, denn er sei nun doch einmal dessen einziger Vater! Also humoristische Umkehrung des Verhältnisses von Vater und Sohn.[2]) Und ganz in diesem Sinne spielt dann der Alte seine Rolle weiter.[3])

Das komische Moment dieser ganzen Partie beruht demnach nicht so sehr auf der Darstellung der Excesse eines berauschten Alten, als auf der Voraussetzung, dass der Alte plötzlich in einen

---

[1]) Müssen wir, um den Contrast zwischen dieser Scene und dem Vorhergehenden noch schärfer hervorzuheben, etwa ausdrücklich erwähnen, dass Xanthias, der über die Vorgänge des Gastmahles und über die Heimkehr des Alten ausführlich berichtet, von jener die Gäste in so gewaltige Aufregung versetzenden Entführung der Flötistin keine Silbe erwähnt und dass V. 1301 die Gäste ganz andere sind als V. 1220.

[2]) Aus V. 1341 lässt sich eine Beziehung dieser Scene zu dem Wespenstück nicht nachweisen.

[3]) Einige Verunstaltungen dürften sich (abgesehen von der Stelle 1381—1387) namentlich gegen das Ende der Scene hin eingeschlichen haben.

Jüngling umgewandelt ist, und jedenfalls steht daher diese Scene — ganz abgesehen von ihrer sonstigen prägnanten Färbung — dem Voraufgegangenen völlig unmotiviert gegenüber. Sie nöthigt uns, gewisse Voraussetzungen bezüglich der Umwandlung des Alten zu machen, von denen in der früheren Scene gar nichts verlautete. Der Bericht des Xanthias über den Rausch und seine Folgen ist ein ganz ungenügender Ersatz. Denn dass die Umwandlung des Alten durchaus nicht als die ausschliessliche Folge seiner Trunkenheit anzusehen sei, ergiebt sich auch daraus, dass er schon vor dem Gastmahl in der oben berührten Unterrichtsscene 1208—1250 die deutlichsten Spuren einer Verjüngung an sich trägt. Und gerade der Umstand, dass er sich dort von seinem Sohne Anleitung für das erste Auftreten in der feinen Welt geben lässt, scheint uns entschieden darauf hinzuweisen, dass er sich auch dort schon als ein junges Bürschchen gerirte, das vom Vater zum ersten Mal in die Gesellschaft mitgenommen wird.

Doch genug, der am eigenen Vater Vaterstelle vertretende Sohn macht schliesslich dem ganzen Scandal ein Ende, indem er den trunkenen Alten glücklich in's Haus schafft. Nun aber geschehen Zeichen und Wunder. Es ist schon spät am Abend und ohne gerade allzu rigorose Grundsätze in's Theater mitzubringen, durfte das harmlose Publicum dem bisherigen Gang des Stückes nach wohl erwarten, der aus Rand und Band gerathene Jubelgreis werde schleunigst in Morpheus Arm sinken und allenfalls, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen, mit einem tüchtigen physischen und moralischen Katzenjammer ausgestattet, später wieder auf der Bühne erscheinen, um mit ernsten Vorsätzen den Pfad der Besserung zu betreten.

Diese Ansicht dürfte man auch bei dem Chore voraussetzen (1450—1473) — wenn eben nicht seine Aeusserungen, genauer betrachtet, an dieser Stelle völlig unerklärlich wären und uns geradezu nöthigten, dem kleinen Gesang einen Platz etwa am Schlusse der syntagmatischen Streitscene (vgl. 1470 ff.) anzuweisen; wobei übrigens dahingestellt bleiben muss, ob er der eigentlichen Wespenkomödie oder dem Gerontenstück ange-

hört habe. Jedenfalls passt er nicht an die vorgerückte Stelle der ganzen Handlung, wo er jetzt steht, da sein Inhalt offenbar erst die eigentliche Peripetie des komischen Drama's ankündigt.[1])

Nun werden wir aber in unseren obigen harmlosen Voraussetzungen gründlich enttäuscht. Der unvermeidliche Klatschcolporteur, Musjö Xanthias, tritt aus dem Hause und berichtet, dass der Alte, nachdem er drinnen noch lange Zeit fortgekneipt habe, zuletzt von einer Art Tanzfieber befallen worden, welches ihn auch voraussichtlich die ganze Nacht hindurch nicht zur Ruhe kommen lassen werde. Und wirklich erscheint alsbald der Unverwüstliche auf der Bühne, schwingt sich im Tanze und beginnt dann jenen Balletkampf mit den Karkinossöhnen,[2]) während dessen das Stück plötzlich in der ungereimtesten Weise abbricht.

---

[1]) Wir freuen uns, unsere Ansicht über die Anstössigkeit jener Chorstelle im Wesentlichen bestätigt zu sehen in der interessanten Schrift von J. Stanger Ueber Umarbeitung einiger Aristophanischer Komödien. Leipzig 1870. S. 48 ff., die wir als ein deutliches Symptom eines nachgerade unhaltbar gewordenen Zustandes begrüssen. Der scharfsinnige Verfasser behandelt die Frösche, den Frieden und die Wespen und weist in klarer und überzeugender Darstellung eine Reihe von bisher meist unbeachteten Anstössigkeiten und Störungen des Zusammenhangs innerhalb jener Stücke nach; darunter mehrere Stellen (namentlich im Frieden), bei denen auch wir fast genau zu demselben Ergebniss gelangt sind. Bezüglich der Wespen wird hervorgehoben, dass zwei parodische Stellen dieses Stückes (1326. 1160) mit der Aufführungszeit desselben (422) im Widerspruch stehen, weil sie sich auf euripideische Stücke (Troades und Herakliden) beziehen, die einer viel späteren Zeit angehören. Wenn nun aber als Schlüssel zur Erklärung dieser und der übrigen Ungereimtheiten die Hypothese aufgestellt wird, dass jene Stücke eine zweite Aufführung erlebt, resp. in einer vom Dichter theilweise abgeänderten Form uns erhalten seien, so kommt der Verfasser im Grossen und Ganzen damit auf jenen unhaltbaren Standpunkt hinaus, den man bisher bei der Beurtheilung der Wolken eingenommen. Eine zweite Bearbeitung, ein wiederholt aufgeführtes Stück wird aber doch in der Regel nicht sowohl ein mangelhafteres, sondern eher ein recht vollendetes werden.

[2]) NB.! Schol. 1502: ὁ μέσατος = ὁ μέσος. Μέναν δρος Καρχηδονίῳ.

In der That, die Blödsinnigkeit dieses Abschlusses ist so grossartig,[1]) dass man nicht begreifen kann, wie sich Vertheidiger der letzten Scene haben finden können.[2]) Allein wozu sich über dergleichen nun noch lange ereifern? Scheint doch unser Bearbeiter nicht sowohl ein raffinierter Bösewicht als vielmehr ein grosser Schalksknecht gewesen zu sein, der die Lösung des von ihm geschürzten Knotens gar nicht so ernstlich erschweren wollte.

Wenn nämlich überhaupt noch ein Zweifel an dem Factum der Umarbeitung der Wespenkomödie möglich wäre, so müsste er hier am Schlusse bei ruhiger Erwägung der letzten Worte unseres Stückes sofort schwinden. Der Chorführer fordert, wie aus den Lesarten der Scholien hervorgeht,[3]) seine Leute auf, sich tanzend zu entfernen und fügt dann ganz offenherzig hinzu: Denn noch niemals hat es Jemand versucht, den ko-

---

[1]) J. Stanger a. a. O. S. 49 f. weist übrigens mit Recht darauf hin, dass von 1474 an eine zweite Schlussscene anhebe, welche mit der früheren 1292—1449 ziemlich parallel sei und S. 56 f. erkennt er unsere jetzige Schlussscene (1474) als ein vollständiges hors d'oeuvre an. Seinen Erklärungsversuch, welcher sich auf eine byzantinische Definition von *ἐπεισόδιον* stützt (57), können wir nicht billigen.

[2]) J. Richter zu 1474: *‚Ultima haec scena parum cuipiam videatur cum reliquis cohaerere atque addita solummodo esse ad tragicos quosdam carpendos cothurnumque omnino deridendum. Verum ut in plerisque fabulis superstitibus actio ad eum perducta est finem, ut nihil amplius dicas desiderari, ita in nostra quoque Comicus senem oblitum iudiciorum penitus esse voluit [?]. — — Nunc vero furor hic iudicialis ita prorsus cessit paci hilari, ut ne verbo quidem ullo memoria eius prodatur [!]. Prius intra cancellos toto die sitiebat, esuriebat, sedebat, nunc epulatur, potat, saltat; nunc is est, quem filius esse vult [?], iucundus, hilaris, festivus: civis est, non iudex, homo placidus [!], non sycophanta, pater familias denique, non hospes propriae domus. Iam vides opinor, quam sit ultima haec scena* ***necessaria*** *‘!!!* [quod erat demonstrandum]. —

[3]) 1535: *ἀλλ᾽ ἐξάγετ᾽ εἴ τι φιλεῖτ᾽ ὀρχούμενοι θύραζε‖ἡμᾶς ταχύ· τοῦτο γὰρ οὐδείς πω πάρος δέδρακεν,‖ ὀρχούμενος* [*ὀρχούμενον* Ald.] *ὅστις ἀπήλλαξεν χορὸν τρυγῳδῶν.* —

Schol.: *εἰσέρχεται γὰρ ὁ χορὸς ὀρχούμενος, οὐδαμῶς δὲ ἐξέρχεται* [sc. *ὀρχούμενος*].

mischen Chor tanzend abziehen zu lassen! Natürlich, einem antiken Dramatiker konnte so etwas überhaupt nicht passieren; was aber durfte sich der wahnwitzige Bearbeiter etwa nicht erlauben?

Dem Gerontenstück würde nach alledem von der ganzen zweiten Hälfte unserer Komödie mit einiger Sicherheit nur die Unterrichtsscene 1208—1250 und die Trunkenheitsscene 1326 ff. zuzuweisen sein, wo der Alte mit der Flötistin auf der Bühne anwesend ist.

Wollen wir aber überhaupt diesen Zusammenhang zwischen einigen eingeschalteten Partien des ersten Theils und jenen humoristischen Scenen des zweiten festhalten, so möchte etwa Folgendes anzunehmen sein: Aus den in die Wespen eingefügten Bruchstücken scheint sich zu ergeben, dass der Alte der Gerontenkomödie ein recht ungemüthlicher, ungeniessbarer, krakehlsüchtiger Kerl war, den der einsichtige Sohn von seinen thörichten und verderblichen Gewohnheiten, besonders von dem Sykophantentreiben und Chikanieren (vergl. oben S. 185) abzubringen sucht. Der in der bezeichneten Scene des zweiten Theiles auftretende Alte ist das gerade Gegentheil hiervon. Lustig, ausgelassen und voller schlimmer Streiche giebt er sich wie ein unter strenger väterlicher Zucht stehender Springinsfeld. Dass also eine Umwandlung mit ihm vorgegangen sein muss, da er, der Greis, sich jetzt als Jüngling fühlt und als solcher angesehen sein will, liegt auf der Hand und es hat auch wohl, wie schon bemerkt, den Anschein, dass diese Umwandlung nicht blos das Product eines augenblicklichen Weinrausches sei, sondern ein wesentliches Moment in der Handlung des fraglichen Stückes bilde.

Und wenn sich nun auch aus Mangel an bestimmten Anhaltspunkten nicht sicher ermitteln lässt, wie jene Umwandlung des Alten vor sich gegangen, ob auf natürlichem Wege oder vielleicht durch Umkochen (wie es bei der Verjüngung des Demos in den Rittern probiert wird) oder sonst durch eine ungewöhnlichere humoristische Procedur, so liegt doch immerhin die Vermuthung nahe, dass sogar die ganze komische Peripetie jenes fraglichen zweiten Stückes auf einer Art von

Verjüngung des alten Chikaneurs basiert war. Dies aber einmal vorausgesetzt, ist es in Hinsicht auf verschiedene Indicien des ersten Theils der erhaltenen Wespenkomödie ganz unmöglich noch länger die Aehnlichkeit zu verkennen, welche das Thema dieser Gerontenkomödie mit einem allerdings nur aus einigen wenigen Fragmenten bekannten aristophanischen Stücke, Geras oder das Alter genannt, besitzt.

Ueber das letztere hat J. W. Süvern[1]) eine Reihe ansprechender Vermuthungen aufgestellt und die vorhandenen Fragmente in einen leidlichen Zusammenhang gebracht. Darnach scheint dort vor der Verjüngung eines oder mehrerer Greise, welche wohl den Mittelpunkt der Handlung bildete,[2]) eine politische Debatte über die Missbräuche der Demagogie u. dgl. stattgefunden zu haben (S. 11), Kleon muss eine wichtige Rolle gespielt haben (S. 13 f.), auf die Verjüngung folgte jugendlicher Uebermuth und Muthwille, unter deren Aeusserungen das Plündern der Brodkörbe und die Händel mit der Hökerin mit die ersten waren (S. 14), endlich wird auch noch verliebter Muthwille getrieben (S. 15 ff.). Da indessen jede umfassendere derartige Reconstruction eines verlorenen Stückes bei der Mangelhaftigkeit der überlieferten Bruchstücke und bei der Möglichkeit sinnentstellender Verderbnisse innerhalb derselben immerhin sehr unsicher ist, so sehen wir lieber von den weitergehenden Combinationen der Süvern'schen Aufstellung ab und beschränken uns vorläufig darauf, nur die Aehnlichkeit

---

[1]) Ueber Aristophanes Drama benannt das Alter. Berlin 1827. Allegorische Erklärung des Stückes (S. 6 ff.). S. 21: Es ergiebt sich nunmehr aus dem Gesagten als der eigentliche Inhalt des Γῆρας die Darstellung des in Altersschwäche, Gebrechlichkeit und Verblendung über seinen Zustand befangenen, aber davon erlöseten und seiner jugendlichen Gesundheit und Kraft wiedergegebenen, in deren Gefühle nun den Genuss des Lebens und seiner Güter frisch erneuernden atheniensischen Volks,' S. 19 f. wird der Inhalt der Wespen zur Vergleichung herangezogen, S. 6 auf die Aehnlichkeit zwischen dem Geras und den Rittern des Aristophanes hingewiesen.

[2]) Süvern a. a. O. S. 5 vermuthet, dass die Greise durch Abstreifen der alten verschrumpften Haut verjüngt worden seien.

beider Komödien zu constatieren, wie sie sich in rein sachlicher Weise auf Grund bestimmt überlieferter Bruchstücke ergiebt und zwar zunächst aus einer Stelle des Athenaios,[1]) wonach in dem Drama ‚das Alter' erstens eine Verjüngung eines oder mehrerer Greise stattfand; zweitens aber auch ein komischer Conflict zwischen dem Verjüngten und einer Brodverkäuferin sich ereignete. Dass ein Betrunkener sich unfläthig benahm, geht sodann aus Fragment 186 (III nach Bergk bei Mein.) hervor[2]), und dass ein Frauenzimmer (eine Hetäre, nach Süvern's Vermuthung) auf dem Kellervorsprung (?) des Hauses stand (vergl. Wespen 1341), aus dem 182. Fragment (IV nach Bergk).[3]) Das Uebrige, was sich etwa noch für die Identität der fraglichen Gerontenkomödie und des Geras vorbringen liesse, mag der Combinationsgabe gewandterer Kritiker überlassen bleiben.

Als Ergebniss aber müssen wir im vorliegenden Fall den Satz aufstellen:

Die uns überlieferte Wespenkomödie zerfällt in zwei verschiedenartige Hälften. Die erstere derselben enthält für sich allein das ursprüngliche Wespenstück des Aristophanes, aber stark verstümmelt und mit Bestandtheilen einer andern aristophanischen Komödie, einem Gerontenstück, contaminiert. In der zweiten Hälfte findet sich gleichfalls ein Theil dieser Gerontenkomödie, ausserdem vielerlei Zuthaten des Bearbeiters und ein oder die andere Partie aus Stücken einer jüngeren attischen Komödie. Die fragliche Gerontenkomödie ist vielleicht identisch mit einem bekannten aristophanischen Stück: dem Geras. —

---

[1]) III. p. 109 F: Κριβανίτην. τούτου μνημονεύει Ἀριστοφάνης ἐν Γήρᾳ· ποιεῖ δὲ λέγουσαν ἀρτόπωλιν διηρπασμένων αὐτῆς τῶν ἄρτων ὑπὸ τῶν [τοῦ?] τὸ γῆρας ἀποβαλόντων [ἀποβαλόντος?].

A. Τουτὶ τί ἦν τὸ πρᾶγμα; B. Θερμούς, ὦ τέκνον. ‖ A. ἀλλ' ἢ παραφρονεῖς; B. κριβανίτας, ὦ τέκνον.

[2]) Bekkeri Anecd. I. p. 449, 14 Ἀριστοφάνης Γήρᾳ· ὁ δὲ μεθύων ἤμει παρὰ τοὺς ἀρχηγέτας.

[3]) Poll. IX. 39: ἐν τῷ Γήρᾳ. Ἐπὶ τοῦ περιδρόμου στᾶσα τῆς συνοικίας. [συνοικία = ἀπόστασις?]

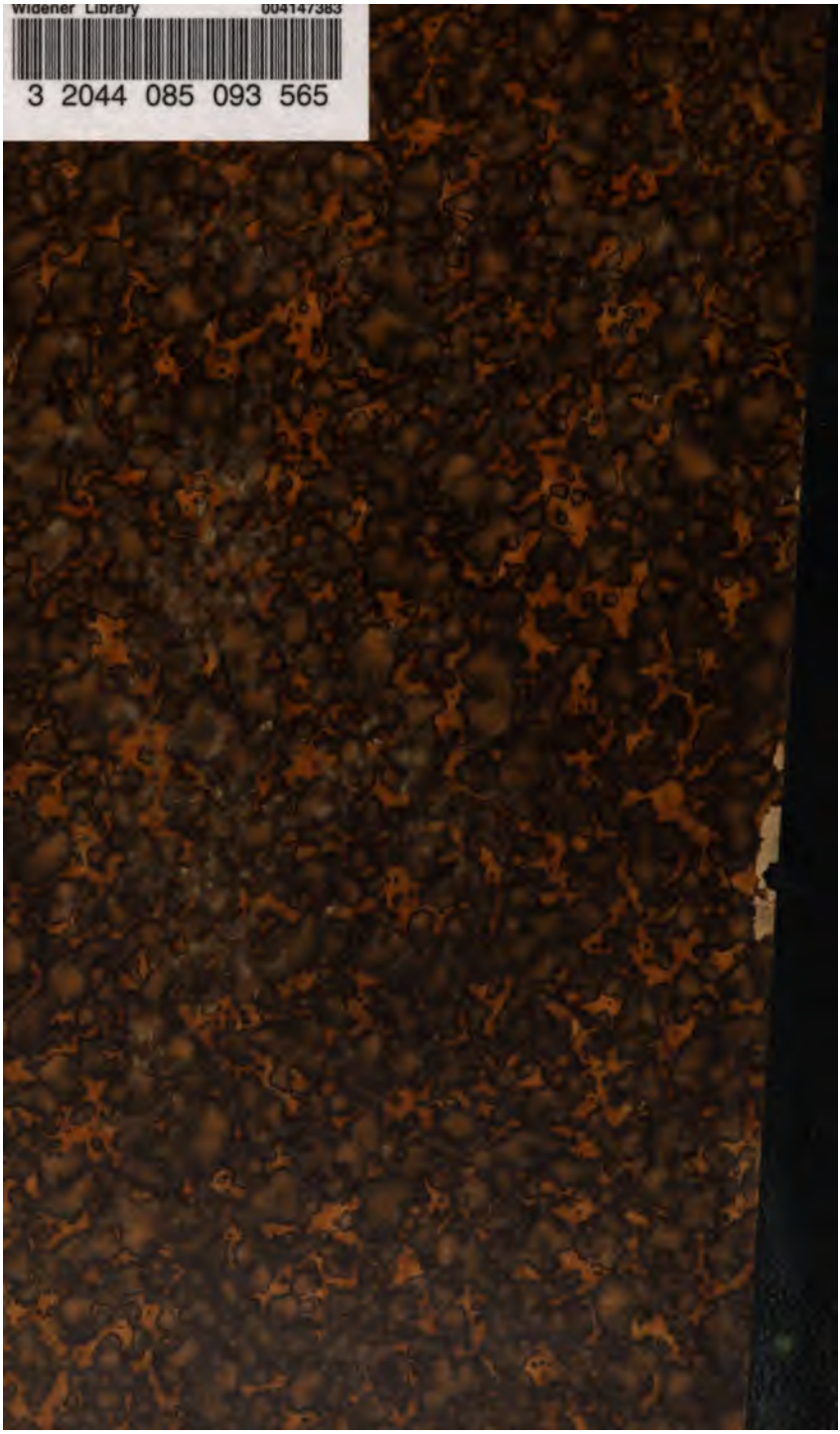
Wir haben schon oben S. 143 einige weitere Komödien des Aristophanes angeführt, deren ganze Verfassung genügenden Anlass zu Untersuchungen derselben Art bietet.

Es bleiben sonach noch drei Stücke übrig. Bei den Acharnern ergiebt sich schon auf den ersten Blick nicht allein aus der lockeren Verknüpfung der meisten Scenen, sondern auch aus mehreren unverkennbaren Spuren einer Zweiheit des Ortes, der Zeit und der Hauptperson selber (Dikaiopolis ist Acharner und Cholidenser) die Wahrscheinlichkeit einer Contamination. Nicht viel anders liegt die Sache bei der Lysistrate. Somit blieben nur noch die Ritter, ein Stück, das bekanntlich vor allen übrigen aristophanischen Komödien wegen seines ‚genauen, nach Art der Tragödie vorrückenden Planes' gelobt wird und das dem harmlosen Beschauer allerdings den Eindruck eines leidlich einheitlichen Dramas machen kann. In Wirklichkeit verhält sich die Sache aber auch hier etwas anders, und wer sich überhaupt einmal gründlich mit den technischen Fragen dieser Komödie beschäftigt, wer sich dabei gegenüber von den zahlreichen Mängeln derselben nicht absichtlich die Augen verschlossen hat, der wird uns von vornherein nicht allen Glauben versagen, wenn wir versichern, dass selbst an diesem Stück deutliche Symptome einer Umarbeitung sich uns dargeboten haben.

Es wäre freilich das Einfachste, auch für die soeben genannten Stücke sofort die Beweise vorzulegen. Indessen nachdem wir nunmehr auf dem Boden des aristophanischen Nachlasses unserer Auffassungsweise wenigstens einen festen Stützpunkt errungen zu haben glauben, erscheint es uns ungleich wichtiger, vorerst eine Reihe von hier einschlagenden Fragen allgemeiner Natur kurz zu erörtern, mit anderen Worten, auch hier wieder wie bei der Untersuchung der Wolken vor dem endgültigen Abschluss innerhalb der Specialfrage eine Erhöhung des Gesammtstandpunktes zu versuchen.

Mahlau & Waldschmidt. Frankfurt a. M.

NOV 7 19
CANCELLED
MAR 22 H
5177962.
1976

Gebunden von
C. W. Freise
in Göttingen.

Widener Library 004147383
3 2044 085 093 565